

ZÜRCHER DENKMALPFLEGE

ZÜRCHER DENKMALPFLEGE

2. BERICHT 1960/1961

Zürich 1964

Herausgeber Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich
Bauamt II der Stadt Zürich

Druck Genossenschaftsdruckerei Zürich

INHALTSVERZEICHNIS

KANTON ZÜRICH

Adliswil	13	Lindau	53
Bauma	13	Männedorf	54
Birmensdorf	14	Marthalen	54
Bülach		Meilen	
– Engelwiesen	15	– Sterneggweg 5	57
– Solli	15	– Schulhausstrasse	59
Dällikon		– Obermeilen	59
– Mühlerain/Chneblezen	15	Mettmenstetten	
– Lätten	19	– Reformierte Kirche	62
Dietlikon	19	– Gasthaus zum «Weissen Rössli»	71
Eglisau		Mönchaltorf	
– Reformierte Kirche	19	– Enklave Sack	73
– Kirchgasse 586	30	Neftenbach	73
Elsau	32	Oberrieden	74
Embrach	32	Ossingen	
Fällanden	33	– Kirche Hausen	74
Fehraltorf	33	Pfungen	74
Flaach	36	Rafz	76
Grüningen		Regensberg	77
– Itzikon	37	Rheinau	
– Städtchen	38	– Sogenannter Stadtgraben	78
Hettlingen		– Gasthaus zum «Salmen»	81
– Worbig	39	Seegräben	
– Hanfreibe	39	– Rielsen	82
Höri	41	– Aathal, «Heidenburg»	83
Hombrechtikon	42	Steinmaur	83
Horgen		Turbenthal	83
– Dampfschiffsteg	42	Uitikon	85
– Zentrales Klärwerk	43	Urdorf	87
Hüntwangen	43	Wallisellen	87
Illnau	43	Wasterkingen	88
Kappel a. A.	43	Wetzikon	
Kloten		– Robenhausen, Furtacker	89
– Dorfstrasse 36	44	– Medikon, Sandbühl	91
– Reformiertes Pfarrhaus	44	Wila	91
Knonau	44	Winkel	92
Kyburg	51		
Laufen-Uhwiesen	53	Winterthur	
		– Altstadt	
		– Technikumstrasse 12	94
		– Gärtnerstrasse 21	95

– Oberwinterthur	
– Römerstrasse 147/151	95
– Römerstrasse 162	96
– Römerstrasse 240	97
– Römertorstrasse 24a	97
– Seenerstrasse 3a–c	97
– Wülflingen	
– Burgstrasse 109	97
Zell	
– Reformierte Kirche	97
– Lettenberg	99
– Rikon	100

STADT ZÜRICH

() *Objekte ohne eigenen Artikel*

Altstadt	
– Fraumünster	105
– Augustinerkirche	108
– Barfüsserkloster	110 (119)
– Augustinergasse 17, 19, 25	110
– Froschaugasse 20, 22, 24	110
– Hirschengraben 15	114
– Hirschengraben 40	112
– Kämbelgasse 6	116
– Kirchgasse 22	114
– Kirchgasse 48	115
– Kuttelgasse 5–11	115
– Lindenhof	115
– Leuengasse 17	(108)
– Münsterhof 17	116
– Neumarkt 4, 5	117
– Spiegelgasse 29	117
– Oberdorfstrasse 28, 30	117
– Obmannamtsgasse 7	119
– Pelikanstrasse 19, «Neuegg»	117
– Stampfenbachstrasse 26	120

– Weingasse 5	120
Altstetten	
– Loogarten, Salzweg	122
Enge	
– Breitingenstrasse 4–10	125
– Gutenbergstrasse 1	(112)
– Seestrasse 125	132
Fluntern	
– Liebakapelle	133
– Zürichbergstrasse 69, 71, 75	135
Hirslanden	
– Heliosstrasse 22	136
Höngg	
– Bombachgut, Limmattalstrasse 365	136
Riesbach	
– Dufourstrasse 43	136
– Höschgasse 77	137
Oerlikon	
– Strickhof, «Mur»	137
Seebach	
– Alte Kirche	138
Witikon	
– Witikonstrasse 356	141

Legenden zu den Beilagen 1–14	142
Abbildungsnachweis	144

DENKMALPFLEGE-KOMMISSIONEN

KANTON

Regierungsrat Dr. Paul Meierhans, Baudirektor, Zürich
Vorsitzender (bis 31. 3. 1963)
Regierungsrat Dr. Robert Zumbühl, Baudirektor, Zürich
Vorsitzender (seit 1. 4. 1963)
Prof. Dr. Werner Ganz, Winterthur
Prof. Dr. Paul Kläui, Wallisellen
Prof. Dr. Anton Largiadèr, Zürich (bis 31. 3. 1963)
Prof. Dr. Leonhard von Muralt, Zollikon
Prof. Dr. Jacques Schader, dipl. Architekt ETH
(seit 1. 4. 1963)
Dr. Hugo Schneider, Zürich
Prof. Dr. Emil Vogt, Zürich
Richard A. Wagner, Architekt, Zürich
Prof. Dr. Richard Zürcher, Zürich
mit beratender Stimme: Dr. Walter Drack, Uitikon-Waldegg
Adolf Hägi, Liegenschaftenverwalter, Zürich
Bruno Witschi, Kantonsbaumeister, Zürich
Sekretär: Dr. Henri Kreis, Zürich

STADT

Stadtrat Dr. Sigmund Widmer, Zürich, Vorsitzender
Stadtpräsident Dr. Emil Landolt, Zürich
Adolf Wasserfallen, Stadtbaumeister, Zürich
Dr. Fritz Egg, Zürich
Dr. Robert Frick, Zürich
Alfred Gradmann, Architekt, Zürich
Emil Grimm, Zürich
Dr. Paul Guyer, Zürich
Prof. Dr. Paul Kläui, Wallisellen (bis 31. 7. 1962)
Fritz Metzger, Architekt, Zürich
Prof. Dr. Peter Meyer, Zürich
Ulrich Ruoff, Zürich (seit November 1962)
Paul Schaufelberger, Stadtammann, Zürich
Dr. Hugo Schneider, Zürich
Dr. Hedwig Strehler, Zürich
Sekretär: Richard A. Wagner, Architekt, Zürich
Ausschuss: Stadtrat Dr. Sigmund Widmer, Zürich, Vorsitzender
Stadtpräsident Dr. Emil Landolt, Zürich, Vizepräsident
Adolf Wasserfallen, Stadtbaumeister, Zürich
Dr. Paul Guyer, Zürich
Prof. Dr. Paul Kläui, Wallisellen (bis 31. 7. 1962)
Richard A. Wagner, Architekt, Zürich

DENKMALPFLEGER

KANTON

Dr. Walter Drack
Amt: Hochbauamt des Kantons Zürich, Walchetur 1,
Zürich 1, Telefon 32 96 00
Privat: Haldenstrasse Uitikon-Waldegg, Telefon 54 66 50

STADT

Begutachtung von Bauprojekten
Bauliche Denkmalpflege / Altstadtanierung

Richard A. Wagner, dipl. Architekt ETH
Amt: Hochbauamt der Stadt Zürich, Amtshaus IV,
Uraniastrasse 7, Zürich Telefon 29 20 11
Privat: Kilchbergstrasse 68, Zürich 2/38, Telefon 45 61 42

Archäologische Untersuchungen

Bis 31. Juli 1962 Prof. Dr. Paul Kläui
Seit November 1962 Ulrich Ruoff, stud. phil. I, Mitarbeiter
für Denkmalpflege beim Baugeschichtlichen Archiv.
Amt: Helmhaus, Limmatquai 31, Telefon 32 61 77
Privat: Vogelsangstrasse 46, Zürich 6, Telefon 26 13 83

Dokumentation

Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich, Helmhaus,
Limmatquai 31, Telefon 32 61 77
Leiter: Dr. Paul Guyer, Stadtarchivar
Telefon 29 58 11 intern 31 55 (Stadthaus)
intern 35 14 (Helmhaus)

VERFASSER

Kantonaler Teil: Dr. Walter Drack

Städtischer Teil: Prof. Dr. Paul Kläui (P. K.)

Richard A. Wagner, dipl. Architekt ETH
(R.W.)

Dr. Walter Drack (W. D.)

Ulrich Ruoff, stud. phil. I (U. R.)

Mitarbeiter:

Frau Dr. Elisabeth Ettlinger, Witikonstrasse 58,

Zürich 7/32

Robert Fässler, Arch. SIA, Gartenstrasse 4, Zürich 2

PD Dr. Rene Hantke, Im Gsteig, Uerikon ZH

Koordinatenangaben auf Grund der neuen Landeskarte

1 : 25 000

ABKÜRZUNGEN

ASA	Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde	AGZ	Antiquarische Gesellschaft in Zürich
BerAGZ	Bericht der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich	BAZ	Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich
Bürgerhaus	Das Bürgerhaus in der Schweiz, herausgegeben vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein	EKD	Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege
JbSGU	Jahresbericht bzw. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte	KDK	Kantonale Denkmalpflege-Kommission
JbSLM	Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums, Zürich	StDK	Städtische Denkmalpflege-Kommission
Kdm.	Kunstdenkmäler, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte	KHA	Kantonales Hochbauamt, Zürich
Keller, Helvetische Denkmäler I	F. Keller, Die helvetischen Denkmäler, I. Refugien, in: MAGZ, Bd. XVI.	SLM	Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
Keller, Statistik	F. Keller, Statistik der römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz, in: MAGZ, Bd. XV.	ZB	Zentralbibliothek Zürich
MAGZ	Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich		
NSBV	Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins		
Njbl.	Neujahrsblatt		
NZZ	Neue Zürcher Zeitung		
UK	Unsere Kunstdenkmäler, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte		
US	Ur-Schweiz, herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte		
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte		
ZD	Zürcher Denkmalpflege (Berichte)		
ZSG	Zeitschrift für Schweizerische Geschichte bzw. Schweizerische Zeitschrift für Geschichte		
Zs	Zeitschrift		

KANTON ZÜRICH

ADLISWIL (Bez. Horgen) HOFACKERSTRASSE

(Vgl. Beilage 3, 1)

Anfang April 1961 wurden bei Aushubarbeiten für die Hofackerstrasse unterhalb der Flur Leberen in Adliswil von jungen Anwohnern in einer etwa ein Meter unter der Bodenoberfläche liegenden, rund 60 Zentimeter mächtigen humos-schwärzlichen und mit kleinen Kieseln durchsetzten Schicht prähistorische – möglicherweise bronzezeitliche – Scherben gefunden, die an der betreffenden Stelle die Überreste einer prähistorischen Siedlung vermuten liessen. Eine am 13. April 1961 an der Fundstelle und westlich sowie östlich davon durchgeführte Sondierung liess wohl den weiteren Verlauf der dunklen «Kulturschicht» erkennen, förderte indes keine weiteren Funde zutage.

BAUMA (Bez. Pfäffikon) RUINE ALT-LANDENBERG

Wir können hier leider den im ersten Bericht ZD 1958/59, S. 13, in Aussicht gestellten zusammenfassenden Bericht über die seit Frühjahr 1958 bis Herbst 1962 durchgeführten Ausgrabungen und Konservierungsarbeiten noch nicht einrücken, da die Bearbeitung der Pläne und der Kleinfunde noch nicht abgeschlossen ist. Wir hoffen indes, im nächsten Bericht auf diese wichtigen, von Fabrikant Jakob Wolfensberger in Bauma finanzierten Arbeiten zurückkommen zu können. Eine kurze Orientierung veröffentlichte der Leiter des Unternehmens, Architekt Christian Frutiger, in den Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins Jg. 32/1959, S. 2 ff.

Bauma – Alt-Landenberg. Die Burg-
ruine nach der Konservierung von
1958 bis 1961. Blick gegen Osten, links
in der Mitte die Rückseite des
Sodbrunnens.



Birmensdorf – Reformierte Kirche.
Der romanische Turm nach der Restaurierung von 1960.



BIRMENS DORF (Bez. Zürich) REFORMIERTE KIRCHE

Restaurierung des Turmes (vgl. Beilage 2, 1)

Projekt und Bauleitung: R. Constam und H. R. Koller, dipl. Architekten SIA, Zürich.
Experten der Denkmalpflege: alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Architekt SIA, Zürich, und kant. Denkmalpfleger.

Im Zusammenhang mit einer notwendig gewordenen Instandstellung der Blechteile des Daches und Erneuerung des Verputzes wurde der ins 12. Jahrhundert zurückreichende romanische Turm der reformierten Kirche in Birmensdorf im Herbst 1960 einer gründlichen Renovation unterzogen. Der Turm hatte zwar anlässlich der Erbauung des im Verhältnis viel zu mächtigen Schiffes kaum gelitten, wurde indes anlässlich der Kirchenrenovation im Jahre 1924 etwas unsach-

gemäss behandelt. Zudem verlangten auch die Zifferblätter nach einer Erneuerung. So beschloss die Kirchgemeinde, den Turm nicht nur renovieren, sondern vielmehr restaurieren zu lassen.

Bei der Restaurierung zeigte es sich, dass der ursprüngliche Zustand sozusagen durch Entfernung von späteren Zutaten und vermeintlichen Verbesserungen wiederhergestellt werden konnte. So erhielt das unterste Mauerfeld durch Entfernung von modernen Plattenzutaten wieder die alte Höhe zurück. Die Rundbogenfriese wurden von den allzu schematisierenden «Korrekturen» befreit. Dem unteren Kranzgesimse wurde durch Ausbau einer weit vorkragenden Sandsteindeckplatte und eines falschen Profils in Zementverputz die alte Form zurückgegeben. Das obere Kranzgesimse war ebenfalls durch eine unnötig umlaufende Dachwasserrinne überbetont, wobei diese die Verbindung zwischen dem Kranzgesimse und den Ortgesimsen durchschnitt. Deshalb wurde auf eine Dachwasserrinne verzichtet. Ein ganz grosser Gewinn bedeutet für den romanischen Kirchturm die Öffnung der wohl seit dem 8. Jahrhundert zugemauerten gekoppelten Schallöcher in der Nordwestbeziehungsweise Südwestmauer. Leider waren durch einstmals unsachgemässe Behandlung zwei Kämpfer und eine Säule so stark beschädigt, dass sie ersetzt werden mussten. Die alten Zifferblätter verdeckten nicht nur die grossen Schallöffnungen, sondern schnitten ausserdem die Ecklisenen beträchtlich an. Sie wurden darum durch kleinere Zifferringe ersetzt, was dann auch kleineren Zeigern rief, die Frau Evi Constam-Hotz entwarf.

Für die beiden Giebel waren auf Grund einer Zeichnung von Heinrich Keller aus dem Jahre 1812 je eine Windfahne geplant. Leider entpuppte sich das dortige Mauerwerk als zu locker, weshalb die bestehende mittlere Wetterfahne bloss renoviert und wieder aufgesetzt wurde. Beim Verputz wurde darauf geachtet, dass er in gleichmässiger Stärke auf die unebene Maueroberfläche aufgetragen wurde. Ebenso wurde die Unregelmässigkeit der Rundbogenfriese nicht fälschlich korrigiert. Die anlässlich des Einbaues der Dachwasserrinne zurückgehauenen Steine an den Giebelenden wurden nach alten Analogien durch neue, mit einer Hohlkehle versehene ersetzt, wodurch das Käsbissendach sehr gewonnen hat.

BÜLACH (Bez. Bülach)

ENGELWIESEN

Fund eines Steinbeiles

Im Sommer 1960 fand Lehrer Hermann Pfenninger von Bülach in der Flur Engelwiesen bei Koord. 682750/262800 ein sogenanntes spitznackiges Steinbeil sowie zwei andere bearbeitete neolithische Artefakte aus Silex (Feuerstein).

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

SOLLI

Archäologische Sondierung (vgl. Beilage 1, 1)

In der grossen Kiesgrube im Solli nördlich Bülach entdeckte Lehrer Hermann Pfenninger von Bülach im Oktober 1960 an der Ostwand in rund 1,60 Meter Tiefe unter der alten Geländeoberfläche eine ungefähr 30 bis 40 Zentimeter starke und rund 2 Meter weit sich hinziehende Schicht aus rotgebranntem Lehm, der stark mit Holzkohleresten durchsetzt war. Da 1943 bei Entwässerungsarbeiten unweit dieser Stelle die Überreste eines Brandgrabes der Urnenfelderzeit um rund 1100 v. Chr. entdeckt worden waren, beraumte die kantonale Denkmalpflege eine Untersuchung an. Leider verlief die am 20. Oktober 1960 unternommene Abklärung ergebnislos, d. h. es wurde nicht der geringste datierende Fund gemacht.

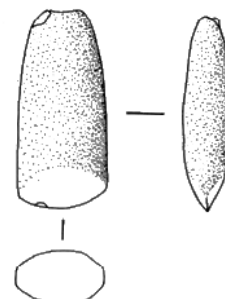
Literatur: JbSLMZ 1938–1943, S. 119 (betr. Fund von 1943). JbSGU 1944, S. 43 (do.).

DÄLLIKON (Bez. Dielsdorf)

MÜHLERAIN/CHNEBLEZEN

Römische Gebäuderuinen (vgl. Beilage 1, 5)

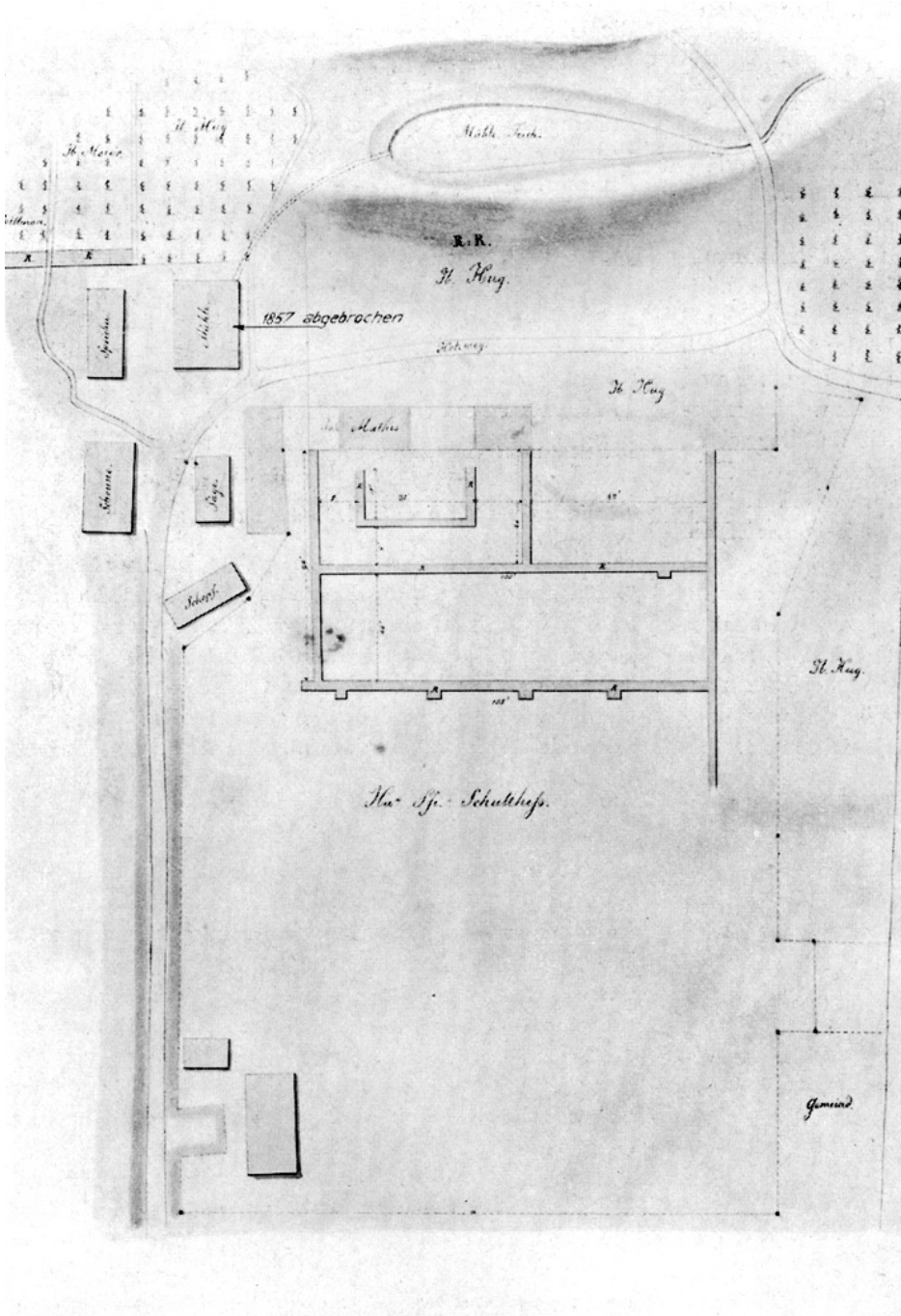
«Es war zu Anfang des Jahres 1836, als der Antiquarischen Gesellschaft (Zürich) zur Kenntnis kam, dass im Dorf Dällikon in dem nahe bei der dortigen Mühle gelegenen Baumgarten, damals Privateigentum des Herrn Pfarrers, weitläufiges altes Gemäuer gefunden wurde. Auf diese Anzeige hin besichtigten einige Mitglieder der Gesellschaft diese Localität ...» So ist, als wäre es gestern niedergeschrieben worden, im III. Band der Zeichnungsbücher der Antiquarischen Gesellschaft Zürich («Keltisch-Römische Abt.»), S. 2, zu lesen. Dann heisst es weiter: Bei dieser Gelegenheit vernahm man von einem alten Manne, der in früher Jugend Augenzeuge von dieser Arbeit gewesen war, «dass bereits im Jahre 1789 in jener Gegend Nachgrabungen gemacht



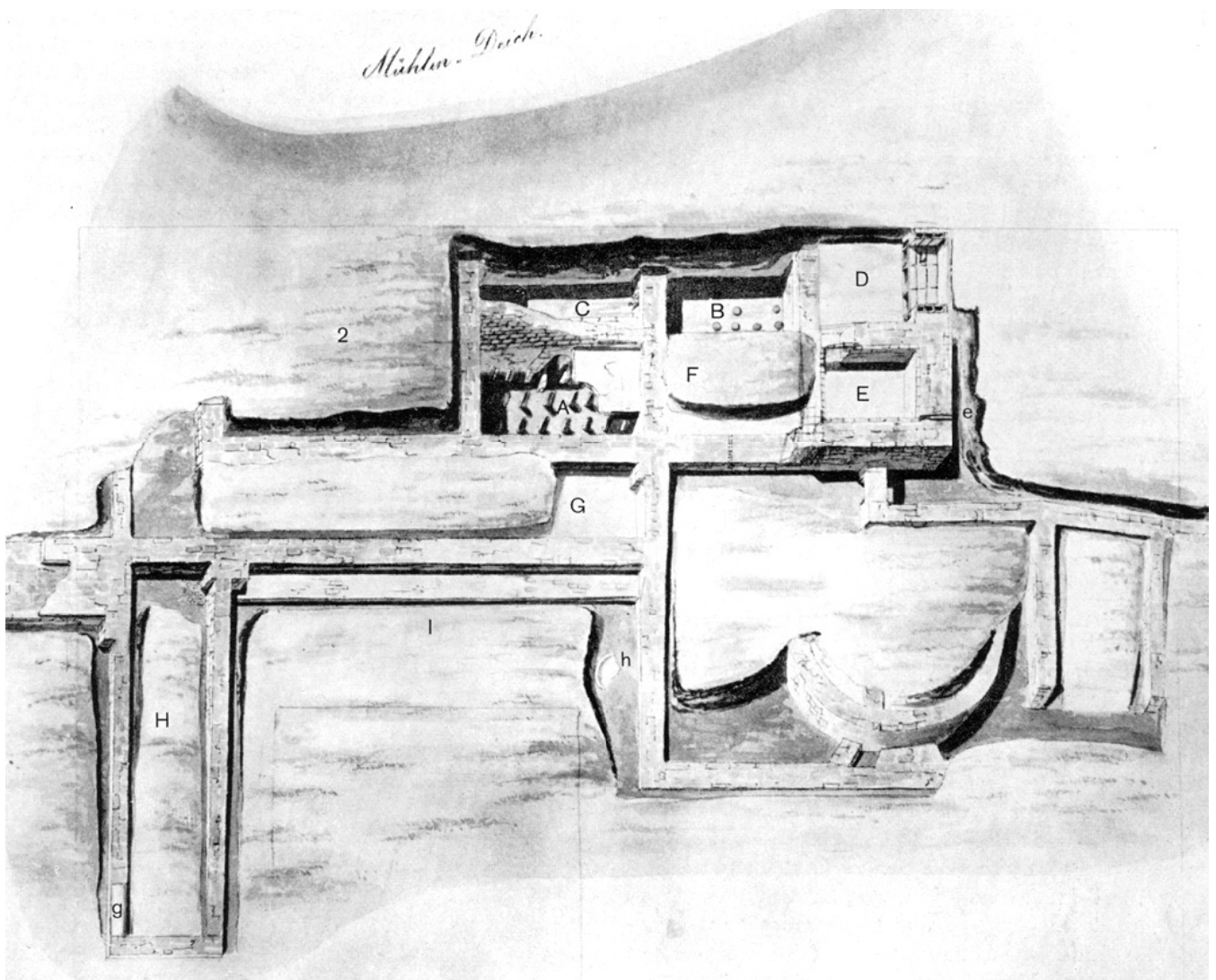
Bülach – Engelwiesen. Neolithisches Steinbeil. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

wurden, und bald darauf erhielt die Gesellschaft als Geschenk von Herrn Zimmermeister Ulrich eine Beschreibung dieser Ausgrabung, welche aber später wieder abhanden kam...» Darüber hinaus liest man im Berichtbuch I der Antiquarischen Gesellschaft, S. 173 ff., dass jene Untersuchung vom Müller Flach ausgegangen sei. Dieser habe im April 1789 den lecken Weiher dichten wollen und sei dabei auf mächtige Mauerzüge und anderes mehr gestossen. Das Volk

hat sich daraus bald die Mähr vom einstigen Schloss zu Dällikon zusammengereimt, von dem noch heute erzählt wird. Pläne gab es ja von dieser ersten bekannten «Ausgrabung» keine. Hingegen wurden die im Jahre 1836 freigelegten Ruinenteile in einem sauberen Plan festgehalten: Er zeigt in dem nach Norden hin abfallenden Gelände Teile eines ausgedehnten römischen, talwärts orientierten Wohngebäudes, das nach Westen hin an eine Hofmauer angelehnt war.



Dällikon – Chneblezen / Mühlerain. Römische Ruinen. Ausgrabungsplan von 1836. Nach: Zeichnungsbücher der Antiq. Gesellschaft Zürich.



Dällikon – Chneblezen/Mühlerain. Römische Ruinen. Ausgrabungsplan von 1842 der schon 1789 freigelegten, aber wieder zugeschütteten Ruinenteile unterhalb des Mühleweiher und oberhalb des dortigen Flurweges. Nach: Zeichnungsbücher der Antiquarischen Gesellschaft Zürich.

Im Jahre 1842 unternahm die Antiquarische Gesellschaft eine neue Ausgrabung, und zwar oberhalb der auf dem Plan von 1836 mit «Holzweg» bezeichneten Waldstrasse und unterhalb des Mühleweiher, «wo die Arbeit mit grossem Eifer, aber geringem Erfolge betrieben wurde». Offenbar suchte man damals nach Mosaikböden und dergleichen, denn die hinterlassenen Pläne zeigen eine noch recht ansehnlich erhaltene Ruine eines mehrräumigen Badegebäudes. Leider wurde damals unterlassen, das aufgedeckte Gemäuer auch in einem Übersichtsplan (mit Einzeichnung der benachbarten Häuser und Wege) festzuhalten. Dies wäre um so mehr erwünscht gewesen, weil im gleichen Bericht auch von einer kleinen Nachgrabung «an der Stelle nächst dem Baumgarten des Herrn Pfarrers, welche mit den im Jahre 1836 da-

selbst vorgenommenen Ausgrabungen zusammenhängt», die Rede ist. Die in guter Aquarelltechnik vorliegende Aufnahme mit Planum und Aufriss zeigt eine Gebäudepartie mit vier angeschnittenen Räumen, wovon in einem talwärts liegenden Raum eine aus roten Backsteinplatten konstruierte Herdplatte zu erkennen ist. Leider fehlen jegliche Angaben, die uns heute erlauben würden, diese Entdeckung mit dem Übersichtsplan von 1836 in Zusammenhang zu bringen. Auch östlich der ehemaligen, schon 1857 abgetragenen Mühle im Mühlerain und wohl noch gegen Lätten hin liegen ausgedehnte Mauerreste im Boden. Pfarrer Schulthess schrieb darüber am 30. August 1844 an Ferdinand Keller: «Der Eigentümer des Ackers (östlich der Dällikermühle gegen Regensdorf) stiess auf eine der zahlreichen römischen

Mauern ...» Im Brief vom 16. Juli 1857 erwähnt derselbe Schreiber, «dass sich die Mauerzüge von dem Punkte, wo 1842 unterhalb des Weiher, vom Deich grossenteils verschüttet, das römische Badegebäude entdeckt worden war, oberhalb der alten Mühle etwa 300 Fuss durch die Muräcker(!) gegen Regensdorf (ostwärts) und etwa 150 Fuss gegen Dänikon in den Rebberg hinein (westwärts) erstrecken ...» Nach Pfarrer Schulthess' Bericht ziehen sich die Ruinenfelder beidseits der «Müligass» den Abhang hinunter, «so dass die ganze obere Hälfte des Dorfes im grösseren Teil seiner Breite im Netz der römischen Linie eingeschlossen ist...»

Ferdinand Keller versuchte in seiner Statistik der römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz, Abt. II, MAGZ, Bd. XV, S. 90 ff., die bis 1864 gewonnenen Unterlagen in einem Plan auf Tafel IX festzuhalten. Man vermisst aber darin unter anderem das Detail mit der Herdplatte zunächst den Ruinen im Pfarrgarten. Zudem ist es auch fraglich, ob seine Kombination der unterhalb (1836) und oberhalb (1842) des «Holzweges» seinerzeit freigelegten Ruinenteile auch tatsächlich die Wirklichkeit wiedergibt oder möglicherweise bloss einen Versuch darstellt. Dieses Problem zu lösen, ist eine der Aufgaben der kantonalen Denkmalpflege.

Im Jahre 1961 schien sich eine Gelegenheit zu bieten, die hängigen Fragen wenigstens teilweise abzuklären und vor allem auch die römischen Gebäudereste auf die heutige Vermessung einzustimmen. Im Frühling 1960 hatte nämlich Hafnermeister Fritz Gysler in Dällikon beim Fällen eines Birnbaumes im Gebiet westlich seines Hauses – des ehemaligen Mühlen- und späteren Bäckereigebäudes an der Mühlelegasse – eine römische Mauer angeschnitten und sich bereit erklärt, dem Mauerrest nachzugehen. Die Arbeiten verzögerten sich dann leider um ein Jahr, so dass die vorgesehenen Sondierungen erst im April und Mai 1961 ausgeführt werden konnten. Mangels Arbeitskräften mussten wir uns auf das wesentlichste beschränken: Wir verfolgten die von F. Gysler 1960 zufällig angeschnittene Mauer bis in die Gegend unterhalb des Mühleweihers, legten das im Bachbett sichtbare Mauerstück und den oberhalb anschliessenden roten Terrazzoboden je ca. 1 m weit frei und fassten die beim Wegebau 1960 weiter westlich angegrabenen Mauerzüge. Das so gewonnene Resultat lässt sich folgendermassen umschreiben: Bei der sehr langen «Ostmauer» dürfte es sich um Teile der von F. Keller in seiner Plankombination festgehaltenen östlichsten Mauerzüge handeln. Die im Bachbett freigelegte Mauerruine mit dem talseitigen Stütz-mäuerchen ist leider weder auf dem Detailplan von 1842 noch auf dem von F. Keller kombinierten Übersichtsplan wiederzufinden, was sehr zu bedauern ist. Desgleichen handelt es sich bei den vom Wegtrasse entzwei- oder bloss angeschnittenen Mauerzügen um weder 1836 noch 1842 festgestellte Ruinenteile. Daraus darf füglich geschlossen werden, dass die bisher veröffentlichten Pläne einerseits teilweise ungenau und andererseits betreffend Erfassung der Ausdehnung der römi-

schen Gebäuderuinen im Mühlerain-Chneblezen-Gebiet recht unvollständig sind. Um ein einigermassen wirklichkeitsgetreues Bild zu erhalten, müssen demnach in naher oder ferner Zukunft umfassende Sondierungen unternommen werden, und zwar möglichst bevor in der Chneblezen gebaut wird. Die Anlage, durch Rebbau und andere landwirtschaftliche Arbeiten wohl bis auf geringe Fundamentreste zerstört, das heisst von interessanten Funden «gesäubert», ist zumindest im Grundriss höchst interessant. Sie darf keinesfalls eines Tages einfach unbesehen einer Überbauung zum Opfer fallen.

«Die bisher bekannt gewordenen alten Funde sowie das 1961 gehobene Material zeigen die typische Zusammensetzung nordschweizerischer Villeninventare. Sie reichen über die Zeitspanne vom mittleren 1. bis ins frühe 3. Jahrhundert n. Chr. Die importierte Sigillata kommt aus La Graufesenque, Banassac und aus dem Elsass. Das späteste datierbare Stück ist eine Scherbe einheimischer Relief-Sigillata, wie sie bei uns im frühen 3. Jahrhundert hergestellt wurde. Wichtig



Dällikon – Chneblezen/Mühlerain. Römische Ruinen unterhalb des Mühleweihers, aufgedeckt 1961. Heute übersprudelt ein Waldbächlein das gutgefügte Mauerwerk.

sind zwei Ziegelstempel der 21. und einer der 11. Legion von Vindonissa. Charakteristisch für den gehobenen Lebensstandard sind Austernschalen sowie recht viele Amphorenstücke, davon einige mit ziemlicher Sicherheit spanischer Herkunft aus dem 2. Jahrhundert. Zahlenmässig halten sich die Fundstücke aus dem 1. und dem 2. Jahrhundert ungefähr die Waage, nämlich 28 : 25 datierbare Stücke.»
(Freundliche Mitteilung von Frau E. Ettlinger.)

LÄTTEN

Alte Wasserfassungen (vgl. Beilage 1, 6)

Am Nordhang des Altberges, rund 600 Meter südöstlich des Dorfzentrums von Dällikon, etwa 30 Meter vom Waldrand entfernt, münden drei Stollen aus. Die beiden äusseren Stollen dienen noch heute als Wasserfassungen der Gemeinde Dällikon; der mittlere wurde anfangs Dezember 1961 wiederentdeckt, als ein Jagdhund einem Fuchs nachging, in einer kleinen Höhle verschwand und nicht mehr zurückkehrte. Auf der Suche nach seinem Hund stiess der Jäger Walter Dengler von Oberengstringen auf einen längst zugeschütteten und nur noch Füchsen und Dachsen als Unterschlupf dienenden alten Stollen von etwa 170 Zentimeter Breite und 60 Zentimeter Höhe. Seine Länge ist einstweilen noch unbekannt. Im Unterschied zum östlichen Stollen, der 1923 in die felsige Molasse gebohrt wurde, zeigen die Wände des mittleren Stollens relativ feine Pickelschläge. Auch springen die sehr planen Wände in die Augen. Sie zeugen von einer guten Stollenbautechnik, wie sie vor allem auch aus römischer Zeit bekannt ist. Angesichts des Umstandes, dass nur 150 Meter nördlich von unseren Wasserfassungstollen der östliche Trakt des bekannten römischen Ruinenkomplexes von Dällikon liegt, darf römisches Alter des neu entdeckten Stollens, eine genauere Datierung auf Grund archäologischer Untersuchungen vorbehalten, zumindest in Erwägung gezogen werden.

DIETLIKON (Bez. Bülach)

GIBLEN

Reste eines neuzeitlichen Bodens

Beim Tiefpflügen stiess Ende November 1961 Gärtnermeister Guido Tommasini 200 Meter östlich seines Wohnhauses bei Koord. 688100/253300 auf Reste eines Tonplattenbodens. Lehrer Th. Weltin in Dietlikon nahm sich der Fundstelle sogleich an, und tags darauf prüfte der Denkmalpfleger die freigelegte Bodenfläche. Die Tonplatten lagen, abgesehen von der Unterlage-Sandschicht, direkt über dem natürlichen lehmigen Boden. Ausser wenig Mörtel und einigen

Kieselsteinen war keine Spur von Mauerwerk zu erkennen. Nach Aussage von G. Tommasini wurde früher schon einmal südost- beziehungsweise talwärts von dieser Ruine ein kleiner Wasserablauf aus Steinplatten gefunden. Es liegt daher nahe, anzunehmen, es habe sich bei unserem Boden um die Überreste eines Waschhauses gehandelt. Dieses Häuschen kann selbstverständlich nicht isoliert in diesem Gebiet gestanden haben. Nach Aussagen von G. Tommasini muss es vielmehr das Nebengebäude eines grösseren Hauses gewesen sein, das bis 1900 an der Stelle der heutigen Gärtnerei gestanden hatte. Mauerreste davon seien früher beim Pflügen immer wieder angefahren und gesprengt worden. Die Anlage kann nicht von grossem Interesse sein: Einerseits fehlt auf der Karte des Kantons Zürich von 1865 sowie in der im gleichen Jahr abgeschlossenen Flurbeschreibung von Dietlikon für die betreffende Örtlichkeit jeglicher Hinweis auf ein Gebäude, und andererseits deuten die bisher gehobenen Funde – Keramikscherben und inzwischen wieder verlustig gegangene Backsteine der Mechanischen Backsteinfabrik Zürich aus den Jahren 1863 bis 1912 – auf einen Bau hin, der frühestens um die Mitte des 19. Jahrhunderts erstellt worden sein kann.

EGLISAU (Bez. Bülach)

REFORMIERTE KIRCHE

Baugeschichtliche Untersuchungen und Gesamtrestaurierung

Die Kirche Eglisau galt seit jeher als wichtiger Bestandteil des alten Städtchens. Darauf hin weist schon ihr Standort in der Südostecke der Gesamtanlage. Da eine Urkunde von 1254 als Zeugen für eine Schenkung einen Leutpriester C. von Griessheim in Eglisau meldet, setzte man spätestens für dieses Jahr in Eglisau eine Kirche voraus. Des weiteren enthält das Jahrzeitbuch der Kirche Eglisau vom Jahre 1488 einen Bericht, wonach Papst Benedikt XII. im Jahre 1337 der Kirche Eglisau einen Ablass gewährte, und woraus man den Schluss zog, dass damals ein Bauvorhaben vorlag. In der gleichen Quelle finden sich an die zehn Vermerke von Stiftungen «an den Bau», eine davon ist für 1499 datiert. Vom 26. auf den 27. November 1523 fegte über die Kirche ein Bildersturm hinweg. Im Taufregister des Jahres 1613 findet sich alsdann eine Notiz, wonach anfangs April jenes Jahres innerhalb von drei Tagen der Chor mit Erde ausgefüllt wurde, da der Holzboden morsch geworden war. Über das weitere Schicksal der Kirche zu berichten, erübrigt sich hier. Es sei nur festgehalten, dass die gotische Kirche mit Ausnahme des Chorbaues 1716 abgetragen und 1717 unter der Leitung von Pfarrer Jakob Hug das heutige Kirchenschiff und der stolze Tuffsteinturm aufgeführt wurden. Da derselbe Pfarrer im Baubeschrieb von 1717 einerseits von



Eglisau – Reformierte Kirche. Fundamentrest der Nordmauer des romanischen Turmes, von Westen gesehen.

der alten (gotischen) Kirche berichtet, aber andererseits von noch früheren Bauten nichts erwähnt, lag es nahe, anlässlich der Gesamtrestaurierung von 1960/61 die Baugeschichte der Kirche durch archäologische Untersuchungen seitens der kantonalen Denkmalpflege abklären zu lassen. Zudem interessierten ganz besonders auch die Nachricht vom Auffüllen des Chores im Jahre 1613 und die Vermutung Pfarrer Wilds von 1883, es könnte sich früher unter dem Chor eine Krypta befunden haben.

Literatur: Kdm. Kt. Zürich, Bd. II, Basel 1943, S. 28 ff.; Albert Wild, *Am Zürcher Rheine*. 2 Bde., Zürich 1883 und 1884, Bd. I, bes. S. 160; Brassel, Was die alten Urkunden von früheren Eglisauer Kirchen erzählen, in: *Denkschrift zur Einweihung der renovierten Kirche ... in Eglisau*, ebda. 1961, S. 7 ff.

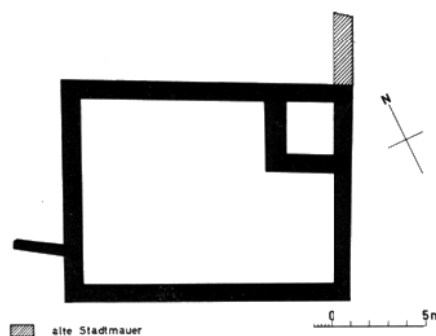
1. Die baugeschichtlichen Untersuchungen (vgl. Beilagen 5 und 6)

Die archäologisch-bauanalytischen Untersuchungen bildeten den eigentlichen Auftakt zur Gesamtrestaurierung der Kirche von 1960/61. Sie dauerten vom 4. Januar bis 27. Februar 1960 und liessen die Überreste zweier Vorläuferinnen der heutigen Kirche erkennen.

a) Die erste oder romanische Kirche

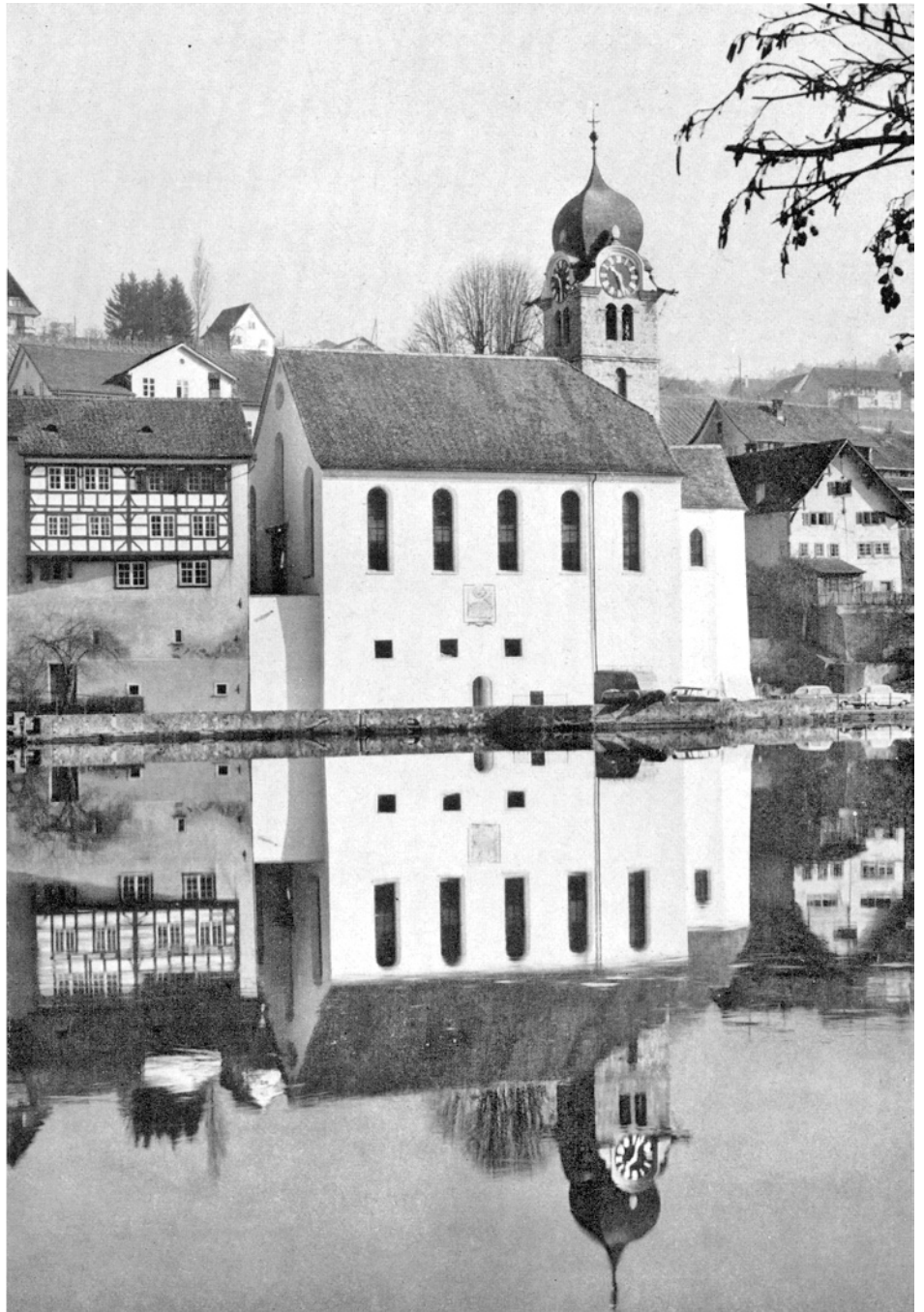
Durch einen Längsschnitt durch die Kirche wurden unter anderem Mauerreste entdeckt, die nur als letzte Zeugen einer ersten Kirche gedeutet werden können. Das erste und wichtigste Dokument in dieser Hinsicht war der Mauerrest unter dem Chorbogen zwischen Laufmeter 7 und 8 auf Profil A—B. Anfänglich als blosse Spannmauer gedeutet, liessen intensive Studien am Mauerwerk erkennen, dass dieses in zwei Baustappen entstanden sein musste. Eine untere Partie mit starkem Anzug auf der Ostseite und aufgesetzt auf die äusserste Kante des dort nach Osten hin steil abfallenden Molassefelsens, zeigte ein sehr ausgeglichenes, aus mittelgrossen Steinen konstruiertes und gut gemörteltes Mauerwerk. Obere Teile derselben Mauer sind aus gröberen Steinen, hauptsächlich aber aus Tuffsteinen aufgeführt. Hier befanden sich die Widerlager für die Balkenunterzüge zum noch näher zu beschreibenden alten hölzernen Chorboden der gotischen Kirche. Klar fassbar waren auch die Überreste der einstigen Westmauer der ersten Kirche. Zwar fehlten die nördlichen Teile derselben, indes fanden wir ganz eindeutig die Mittelpartie sowie die alte Südwestecke des ersten Kirchenschiffes. Diese hat einen starken Anzug, da dort der Fels rheinwärts scharf abfällt.

Im Gegensatz zu den Breitmauern waren die Langmauerreste sehr schlecht erkennbar. Besonders die nördliche Langmauer fehlte sozusagen vollständig. Einzig Spuren der Nordostecke und ein paar Steinlagen westlich davon waren von den Erbauern der späteren Kirchen, zumal des barocken Baues, intakt gelassen worden. Wie immer in derlei Fällen, haben die Bauleute selbstverständlich das Steinmaterial der alten Mauerzüge wieder verwendet. Das gilt aber nicht nur für die nördliche, sondern ebenso sehr für die südliche Langmauer der ersten Kirche von Eglisau. Ungefähr ein Meter nördlich der Südostecke des Langhauses der gotischen Kirche war in der Ostmauer der ersten Kirche eine ansehnliche Spalte zu sehen, und in einem Abstand von ungefähr 80 Zentimetern nördlich der südlichen Langmauer der gotischen Kirche war ein geradliniger Absatz im Molassefels als nördliche Begrenzung eines deutlichen Grabens zu erkennen.



Eglisau – Reformierte Kirche. Grundriss der romanischen Kirche.

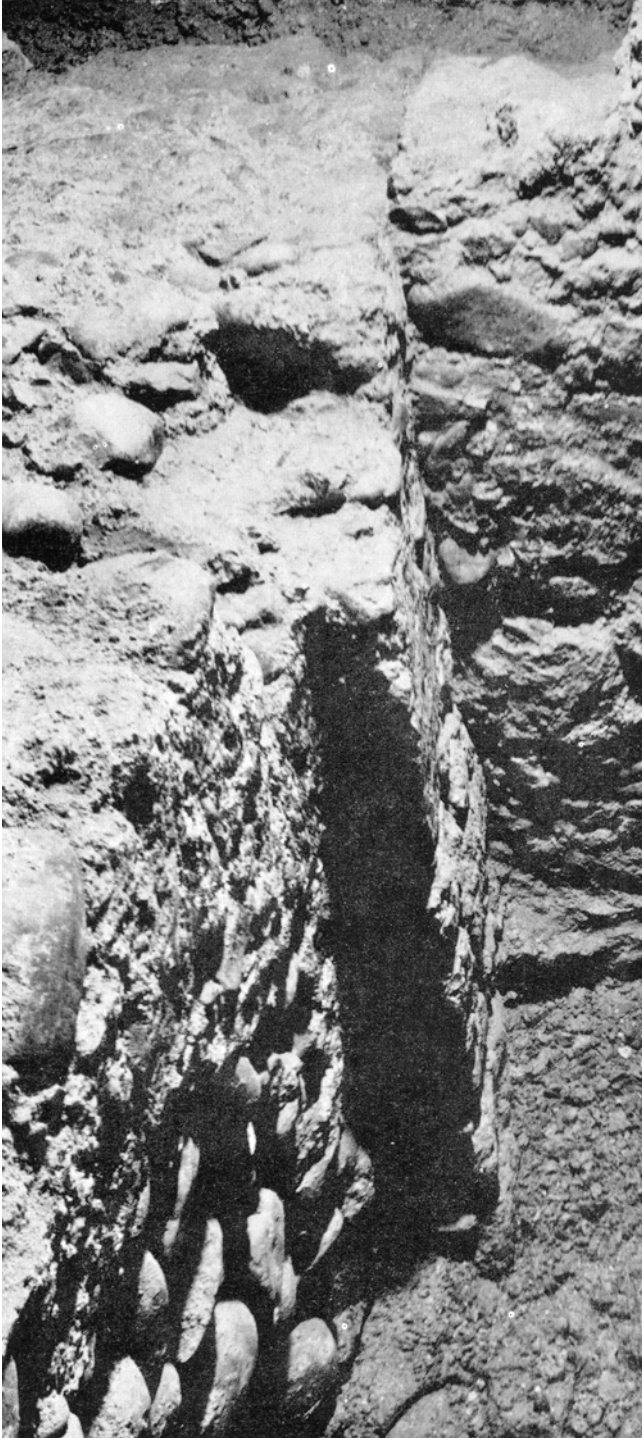
Eglisau – Reformierte Kirche, nach der Restaurierung von 1960/61, links das Pfarrhaus.



Diese Grabeneintiefung nun war aufgefüllt mittels Erde und Bauschutt, welcher letzterer mit zahlreichen Wandverputzfragmenten durchsetzt war, auf die wir weiter unten zurückkommen. Jedenfalls dürften der mit Bauschutt aufgefüllte Graben und die breite Spalte in der südlichen Partie der Ostmauer bezeugen, dass es sich bei diesem Graben um die Fundamentgrube der einstigen Südmauer der ersten Kirche handelt.

Wie erwähnt, war auch die Nordostecke der ersten Kirche in letzten Resten zu erkennen, und zwar dank einem noch vorhandenen, sehr kurzen Mauerstumpf, der aus dem Ostmauerfundament der heutigen Kirche hervorragt. Dieser Mauerstumpf war zugleich ein Teil der Nordmauer des Turmes der ersten Kirche. Von diesem wurden ganz eindeutig auch Fundamentreste der Südmauer und der Westmauer

freigelegt. Vor allem bei der Südmauer konnte festgestellt werden, dass diese mit der einstigen Ostmauer der ersten Kirche im Verband steht.



Die erste Kirche in Eglisau war offensichtlich ein rechteckiger Kirchenraum, in dessen Nordostecke der Turm eingegrückt war. Der Bau hatte folgende Abmessungen:

Länge: 15,6 m

Breite: 11,7 m

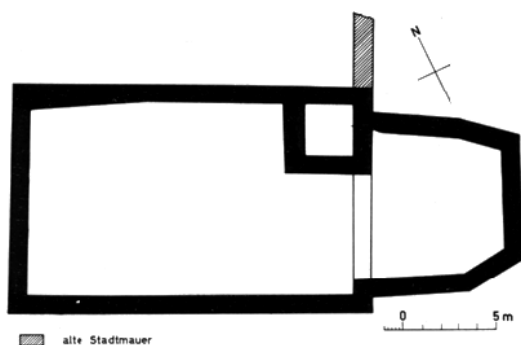
Turm: 4,6 × 4,6 m (Masse nach Pfr. Hug 14 × 14 Schuh).

Wir kennen also für die erste Kirche von Eglisau auf Grund der Untersuchungen von 1960 den Grundriss. Darüber hinaus haben wir aber auch noch gute Anhaltspunkte für die Gestalt des Turmfusses: einmal die von Pfarrer Brassel entdeckte Nachricht in J. C. Voegelis «Geschichte über Zürich» von ca. 1820 (Zentralbibliothek Zürich, Ms. W 68, S. 955 b ff.) betreffend ein über dem Gradner-Grabmal dereinst vorhandenes, bunt ausgemaltes Gewölbe und zum andern den mächtigen Sockelstein für einen achteckigen Pfeiler, der heute in der Nordwestecke der Kirche aufbewahrt wird. Dieser misst 70 × 70 Zentimeter in der Fläche und 71 Zentimeter in der Höhe, während die Fundamente der Turmmauern zwischen 90 Zentimeter und 1 Meter betragen, so dass das aufgehende Mauerwerk ebenfalls ungefähr 70 bis 80 Zentimeter breit gewesen sein kann. Der Sockel besteht aus einem recht harten Sandstein und zeigt auf allen vier Seiten eine Phase, sowie an den vier Ecken eine Hohlkehle, über der eine starke Abschrägung liegt. Diese Profilierung dürfte im Jahre 1613 geschaffen worden sein, als im Zusammenhang mit der Abänderung des Chorbodens da und dort Renovationsarbeiten durchgeführt wurden. Die Breite der Turmmauern sowie die Grösse und die Form des Sandsteinklotzes machen es aber mehr als wahrscheinlich, dass dieses Werkstück als Sockel für den einst frei in der Kirche stehenden Eckpfeiler des Turmes gedient hat. Der mit einem Kreuzgewölbe ausgestattete freie Raum unter dem Turm diente offensichtlich später zur feierlichen Plazierung des Grabmals für den 1489 verstorbenen Freiherrn Bernhard Gradner, dessen Grabplatte seit 1717 mit der seitlichen Beschriftung im Chor der Kirche als besonders schätzenswertes Kunstwerk aufbewahrt wird.

Wann wurde diese erste Kirche in Eglisau erbaut? Wir haben eingangs die Nachricht betreffend einen Leutpriester in Eglisau im Jahre 1254 aufgeführt. Um dieselbe Zeit wird Eglisau als «oppidum» (Stadt) bezeichnet. Wie die Stadt muss damals auch die Kirche schon bestanden haben. Und ihre Lage deutet darauf hin, dass sie in den Stadtplan miteinbezogen wurde, also gleich alt wie die Stadtmauer ist. Andererseits kommt eine Gründung der Stadt aus allgemeinen historischen Überlegungen erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Frage, so dass auch die erste Kirche diesem Zeitraum zugewiesen werden muss.

Eglisau – Reformierte Kirche. Südwestecke der romanischen Kirche, von Norden gesehen. Rechts hinten die Südmauer der gotischen Erweiterung nach Westen.

Über die Ausstattung der Kirche sind wir selbstredend so gut wie nicht unterrichtet. Einzig die Erwähnung des Gewölbes unter dem Turm sowie die vielen, oben erwähnten Wandmalereifragmente melden uns einiges über die architektonische Ausgestaltung dieser romanischen Kirche. Die Malereifragmente jedenfalls zeugen von einer einfachen Ausmalung des Baues. Sie stammen grossenteils aus der ebenfalls schon beschriebenen Fundamentgrube der abgetragenen Südmauer der romanischen Kirche, werden heute im Ortsmuseum Eglisau aufbewahrt und zeigen auf Weissem Grund schwarze und blaue Linienmuster, die von Halbkreis-motiven begleitet sind. Derartige Ornamente scheinen seinerzeit die Fenster eingerahmt zu haben, wie sie noch da und dort in romanischen Kirchen und Kapellen anzutreffen sind. Über das einstige Aussehen des Turmes haben wir keine Anhaltspunkte. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass dieser Bauteil als gleichzeitiges wichtiges Element des Befestigungssystems schon von allem Anfang an bei aller Gedrungenheit relativ hoch aufgeführt worden war, so dass der auf Stumpfs Darstellung oder auf jener von Merian um 1642 erkennbare Kirchturm sehr wohl der alte romanische sein kann.



Eglisau – Reformierte Kirche. Grundriss der gotischen Kirche.

b) Die zweite oder gotische Kirche

Die Untersuchungen von 1960 haben ausser dem Grundriss der ersten Kirche auch den Plan einer zweiten, der gotischen Kirche erkennen lassen. Davon steht heute noch der Chorbau. Aber auch das Langhaus ist in Fundamentresten noch klar zu erfassen (Beilage 6, 1 und 2): Einmal in den oberen Partien der Mauer unter dem Chorbogen, dann in der noch bis zu einer Höhe von 3 Metern erhaltenen Südostecke sowie in den Nordwest- und Südwesteckpartien. Danach wurden – wahrscheinlich unter Belassung des Turmes und mögli-

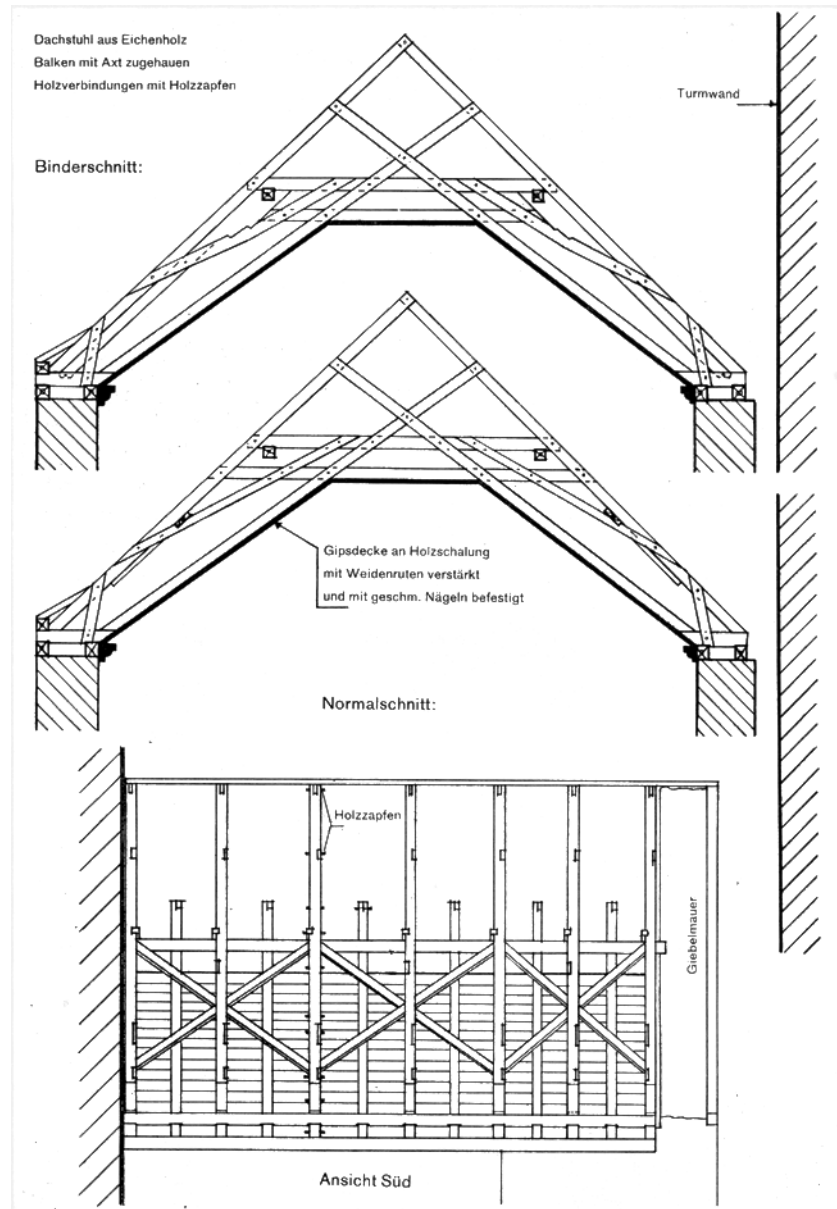
cherweise grosser Teile der Nordmauer – der Chorbau völlig neu errichtet, die Südmauer neu aufgeführt, die Kirche nach Westen um 4 Meter verlängert und die bisherige Ostmauer zu einer Spannmauer unter dem Chorbogen reduziert.

Der Chorbau entspricht dem Zug der Zeit: die Liturgie verlangte grosse Chöre. Auch Eglisau wollte offensichtlich anderen Orten nicht nachstehen, obgleich die Voraussetzungen alles andere als günstig waren. Aber der Standort des alten Turmes liess kaum eine andere Lösung zu. Nur so ist meines Erachtens zu erklären, warum der gotische Chor von Eglisau an einer so völlig unzweckmässigen Stelle errichtet wurde. Denn die Ausgrabungen haben gezeigt, dass die riesigen Mauern des Chores nur erstellt wurden, um die Höhendifferenz zwischen dem natürlichen Bauterrain und dem Niveau des Langhaus- beziehungsweise Chorbodens zu überwinden. So kam es zum leeren Raum unter dem Chorboden. Der Wille, die Baukosten tief zu halten, mag dazu geführt haben, dass er nicht aufgefüllt und der wohl mit Tonplatten belegte Chorboden bloss auf einen massiven Holzrost gestellt wurde. Dieser bestand aus drei 20 bis 24 Zentimeter breiten, rittlings der Längsachse in rund 60 Zentimeter Abstand gelegten (Eichen-) Balkenunterzügen und einer grossen Zahl darüber gelagerter und dicht aneinandergefügtter Querbalken, wie sie für die sieben Widerlagernischen wenigstens in der sich verjüngenden Ostpartie des Chores 1960 in der schrägen Nord- beziehungsweise Südmauer festgestellt werden konnten. Offenbar aber genügte den Bauleuten diese Tragkonstruktion nicht, zumal nicht da, wohin der Altar zu stehen kam. Um ganz sicher zu gehen, konstruierten sie daher unter dem Altar von Grund auf einen 48×38 Zentimeter messenden Pfeiler aus 80 beziehungsweise 60 Zentimeter hohen Tuffblöcken.

Der Chorbau zeigt nicht den klassischen spätgotischen Polygonalgrundriss. Er scheint vielmehr eine Übergangslösung abzuzeichnen, wo einerseits noch die Elemente des rechteckigen beziehungsweise quadratischen romanischen Chores enthalten sind, andererseits aber schon der klassische spätgotische Polygonalchor anklingt.

Wie gesagt ist der Chorbau heute noch so gut wie vollständig erhalten. Das gilt zumal von den beschriebenen Mauern und – vom Dachstuhl. Eine einlässliche Untersuchung dieses Bauteiles hat jedenfalls gezeigt, dass dieser nicht nur aus Eichenholz, sondern überdies in spätmittelalterlicher Manier erstellt worden ist. Vieles rief dem Abbruch und Ersatz durch einen neuen. Glücklicherweise fanden aber die Zimmerleute in Zusammenarbeit mit Baumeister, Ingenieur und Fachleuten des Schweizerischen Landesmuseums einen Weg, den alten gotischen Dachstuhl über dem Chorbau zu erhalten. Und mit demselben konnte auch die alte Holzdecke des Chores konserviert werden. Sie war dereinst bemalt. Doch haben 1960 durchgeführte Proben ergeben, dass davon nur

Eglisau – Reformierte Kirche. Der gotische Dachstuhl über dem Chor, 1 : 100.



noch sehr spärliche Reste, vorab von Rankenmustern, vorhanden sind. Wohl deshalb wurde sie 1716 mit einer Gipschicht überzogen. Den grössten Eingriff erlitt der spätgotische Chor, als man im Zusammenhang mit dem Turmbau 1716 die Nordmauer bis auf das Chorbodenniveau abriess und durch eine neue Wand ersetzte.

Das Langhaus wurde seinerzeit unter Belassung des romanischen Turmes zusammen mit dem Chor neu erbaut. Dies ist durch eine unauffällige, aber sehr eindruckliche Spolie, das heisst ein wiederverwendetes altes Werkstück bewiesen. Ungefähr 1 Meter westlich der alten Südostecke fiel uns ein

Stein mit Malereiesten auf. Anfänglich hielten wir das Farbfragment als letzten, am ursprünglichen Ort befindlichen Wandmalereizeugen. Bei näherem Zusehen gewahrten wir indes, dass dem niemals so sein konnte, es sich hier vielmehr um einen wiederverwendeten Stein aus einer alten Mauer handeln muss, an dem ganz zufällig die Wandbemalung haften geblieben war. Der Mauerzug mit dem wiederverwendeten Stein muss deshalb einer zweiten Bauetappe zugeschrieben werden, der gotischen. Auf Grund der vorhandenen Mauerruinen muss die gotische Kirche folgende Grösse gehabt haben:



Eglisau – Reformierte Kirche. Die ums Jahr 1716 überarbeitete Inschrift der Grabplatte des Freiherrn Bernhard Gradner von 1489.

Länge: 19,3 m (ohne); 27,4 m (mit Chor) (nach Pfr. Hug 47 Schuh)

Breite: 12,2 m (nach Pfr. Hug 32 Schuh)

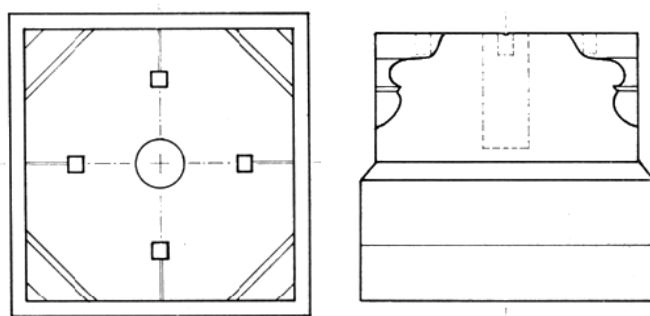
Turm: 4,6 × 4,6 m (Turmhöhe: nach Pfr. Hug 60 Schuh).

Es ist anzunehmen, dass, wie der Chor, auch das sicher mit einer Holzdecke versehene Langhaus der gotischen Kirche ausgemalt war. Leider besitzen wir dafür keine eindeutigen Zeugnisse. Einzig der S. 22 erwähnte Hinweis Voegelis auf die Ausmalung des Gewölbes unter dem alten Turm sowie die in der Chorauffüllung von 1613 gefundenen Malereifragmente mit Dekor aus schwarzen, rotbraunen und blauen Linien, Bändern, Winkeln usw. aufweissem Grund dürfen unseres Erachtens als gute Indizien angeführt werden. Interessanterweise finden sich unter den Putzfragmenten Bruchstücke mit drei Malschichten: zuunterst erscheinen auf weissem Grund Braun, Rot, Schwarz und Blau; auf dem mittleren Malgrund erkennt man Gelb, und endlich erscheint eine oberste Schicht mit weissem Malgrund. Eines der Fragmente zeigt ausserdem eine schwarze Linienkombination, die möglicherweise von einem Gesicht stammen könnte. *

Im Gegensatz zum Chor ist heute von Langhaus und Turm nichts mehr vorhanden. Die gotische Kirche war zwar 1716 noch nicht baufällig, genügte aber der stark angewachsenen Bevölkerung (in 31 Jahren ein Zuwachs von etwa 300 Seelen) in räumlicher Hinsicht nicht mehr, so dass die Gemein-

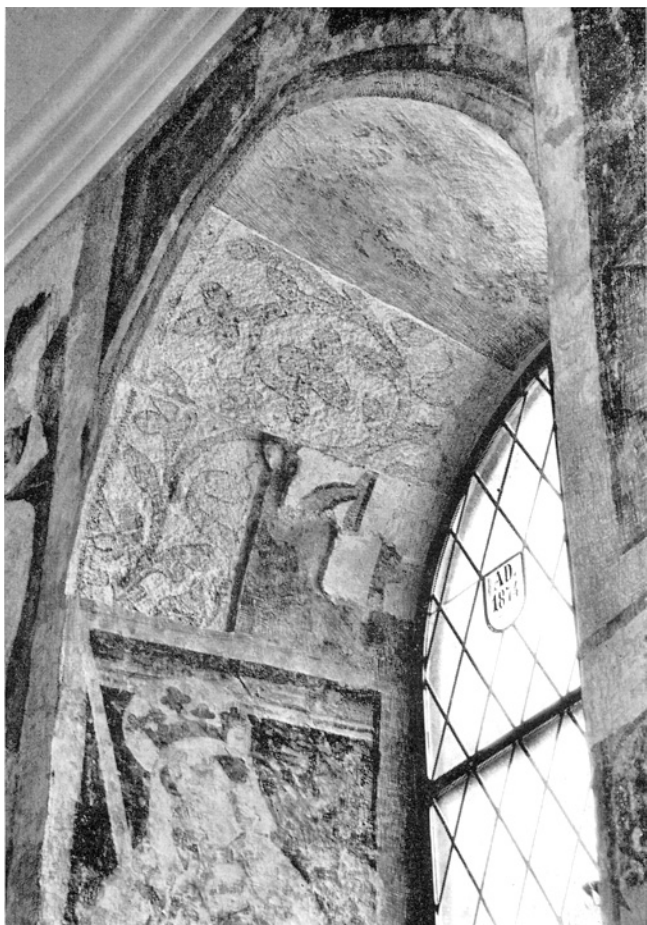
deversammlung im Rathaus am 25. Juli 1715 beschloss, das Schiff abzubrechen und durch einen erweiterten Neubau zu ersetzen. Der Turm hätte stehen bleiben sollen, erwies sich dann aber nach Abbruch des Schiffes als so baufällig, dass er ebenfalls einem Neubau weichen musste.

Wann wurde nun diese gotische Kirche erbaut? Unseres Erachtens ist der gotische Kirchenbau mit jenem identisch, für den 1337 ein Bauamosen-Ablass verliehen wurde. Diese Vermutung wird auch von seiten der Malereireste gestützt. Die weiter unten behandelten konservierten und ergänzten Malereien des Marienleben-Zyklus sind nämlich nicht die einzigen, mit denen der Chor geschmückt worden ist. In der östlichen Leibung des südlichen Chorfensters kann man vielmehr mindestens vier verschiedene Malereischichten fest-



Eglisau – Reformierte Kirche. Pfeilersockel, anscheinend von der Südwestecke des romanischen Turmes, aber wohl im 17. Jahrhundert umgearbeitet. 1 : 20.

* Die Auffüllung von 1613 besteht zum grossen Teil aus Erde und Kies. Im Westteil derselben und gegen die Nordwand des Chores hin stiessen wir auf Reste zahlreicher menschlicher Skelette aus geleerten Gräbern. Zudem kamen sehr viele Ofenkachel- und Keramikscherben zum Vorschein, die alle im Ortsmuseum Eglisau aufbewahrt werden.



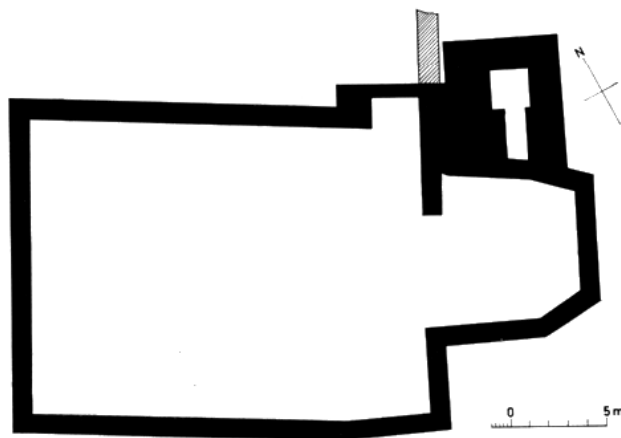
Eglisau – Reformierte Kirche. Östliche Leibung des südlichen Chorfensters mit drei Malschichten: zuunterst auf weissem Grund rotbraune Rankenmuster, mittlere Schicht = Bild der heiligen Katharina, oberste Schicht auf weissem Grund blau-schwarze Ranken.

stellen. Zuunterst, direkt auf den Tuffstein gemalt, sind rotbraune und schwarz eingefasste Ranken auf weissem Grund erhalten; dann folgt die Malschicht mit den Bildern der heiligen Katharina und Ursula, letztere auf der westlichen Leibung; darüber sind Spuren einer weissen Grundierung zu erkennen, über welcher sich endlich auf weissem Grund schwarz-graue Rankenmuster finden. Natürlich ist es sehr wohl möglich, dass die dritte «Schicht», die weisse Grundierung ohne Ornamentmalerei, möglicherweise nicht als Zeuge einer Ausmalung des ganzen Chores angesprochen werden darf. Es bleiben trotzdem noch drei Malschichten. Wenn nun aber die letzte Ausmalung gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf Veranlassung des Neffen von Bernhard Gradner erfolgte und früher der Chor schon mindestens zweimal mit Maleereien geschmückt worden war, muss der Chor, und mit ihm zusammen auch das Langhaus, entsprechend lang vor der

dritten Ausmalung, das heisst spätestens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut worden sein.

Die gotische Kirche von Eglisau scheint nach all den vielen bruchstückhaften Zeugnissen ein sehr schmuckes Gotteshaus gewesen zu sein. Die im noch bestehenden Chor neu zum Vorschein gekommenen Wandmalereien sind selbstredend nur ein kleiner Teil der einstigen gotischen Ausmalung an Wänden und Decken der Kirche. Wir dürfen aber auch auf diesen letzten Rest der Gotik in Eglisau stolz sein und uns darüber freuen, dass 1717 beim Bau des barocken Turmes nur die Nordmauer neu aufgeführt wurde.

Auf den Bau der heutigen Kirche wollen wir hier bewusst nicht eintreten. Darüber findet sich alles Wissenswerte einerseits in Kdm. Kt. Zürich, Bd. II, 1943, S. 28 f., und anderseits im S. 20 unter Literatur zitierten Aufsatz von Pfarrer Hermann Brassel. Indes müssen wir hier die im barocken Kirchenschiff angelegten Gräber behandeln. Sie wurden direkt vor dem Chorbogen sowie südlich und nördlich davon angelegt. Das bestgemauerte, aus vertikal und horizontal gestellten Backsteinen errichtete Grab 1 war noch mit einer Sandsteinplatte überdeckt, von deren Beschriftung sich aber nichts erhalten hatte. Die sarkophagähnliche Grabgrube war bis auf den stark vergangenen, fast nur mehr in Umrissen erkennbaren Leichnam – wohl eines Mannes – von 1,80 Meter Länge leer. Grab 2 war mit einer zweimal zerbrochenen unbeschrifteten Sandsteinplatte zugedeckt. Wir hatten keine Veranlassung, es freizulegen. Die Grube für Grab 3 war aus dem Fundament der Südmauer des romanischen Turmes herausgebrochen worden, und dank der Abdeckplatte dieses Grabes waren die hier befindlichen Gräber als Ruhestätten der einstigen Landvögte (und vielleicht noch von Pfarrherren) von Eglisau zu bestimmen. Denn auf dieser Sandsteinplatte war noch gut leserlich der Schriftrest erhalten: «. . . † den 8. Jenner 1771 . . .» Am

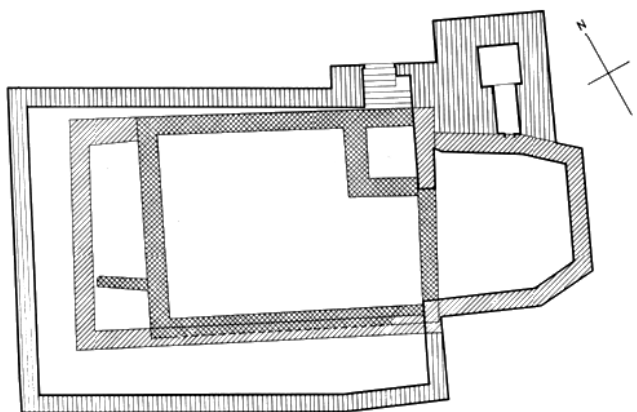


Eglisau – Reformierte Kirche. Grundriss der barocken (heutigen) Kirche.

Eglisau – Reformierte Kirche. Das aus vertikal und horizontal gestellten Backsteinen sarkophagähnlich aufgemauerte Landvogtgrab 1 vor der ehemaligen Ostmauer der romanischen Kirche (rechts im Vordergrund), von Südosten gesehen.



8. Januar 1771 aber war, wie uns der östlich davon noch an der Wand befestigte Epitaph erkennen lässt, Junker Hartmann Friedrich Escher, Landvogt zu Eglisau, gestorben. Demzufolge ist Grab Nr. 3 dasjenige dieses Landvogtes. Während wir das nächste Grab, Nr. 4, intakt liessen, mussten wir die Sandsteinplatte des Grabes 5 heben. Dabei machten wir die überraschende Entdeckung, dass hier das einstige Grab völlig mit Bauschutt aufgefüllt war. Vom Grab 6 (südlich des Grabes 1) fand sich nur noch ein Stück der Grabplatte, während von einem siebten Grab zwischen diesem und Grab 1 bloss noch kleine Reste der Stirn- und Fussmauerchen aus Backsteinen gefasst werden konnten. Wir waren bestrebt, die Gräber in dem Zustand der Nachwelt weiterzugeben, in dem wir sie angetroffen hatten. Deshalb legten wir bei den Gräbern 1 und 5 die Platten wieder an den alten Platz.



Legende

■ Romanisch ■ Gotisch ■ Barock 1 0 5 10m

Eglisau – Reformierte Kirche. Baugeschichtliche Untersuchungen 1960. Bautappenplan 1 : 250.

2. Die Gesamtrestaurierung von 1960/61

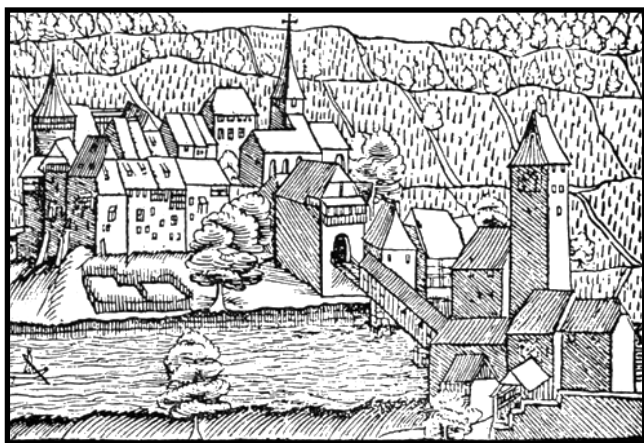
Projekt und Bauleitung: Franz Scheibler †, Architekt BSA/SIA, Winterthur, und Conrad D. Furrer, dipl. Architekt BSA, Zürich. Restaurierung der Malerei: Henry Boissonnas und Sohn, Zürich. Experte der EKD: alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Architekt SIA, Zürich.

Bauzeit : Januar 1960 bis März 1961.

a) Kirche

Am 25. Mai 1955 fand ein erster Augenschein zur Gewinnung von Richtlinien für die geplante Gesamtrestaurierung statt, am 13. Februar 1957 konnten die Architekten Scheibler und Furrer erstmals Pläne vorlegen, und Mitte April 1959 wurde das Projekt an die kantonalen und eidgenössischen Instanzen eingereicht.

Die Aussenseite erhielt einen vollständig neuen Verputz. Das ganze Kirchendach wurde umgedeckt, mit alten Ziegeln ergänzt und sämtliches Holzwerk sowohl des gotischen Dachstuhles über dem Chor als auch des barocken über dem Langhaus imprägniert und – das gilt vor allem für den ersten – ausgebessert. Der Chorbau wurde durch Einlegen von Stahlbändern auf der Mauerkrone zusammengebunden. Auf der Traufseite hoch über dem Rhein schuf Kunstmaler Hans Schaad eine prächtige Sonnenuhr. Da das alte Gewände des Westportals allzu stark verwittert war, musste dieses kopiert und völlig neu geschaffen werden. Neu sind auch die grosse Treppe rheinseits sowie die Treppen beim Portal zur Empore und beim Turm. Eine besondere Sorgfalt wurde sodann der Gestaltung des bergseitigen Vorhofes gewidmet: er wurde auf Kirchenhöhe verbreitert. Gleichzeitig wurde der Platz an der Obergasse nach Abbruch der alten Turnhalle talseits abgesenkt. Dadurch konnte die Höhe der Stützmauer, die dem Kirchenschiff gegenüber steht, auf rund 4 Meter reduziert werden. Im Vorhof selber wurde der Stützmauer zudem eine niedrige Terrasse vorgelegt. Um den Kirchhof zu einer Einheit auszubilden, wurden acht Grabplatten von der nördlichen Aussenseite der



Eglisau – Stadtprospekt mit gotischer Kirche aus der Chronik von J. Stumpf von 1547.

Kirche entfernt und nach Kopierung beziehungsweise Renovation neu an der Stützmauer angebracht, während auf die Terrassenmauer die grösste Glocke des alten Geläutes von 1576 zu stehen kam. Endlich wurden die den Vorhof gegen Südosten hin abschliessenden Reste der alten Stadtmauer konserviert.

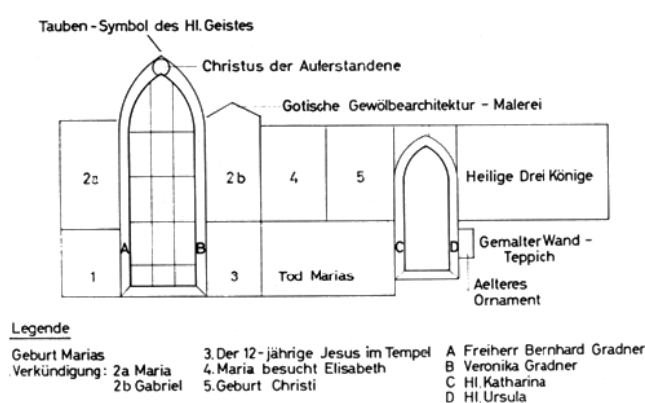
Am Turm wurden nur wenige Arbeiten vorgenommen. Vor allem erfuhr das Dach eine Ausbesserung, die Zifferblätter wurden neu gestrichen beziehungsweise vergoldet. Ebenfalls neu vergoldet wurden die Pinienzapfen oberhalb der Zifferblätter; zudem wurden die Dachuntersichten um die Zifferblätter erneuert und die Wasserspeier einer eingehenden Kontrolle und teilweisen Reparatur unterzogen. Am Mauerwerk selber mussten nur geringfügige Auswechslungen von morschen Tuffsteinen vorgenommen werden.

Die baulichen Veränderungen im Innern umfassen folgende Arbeiten: Erstellung einer Verbindungstreppe zur Empore, Ausräumen des Chores von der unschönen alten Bestuhlung, Erstellen einer neuen Bestuhlung im Schiff und das aus liturgischen Gründen gewünschte Vorziehen des um eine Stufe erhöhten Chorbodens ins Kirchenschiff. Ausserdem wurde der Fussboden von Langhaus und Chor mit einem hellen Kalkstein von warmer Färbung und grob geschliffener Oberfläche ausgelegt, während unter der festen Bestuhlung im Schiff ein Holzboden aus aufgeleimten Langriemen verlegt wurde. Neu sind auch die elektrischen Beleuchtungskörper, und zur Verbesserung der Wärmehaltung wurde nicht nur eine neue Ölheizung installiert, sondern an den Fenstern durchgehend eine Doppelverglasung angebracht. Im übrigen genügte eine gründliche Erneuerung aller Anstriche, abgesehen vom Chor, wo durch die Entdeckung der spätgotischen Malereien ein völlig neuer Akzent im Kircheninnern gewonnen wurde. (Teilweise nach: C. D. Furrer, Baubericht, in: Denkschrift zur Einweihung der renovierten Kirche in Eglisau, ebda. 1961, S. 49 ff.)

b) Die spätgotischen Malereien

Die im März 1960 durchgeführten Untersuchungen der Chorwände führten zur Entdeckung und anschliessenden Freilegung von spätgotischen Temperamalereien an Ost- und Südwand, während sich die Nordwand als im Zuge des Turmbaues von 1717 neu aufgeführt erwies. Die Malereien waren, abgesehen von den stark beschädigten beiden unteren Bildern an der Ostwand, recht gut erhalten, so dass keine problematischen Rekonstruktionen vorgenommen werden mussten. Die Restaurierungsarbeiten beschränkten sich infolgedessen auf folgende Arbeiten: Ausfüllen der Pickelöcher bei gleichzeitigem Zurückbinden des Wandverputzes beziehungsweise Farbträgers, Wachsen der Wandoberfläche, Fixieren und Retuschieren der Malereien, wobei eigentliche Ergänzungen in Trattegiotechnik ausgeführt wurden.

Der beste Kenner der Materie, Walter Hugelshofer, charakterisiert die Malereien folgendermassen: «Unter dem wenigen, das sich gerettet hat und auf uns gekommen ist, findet sich nichts, was sich mit den Malereien in Eglisau in Verbindung bringen liesse. Bei der Spärlichkeit der bewahrt gebliebenen Malereien ist dieser Befund nicht schlüssig, so wenig wie der Umstand, dass auch unter den Malereien der badischen Nachbarschaft sich dieselbe ‚Hand‘ nicht wieder erkennen lässt. Neben den Malereien des Hans Haggenberg, der in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts in den Kirchen und Klöstern von Winterthur und Umgebung eine überraschend reiche Tätigkeit als Wandmaler ausübte, wirken die Eglisauer Fresken altertümlicher. Ihr Maler scheint ein Mann gewesen zu sein, der in seiner Lehrzeit von Stilvorstellungen geprägt wurde, wie sie die Stiche des in unseren Gegenden in den sechziger Jahren tätigen anonymen Meisters E. S. formuliert haben. Die Figuren sind tänzerisch bewegt, die Formen kantig und eckig. Von der feierlichen Klarheit und Ruhe, wie sie bald nachher die Stiche Martin Schongauers auf der Grundlage niederländischer Erkenntnisse und Formeinsichten heraufführte, ist hier noch



Eglisau – Reformierte Kirche. Erklärungsschema zu den 1960 entdeckten Wandmalereien.

Eglisau – Reformierte Kirche. Spätgotisches Wandbild an der Chorsüd-
wand: Mariä Tod.



Eglisau – Reformierte Kirche. Spätgotisches Wandbild an der Chorsüdwand, bei der Kanzel: Erscheinung des Herrn (Dreikönige).





Eglisau – Reformierte Kirche. Spätgotische Malerei an der nördlichen Leibung des Chorfensters: Freiherr Bernhard Gradner kniend, darüber Schriftband.

nichts zu vernehmen. Es ist aber bei der besonderen Sachlage in Eglisau doch auch zu bedenken, ob die Gradnerschen Herrschaften nicht etwa Künstler aus ihrer österreichischen Heimat hergeholt hätten, so wie es viel früher schon bei den Glasmalereien in der Klosterkirche Königsfelden der Fall war. Die Beziehungen zu den angestammten Besitztümern in der Steiermark und im Tirol sind, wie schon das Auftreten des Erbvetters Johann Gradner beweist, wohl nie ganz abgebrochen. Die Gradnersche Herrschaft über Eglisau war ja von Zürich von Anfang an nur, und wie sich schliesslich zeigte, mit Recht, als ein kurzfristiges Interregnum gedacht worden.»

Die weiten Gebiete des österreichischen Alpenlandes befanden sich damals, ähnlich wie die Eidgenossenschaft, in lebhafter geistiger und künstlerischer Bewegung. Es gab wenig einheimische Künstler. Aber es wurden, ähnlich wie bei uns, ihrer aus benachbarten Ländern für kürzere oder längere Zeit herangezogen. Vielleicht kamen der oder die Maler nicht direkt aus Schwaben, sondern auf dem weiten Umweg über das östliche Alpenland zu uns an den Oberrhein. Auf diese Weise würden zwei Eintragungen des Jahres 1488 von Malern im Jahrzeitbuch von Eglisau verständlich, auf die Pfarrer Brassel die Aufmerksamkeit lenkt: Hans Fischer von Ostenburg (Augsburg?) und Hans Ott von Memmingen mit Frauen und Kindern. Gehörten sie vielleicht zu den vielen schwäbischen Malern, die im Alpenland Arbeit gefunden hatten, und waren sie aus der Steiermark von Gradner für die Ausmalung des Kirchenchores nach Eglisau geholt worden? Hans Ott ist in Memmingen, wie Pfarrer Brassel hat feststellen lassen, nicht nachweisbar. Vielleicht ist er schon in jungen Jahren, gleich nach der Lehre, hinausgezogen und nicht mehr zurückgekehrt.

Nach: W. Hugelshofer, Zu den im Jahre 1960 im Chor der Kirche in Eglisau wieder aufgedeckten spätgotischen Wandmalereien, Stiftungen der Familie Gradner, in : Denkschrift zur Einweihung der renovierten Kirche in Eglisau, ebda. 1961, S. 36 ff.

KIRCHGASSE 586

Abbruch eines Altbaues (vgl. Beilage 8, 5)

Trotzdem der bis Ende Juli 1962 in Eglisau amtierende Pfarrer Hermann Brassel alles zur Rettung Mögliche versuchte, wurde das alte, in seinen Proportionen wohlhabengewogene, nordwestlich der Kirche und gegenüber dem Pfarrhaus stehende alte Gebäude Kirchgasse 586 einem Neubau geopfert. Der Abbruch wurde damit begründet, dass die Höhe der oberen Stockwerke für den Ausbau als Kirchgemeindehaus nicht genüge und dass die Bauherrin nicht über die zur Korrektur der Höhe und des Innenausbauens notwendigen Mittel verfüge. Wie sehr auch diese Begründung auf den ersten Blick verständlich erscheint, so sehr kann ihr vom städtebaulichen Standpunkt aus nicht beigepflichtet werden. Alt- Eglisau ist durch den Verlust dieses Hauses um einen wichtigen Altbau ärmer geworden. Und dieser Verlust wiegt um so schwerer, als dieses Gebäude in unmittelbarer Nachbarschaft der Kirche und des Pfarrhauses stand. Trotzdem Architekt und Bauherrin verschiedene Anregungen beim Neubau berücksichtigten, kann das neue Kirchgemeindehaus das verlorene spätgotische Gebäude mit seiner durch die besondere Fenstergruppierung geschaffenen, völlig persönlichen Note niemals voll ersetzen.

Das abgebrochene Haus trug in der Stube im ersten Stock in einem mit profilierten Leisten abgeteilten Deckengetäfer ein mittleres Quadrat mit den Initialen O W A. H. und der Jahrzahl 1696, das die Kirchgemeinde dem Ortsmuseum

Eglisau – Reformierte Kirche. Blick in den Chor mit den 1960 entdeckten Wandmalereien.



schenkte. Die Namen konnte Pfarrer H. Brassel nach alten Bevölkerungsverzeichnissen als Othmar Wirth, Küfer, und Anna geb. Hartmann feststellen. Auch 1716 ist dieses Ehepaar dort noch wohnhaft, wie aus der Baubeschreibung von J. J. Hug beim Kirchenbau hervorgeht. Wann das Haus in andere Hände überging, konnte nicht ermittelt werden. Es gehörte später einem Albert Hartmann-Frei, Landwirt, der am Weiherbach seinen Stall hatte. Er hiess in Eglisau «Fischerbert», wie auch sein Vater schon, der noch diesen

Beruf betrieb. Die Witwe des jüngeren «Fischerbert» verkaufte dann das Haus durch Vermittlung eines Dritten an die Kirchgemeinde.

Ob das Haus erst 1696 gebaut wurde, ist ungewiss. Beim Abbruch fand man in der Südostecke eingemauert und vorher vom Stubentäfer verdeckt ein etwa 25 Zentimeter langes Balkenende aus Eichenholz mit der roh eingeschnitzten Jahrzahl 1536 (oder 1539). Das Stück wird ebenfalls im Ortsmuseum aufbewahrt.

ELSAU (Bez. Winterthur)

REFORMIERTE KIRCHE

(Vgl. Beilage II, 1 und 2)

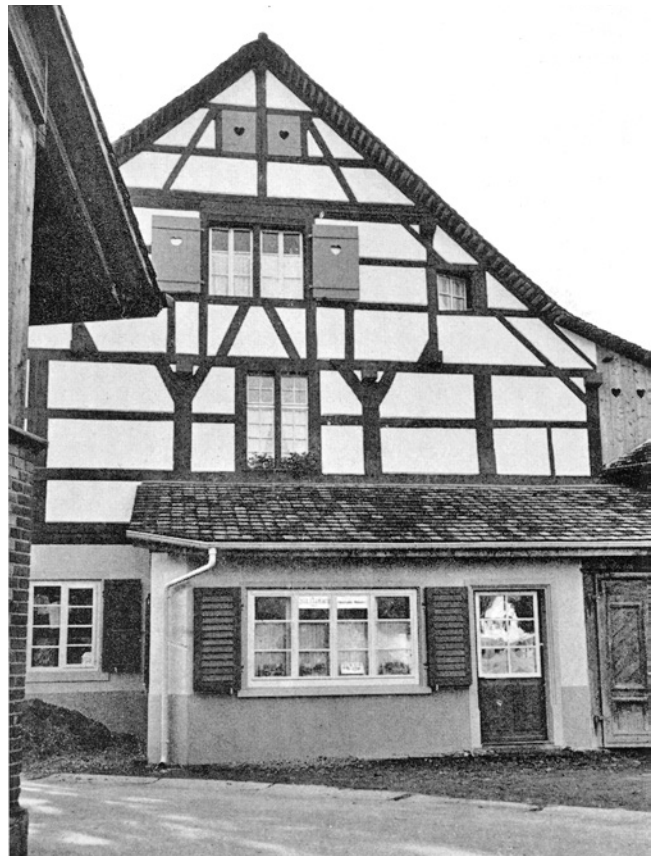
Im ersten Bericht ZD 1958/59 sind die archäologisch-bau-analytischen Untersuchungen des Jahres 1959 in der Kirche Elsau auf S. 20 ff. eingehend beschrieben worden. Aus finanziellen Gründen wurde dabei auf die Reproduktion des sogenannten Steingerechten und des darauf basierenden Bauetappenplanes verzichtet, da einerseits der Steingerechte Plan ebenfalls wieder im Schnittplan und andererseits der Bauetappenplan im entsprechenden Bauetappen-Übersichtsplan S. 21 zur Darstellung kommen. Es hat sich nun aber in der Folge gezeigt, dass der auf S. 21 wiedergegebene Bauetappenplan nur eindeutig genug ist, wenn er mit dem Bauetappenplan verglichen werden kann, welcher unmittelbar über dem Steingerechten Plan gezeichnet wurde. Aus diesen Gründen fügen wir die aus Ersparnisgründen im ersten Bericht ZD 1958/59 nicht aufgeführten beiden Pläne auf Beilage II, 1 und 2, nachträglich noch ein.

EMBRACH (Bez. Bülach)

ALTES PFARRHAUS

Aussenrenovation

Das fälschlicherweise im Volksmund «Lufinger Pfarrhaus» geheissene, richtig mit «Altes Pfarrhaus» von Embrach zu bezeichnende Riegelhaus Oberdorfstrasse 609 wurde 1959/60 von seinem Eigentümer, Karl Bänniger-Toggweiler, einer gründlichen Aussenrenovation unterzogen. Den Anlass hierzu gab die Änderung der östlichen Giebelfassade, wo ein Kamin ausgebaut und der Anbau auf das ebenerdige Geschoss reduziert wurde. Dieser Eingriff führte zur Entdeckung eines guten alten Riegelmauerwerkes. Der Eigentümer setzte sich hierauf mit Kanton, Gemeinde und Zürcherischer Vereinigung für Heimatschutz in Verbindung. Unter Leitung von alt Stadtbaumeister A. Reinhart in Winterthur wurde daraufhin eine völlige Restaurierung des Riegelwerkes sowohl auf der östlichen Giebel- wie auf der Traufseite an der Oberdorfstrasse durchgeführt. Die Restaurierung bedeutete: Ausbesserung des Fundamentmauerwerkes, gründliche Sanierung des Gebälks sowie Erneuerung von Verputz und Anstrich. Zum Dank für die Mithilfe seitens der öffentlichen Hand und der Zürcherischen Vereinigung für Heimatschutz, und um seinen eigenen Einsatz zur Erhaltung des



Embrach – Altes Pfarrhaus. Renovierte östliche Giebelfassade. Im Gegensatz zur strassenseitigen Hauptfassade war diese Hausfront vor der Renovation arg verbaut. Durch Entfernung eines Kamins und Reduktion des Anbaues konnte das aus dem 17. Jahrhundert stammende, bis 1959 teilweise mit Brettern verdeckte, sehr bemerkenswerte Fachwerk wieder gut zur Geltung gebracht werden.

Hauses auch für die Zukunft zu sichern, liess der Eigentümer zugunsten des Staates eine Personaldienstbarkeit errichten. Dadurch ist das alte Pfarrhaus von Embrach auch in Zukunft vor unsachgemässen Eingriffen und Zerstörung geschützt.

Alt-Embrach hat durch die Restaurierung des alten Pfarrhauses wieder einen prächtigen Riegelbau erhalten. Es bleibt nun nur zu wünschen, dass diesem Beispiel bald weitere folgen werden, um den alten Ortskern wenigstens südöstlich der Kirche im Gebiet des seinerzeitigen Chorherrenstiftes den künftigen Generationen soweit als möglich zu erhalten. Im Gegensatz zur strassenseitigen Hauptfassade war diese Hausseite vor der Renovation arg verbaut. Durch Entfernung eines Kamins und Reduktion des Anbaues konnte das aus dem 17. Jahrhundert stammende, bis 1959 teilweise mit Brettern verdeckte, sehr bemerkenswerte Fachwerk wieder gut zur Geltung gebracht werden.

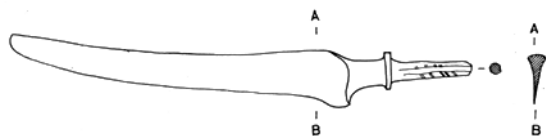
FÄLLANDEN (Bez. Uster)

RIEDSPITZ

Prähistorische Strandsiedlungsreste

Anlässlich des tiefen Wasserstandes des Greifensees im Winter 1960/61 sammelten Schüler von Schwerzenbach unter der Leitung von Lehrer Gerold Steiger, Schwerzenbach, sowie Lehrer Fritz Hürlimann, Seegräben, auf Ansuchen des kantonalen Denkmalpflegers oberflächlich herumliegende Gegenstände aus den im Gebiet des Riedspitzes befindlichen prähistorischen Strandsiedlungen der Jüngeren Steinzeit und Bronzezeit, wovon für die kantonalen Sammlungen im Schweizerischen Landesmuseum zurückbehalten wurden: ein Bärenzahn-Anhänger, eine blattförmige Pfeilspitze aus Silex, eine kerbverzierte Keramikscherbe sowie besonders ein von F. Hürlimann entdecktes Griffdornmesser aus Bronze des 11. Jahrhunderts v. Chr. (s. Abb.).

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.
(Weitere Funde im Schulhaus Schwerzenbach.)



Fällanden – Riedspitz. Bronzemesser (mit Griffdorn) aus dem 11. Jahrhundert v. Chr. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

FEHRALTORF (Bez. Pfäffikon)

IN DER SPECK

Römische Ruine (vgl. Beilage 1, 2 und 3)

Auf Initiative der Antiquarischen Gesellschaft Pfäffikon wurde vom 11. bis 20. Oktober 1961 die Situation der römischen Ruine in der Speck mittels ausgedehnter Sondierungen geklärt. Die genannte Gesellschaft fürchtete, dass zwecks Vergrösserung der nahen Gebäude des Flugplatzes «Speck» der Moränenhügel mit den römischen Ruinenresten gelegentlich neu abgetragen werden könnte. Im Frühjahr 1953 war nämlich bei Anlage des Flugplatzes ein grösserer Teil

des Hügels abgebaggert worden, ohne dass vorher Fachleute zugezogen worden wären.

Über römische Mauern und Funde in der Speck berichtet zuerst Ferdinand Keller: Es kamen beim Pflügen «Tuffsteinbrocken, Dachziegel- und Heizröhrenfragmente von Hypokausten und mitunter auch Sandsteinpfeilerchen zutage. Ein hier gefundener Mühlstein dient gegenwärtig», so schreibt Ferdinand Keller weiter, «als Basis des Brunnenstockes bei den unteren Häusern zu Bussenhausen.» 1885 setzte der Historische Verein «Lora» von Pfäffikon erstmals zu Sondierungen an. Im «Anzeiger für Schweizer. Altertumskunde» 1887 wird darüber Bericht erstattet. Danach kam ein «180 Zentimeter langes und 140 Zentimeter breites Gemach zum Vorschein, dessen rechtwinklig zueinander stehende Wände mit Ziegelmörtel angestrichen und dessen Fussboden mit kleinen Ziegelplättchen bedeckt gewesen war. Eine Bleiröhre führte aus dem Gemach gegen Westen...» Die anstossenden Mauerzüge «hörten bald auf», und es fand sich ausserhalb nur Schutt. An Funden werden erwähnt: Ein Ziegelstück mit den Buchstaben VS, «behauene Tuffsteine, Sandsteinplättchen, Reste von Heizröhren, Ziegel, Terra sigillata-Scherben, Reste von Amphoren, Eisennägel, Klammern, Glas, ein Spinnwirtel, Knochen usw.» sowie ein halber Mühlstein. Dann hält jener Bericht fest, dass «auch in den angrenzenden Feldern der Pflug etwa auf Mauerzüge stösst». In einem handschriftlichen Berichtbuch, das vom Ortsmuseum Wetzikon gehütet wird, hält hiezu Jakob Messikommer fest: «Ich war auch anwesend, als (man) auf eine römische Badewanne... stiess. (Sie) war aus hartem, rothem Mörtel und zerschlagenen Ziegeln erstellt und hatte eine Länge von 340 Zentimetern, eine Breite von ungefähr 160 Zentimetern und eine Tiefe von 120 Zentimetern. Da nicht die ganze Badewanne in das Sammlungszimmer der Gesellschaft gebracht werden konnte, so begnügten sich die Finder mit den Eckstücken derselben.»

Offenbar wurde 1885 vom Vorgefundenen weder eine Skizze noch gar ein Plan angefertigt. So ist es zu verstehen, dass der Historische Verein «Lora» in Pfäffikon im Jahre 1896 erneut zu einer Ausgrabung ansetzte. Heierli berichtete über die Untersuchungen im schon erwähnten «Anzeiger» 1896: «In der Speck bei Fehraltorf ist wieder eine römische Heizeinrichtung abgedeckt worden. Die Breite des Raumes betrug 2,80 Meter, die noch erkennbare Länge 3,50 Meter. Die 50 Zentimeter dicken Mauern bestanden aus Feldsteinen und Tuff. Die Wände zeigten Bemalung.* Über den Heizröhren lagerte echter Ziegelmörtel. Von den in diesem Raum reihenweise zu viereen aufgestellten, 20 Zentimeter dicken viereckigen Hypokaustsäulchen waren vier Reihen (also 16 Stück)

* Hier liegt offenbar ein Irrtum vor: 1961 fanden wir nur roten Mörtelverputz vor, aber keine Bemalungsspuren.

noch erhalten. Sie bestanden aus Sandstein und ruhten auf Mörtelguss. Es fanden sich noch einige Terra sigillata-Scherben.» Die im Jahrbuch Nr. 8 des Historischen Vereins Pfäffikon festgehaltene Skizze illustriert den Beschrieb Heierlis treffend. Leider wurde 1896 erneut übersehen, dass es mit dem Zeichnen eines Detailplänchens nicht getan ist, sondern dass man den Fundort vielmehr in einem Übersichtsplan fixieren sollte. So geriet zwar die Entdeckung an sich, wie übrigens auch die erste, nicht in Vergessenheit, jedoch deren genauer Standort.

Aus diesen Gründen wurden 1961, als der Wunsch der Antiquarischen Gesellschaft Pfäffikon in die Tat umgesetzt werden sollte, über den ganzen noch intakten Hügelteil hin auf Grund einiger Hinweise des Landwirtes Bamert im nahen Speckhof, wo er jeweils beim Pflügen auf fast unüberwindliche harte Stellen stösst, eine Anzahl paralleler Sondierschnitte gelegt. Diese Arbeit ging unter der örtlichen Leitung von Lehrer Max Müller von Winterthur sehr rasch vonstatten. Während die Sondierschnitte 1 bis 6 keinerlei Anhaltspunkte von Mauerresten oder Funden zeigten, stiess man an der vom Aktuar der Antiquarischen Gesellschaft Pfäffikon, Otto Leuenberger, bezeichneten Stelle auf die 1896 schon zutage geförderte Heizanlage.

Die zum zweitenmal freigelegte Ruine kann nur als kleiner Bestandteil einer grösseren Anlage gedeutet werden. Zwar

bildet der Grundriss ein geschlossenes Geviert von 2,80 × 3,20 Metern (Innenmasse) beziehungsweise 3,70 × 4,00 Metern (Aussenmasse). Die Mauerreste, noch maximal 60 Zentimeter hoch erhalten, sind 50 Zentimeter breit und durchweg gut gemörtelt. Die beiden parallelen Längsmauern im Nordwesten beziehungsweise Südosten weisen gegen Nordosten hin je ein Mauerhaupt auf, während sie nach Südwesten hin unvermittelt an der künstlichen, 1953 durch den Bagger geschaffenen Hügelkante abbrechen. Das Geviert weist auf der Nordostseite eine Zwischenmauer auf, in welcher zwei parallele, rund 50 Zentimeter voneinander abstehende Sandsteinplatten eingemauert sind, die letzten Reste des seinerzeitigen Heizkanals zwischen Präfurnium (Einführung) und Hypokaustanlage (Unterbodenheizung). Von dieser zeugen leider nur noch drei arg mitgenommene Sandsteinpfeilerchen von rund 50 Zentimeter Höhe, der untere Boden, ein grauer Mörtelboden von rund 10 bis 13 Zentimetern Dicke, der aus der Südwestseite entlang einer ausgebrochenen Mauer abbricht, sowie Reste einer Abdichtung mittels eines Viertelrundstabes aus rotem Mörtel in der Ostecke und einer entsprechenden Spur in der Nordecke. Der eigentliche Hypokaustboden und die Hypokaustplatten aus Ton, die auf den Sandsteinpfeilerchen gelagert waren und den oberen eigentlichen Hypokaustboden getragen hatten, fehlten vollständig. Aus Spuren, die 1896 auf die systema-

Fehrlortorf – In der Speck. Flugaufnahme der Überreste einer römischen Hypokaustanlage auf dem für den Flugplatz Speck teilweise abgetragenen Hügel. Aus Nordwesten.



Fehraltorf – In der Speck. Überreste einer römischen Hypokaustanlage, links oben Teile des Heizkanals. Ansicht aus Westen.



tische Verteilung der Sandsteinpfeilerchen hindeuteten, liess sich immerhin errechnen, dass der Hypokaustboden von insgesamt 16 Pfeilerchen getragen worden sein muss. Leider lassen die sonstigen Kleinfunde keine Schlüsse in bezug auf technische Einzelheiten zu, handelte es sich doch bloss um ein paar Scherben von grauer Keramik, von roter Terra sigillata sowie um einen Kummerring aus Eisen, einige Heizröhrenfragmente, wie sie schon 1896 gefunden worden waren, und dergleichen mehr.

Welchem Zweck hatte unsere Hypokaustanlage einst gedient? Unseres Erachtens dürfte es sich bei der vorliegenden Ruine um die letzten Überbleibsel eines sogenannten Winterzimmers handeln, wie es in unseren Breitengraden von den Römern in ihren Landhäusern immer wieder eingebaut worden ist. Natürlich ist auch die Deutung, es könnte sich um einen Raum eines mehrteiligen Badtraktes gehandelt haben, nicht von der Hand zu weisen, doch scheint uns diese Version angesichts der Hügellage weniger stichhaltig. Ganz sicher ist jedenfalls, dass unsere Ruine Teil eines grösseren Gebäudes gewesen ist. Und dass es sich hierbei nicht um irgendeine Anlage gehandelt haben kann, dafür spricht wiederum die prächtige Lage auf dem die weite, flache Felderflur zwischen Pfäffikon und Fehraltorf überragenden Moränenzug.

Wie wir eingangs unserer Ausführungen vernahmen, wurde schon im Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde 1887 noch auf andere Gebäude im Gebiet der Speck hingewiesen, die von den Bauern da und dort mit dem Pflug usw. angeschnitten worden waren. Es kann deshalb keinem Zweifel unterliegen, dass wir es bei der im Oktober 1961 erneut freigeleg-

ten Ruine um einen Teil eines grösseren Herrenhauses zu tun haben, welches seinerzeit Kern eines ausgedehnten, mehrere Gebäude umfassenden römischen Gutshofes war, wie er ähnlich in fast klassischer Verteilung der Gebäude noch sozusagen vollständig in den Ruinen bei Seeb in der Gemeinde Winkel zwischen Kloten und Bülach gefasst werden kann.

Über die Zeit des Bestehens unseres Gutshofes in der Fehraltorfer Speck geben uns vor allem die keramischen Funde Auskunft: «Die beiden frühesten Stücke sind je eine Randscherbe von Sigillata-Tellern der Formen ‚Dragendorff 18/31‘ und ‚Curle 15‘, eventuell noch aus dem ersten Viertel des 2. Jahrhunderts. Sehr typisch sind sodann einige Becher und Schüsseln mit roten Glanztonüberzügen und mit Kerb- und Barbotine-Dekor, die nicht genauer im 2. Jahrhundert fixierbar sind. Eindeutige Scherben des 3. Jahrhunderts sind nicht dabei.» (Freundliche Mitteilung von Frau E. Ettlinger.)

Literatur: Keller, Statistik, S. III ; Antiqua, S. 15; 1888, S. 36, ASA 1887, S. 453; 1896, S. 71; Jb. Antiq. Ges. Pfäffikon, vormals Hist. Verein «Lora», Nr. 8, S. 63 f.; Keller, Statistik, S. III ; ASA 1887, S. 453; 1896, S. 71; Jb. Nr. 8 d. Antiq. Ges. Pfäffikon 1893 bis 1898, S. 63 f.; Tagblatt d. Bez. Pfäffikon v. 20. Jan. 1962.

Flaach – Wirtschaft zur «Obermühle». Hauptfassade nach der Renovation von 1961.



FLAACH (Bez. Andelfingen)

GASTHAUS ZUR «OBERMÜHLE»

Teilweise Aussenrenovation

Im Jahre 1961 liess Familie W. Huber die Hauptfassade des seit 1877 ihr gehörenden Gasthauses zur «Obermühle» durch Malermeister Heinrich Schuler aus Flaach restaurie-

ren. Holz und Verputz waren dank der Pflege, die Generationen diesem Haus angedeihen liessen, in so gutem Zustand, dass der Maler die notwendige Instandstellung allein zu bewältigen vermochte. Später sollen mit Hilfe der Denkmalpflege auch die übrigen Fassaden in Angriff genommen werden.

Literatur: Kdm. Kt. Zürich, Bd. 2, Basel 1943, S. 189 ff.



Flaach – Wirtschaft zur «Obermühle». Die malerische Rückseite, die demnächst renoviert werden soll.

GRÜNINGEN (Bez. Hinwil)

ITZIKON

Fund einer alamannischen Spatha (vgl. Beilage 1, 4)

Beim Bau einer neuen Zufahrt zum nördlich des Bauernhauses von Christian Steiner stehenden Schopf stiess am 10. Oktober 1960 Anton Koller von Itzikon in etwa 40 Zentimeter Tiefe auf eine alamannische Spatha. Der Finder lieferte die Spatha sogleich alt Lehrer A. Kübler in Grüningen ab, der sie dem Denkmalpfleger avisierte. Sofort durchgeführte Sondierungen durch U. Ruoff, Zürich, bestätigten, dass bei der Spatha keinerlei Knochen lagen, das heisst es liegt hier wirklich ein Einzel- und kein Grabfund vor. Aber da das Zürcher Oberland an Funden auch des Frühmittelalters nicht eben reich ist, hat der neue Fund seinen ganz besonderen Wert.

Die Spatha ist aus Eisen. Die Schneide hat eine Länge von 83,5 Zentimetern. Vom Griff ist nur mehr der Dorn erhalten. Die Parierstange ist ebenfalls nur noch bruchstückhaft vorhanden.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

Suche nach der Hauptgrube (vgl. Beilage 1, 4)

In der zürcherischen Strafrechtsgeschichte nehmen die Hauptgruben eine nicht geringe Stellung ein. Der Rechtshistoriker W. H. Ruoff, Zürich, beschäftigte sich mit dem Problem der Hauptgrube in den letzten Jahren intensiver. Dank seinen Studien konnte er für Zürich, Winterthur, Wülflingen, Rheinau, Kyburg und Grüningen je eine Hauptgrube nachweisen, während er anderwärts erst für Lenzburg und Glarus Analoges aufzuzeigen in der Lage ist. Über die Hauptgruben an sich wusste der Forscher nicht mehr, als dass es sich um Vertiefungen handelte, in denen geköpft

wurde. Bilder gibt es lediglich von den Hauptgruben Zürich und Kyburg als Illustrationen im Sammelwerk Wikiana (Manuskript in der Zentralbibliothek Zürich). Genauere Vorstellungen über Weite, Tiefe und Form lassen sich daraus aber infolge der Darstellungsart nicht gewinnen. Die Karten lassen uns betreffend Lokalisierung im allgemeinen sehr im Stich, oder dann ist die lokalisierte Örtlichkeit heute infolge moderner Überbauung unzugänglich, wie z. B. in Zürich. Demgegenüber konnte W. H. Ruoff die Hauptgrube für Grüningen auf einige Meter genau lokalisieren. Das gab den Anlass zu Nachforschungen im Gelände. Als örtlicher Leiter liess sich der Sohn W. H. Ruoffs gewinnen,



Grüningen – Itzikon. Alamannische Spatha aus Eisen. $\frac{1}{6}$ natürlicher Grösse.

U. Ruoff. Der Kanton erklärte sich zur teilweisen Übernahme der Kosten bereit.

Die vom 24. bis 26. Oktober 1960 dauernden Arbeiten beschränkten sich auf Sondierschnitte in dem noch heute anhand der Besitzverhältnisse mit ihren alten Grenzen genau zu umschreibenden Gebiet. Aber entgegen aller Hoffnung stiessen die Arbeiter höchstens 70 Zentimeter unter der heutigen Humusdecke auf den anstehenden Nagelfluhfels. Von einer Grube war nirgends auch nur die geringste Spur zu entdecken. Nach Angaben des Landeigentümers lag bis zum Zweiten Weltkrieg im Abschnitt gegen die Landstrasse hin die Oberfläche wesentlich tiefer, mit einem deutlichen Bord gegen den hinteren Teil. Er hätte dieses dann, als er dort Getreide anpflanzte, sukzessive heruntergeackert, um eine gleichmässige Steigung zu erhalten. Auch sei heute noch das Pflanzenkleid der Wiese im südlichen Teil ein ganz anderes als im nördlichen. Wenn im Süden also heute die Erdschicht über dem felsigen Grund nur um 45 Zentimeter beträgt, so dürfte sie vor dem Ausgleichen kaum mehr als 30 bis 35 Zentimeter betragen haben. Dann aber müsste der Pflug den Boden der ehemaligen Grube gründlich zerstört haben. Das erklärt auch die Homogenität des Erdreichs in den beiden Schnitten.

Man muss also nach dem Befund von Grüningen damit rechnen, dass Hauptgruben unter Umständen nicht auf allen

Seiten kräftig ansteigen. Das müsste bei einer Untersuchung der Hauptgrube von Wülflingen am sogenannten Wiesenwuh zwischen Kirchweg Wülflingen – Neuburg – Brütten und Eulach in Betracht gezogen werden.

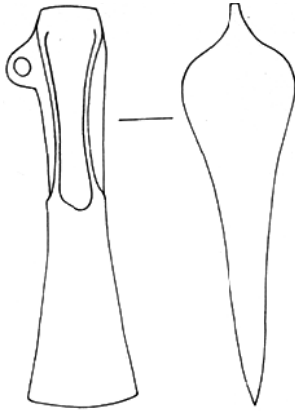
STÄDTCHEN

Gebäude der Landwirtschaftlichen Genossenschaft

Im Jahre 1960 liess die Landwirtschaftliche Genossenschaft Gossau-Grüningen-Oetwil ihre beiden Gebäude Assek. Nr. 854 an der Hauptstrasse im Städtchen umbauen. Ein grosser Eingriff bedeutete dabei die Fassadengestaltung im Erdgeschoss, wo im Innern ein grosser Ladenraum geschaffen wurde. Glücklicherweise wandte sich der mit dem Umbau beauftragte Architekt Werner Stauffacher in Ottikon sogleich an das Kantonale Hochbauamt, mit dessen Hilfe für die Gestaltung der strassenseitigen Fassade eine gute Lösung gefunden wurde: auf die geplante Dachlukarne wurde verzichtet, die Ladentür stark vereinfacht, das Schaufenster mit einem Steinrahmen eingefasst und die Anschrift auf den Verputz über Tür und Schaufenster gesetzt. So konnte ein moderner Verkaufsladen mitten im Städtchen Grüningen eingerichtet werden, ohne dass das Strassenbild gestört wurde. Hoffentlich macht dieses Beispiel – nicht nur in Grüningen – Schule.

Grüningen – Die beiden renovierten Häuser der Landwirtschaftlichen Genossenschaft Gossau-Grüningen-Oetwil an der Hauptstrasse nach der Renovation von 1960.





Hettlingen – Worbig. Schaftlappenbeil aus Bronze. Jahrhundert v. Chr. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

HETTLINGEN (Bez. Winterthur)

WORBIG

Fund einer oberständigen Lappenaxt der späten Bronzezeit

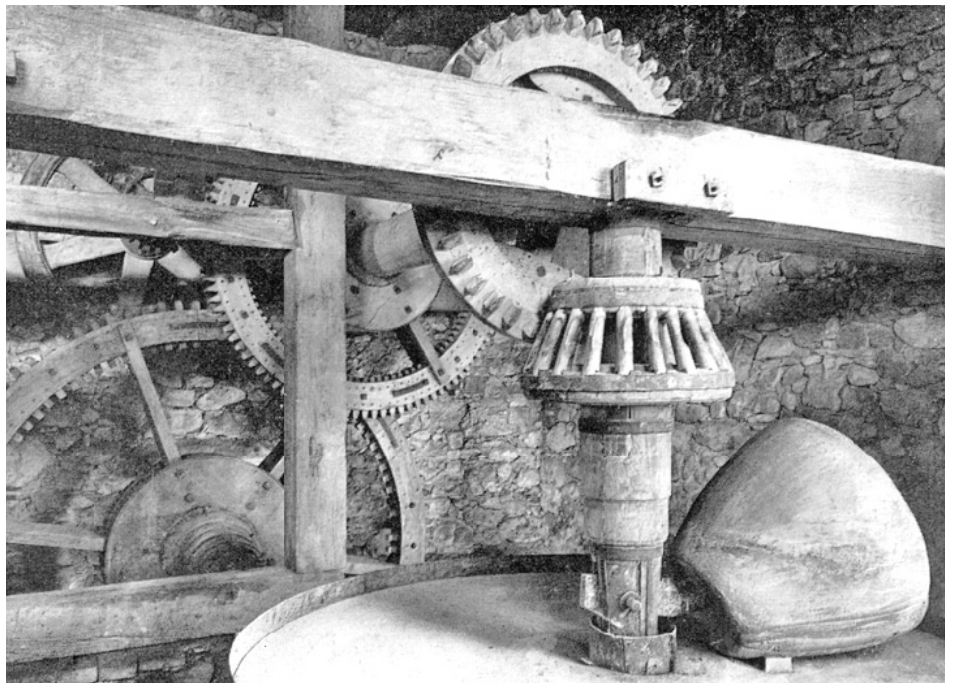
Um 1960 fand Landwirt W. Rindlisbacher, Rietstrasse 44, Ohringen, im Worbig, etwa ein Kilometer südwestlich der Kirche Hettlingen, beim Pflügen ein Bronzebeil, welches in die Gruppe der sogenannten oberständigen Lappenäxte der späteren Bronzezeit des 11. Jahrhunderts v. Chr. gehört. Der Fundort liegt ungefähr bei Koord. 695 200/266 100, wo vor einigen Jahren Aushubmaterial von verschiedenen Baustellen, vorzüglich im Gebiet der Stadt Winterthur, deponiert wurde. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass diese Lappenaxt aus Winterthur stammt.

HANFREIBE

Gesamtrenovation (vgl. Beilage 4)

Am 30. Juni 1960 konnten die Wiederinstandstellungsarbeiten an der – im Volksmund «Haufrÿbi» geheissenen – alten Hanfmühle zwischen dem Dorf und der Wirtschaft zur «Eichmühle» abgeschlossen werden, nachdem im Jahre 1958 das Wasserrad an der Wirtschaft zur «Eichmühle» rekonstruiert worden war. An den Wiederinstandstellungsarbeiten beteiligten sich beratend und finanziell Kanton und Zürcherische Vereinigung für Heimatschutz. Bei Baubeginn war die Hanfreibe in einem argen Zustand. Dem bauleitenden Architekten Adolf Kellermüller von Winterthur wartete eine nicht geringe Aufgabe: Abbrechen der später erstellten Mauern des Mühlradanbaues, Ausbesserungen am alten Unterbau-Mauerwerk, Terrainverbesserungen, Restaurierung des Daches, Ausbessern des Bruchsteinmauerwerkes, der Holzläden, der Fachwerkwände, Instandstellung der hölzernen Getriebe usw. Das völlig zerstörte Mühlrad wurde in Anbetracht des viel grösseren, noch erhaltenen Rades an der «Eichmühle» und des längst zugedeckten Oberwasserkanals nicht rekonstruiert. Aber auch so darf sich die restaurierte Hanfreibe von Hettlingen wieder sehen lassen, selbst wenn mit der stillgelegten Mechanik kein Öl mehr aus den Hanfsamen gepresst und die Fasern der Hanfpflanze für die Hausweberei nicht mehr zu Garn verarbeitet werden. Die wenigstens so noch erhaltene Einrichtung ist einzigartig genug, handelt es sich doch um die letzte Hanfmühle auf Zürcher Boden.

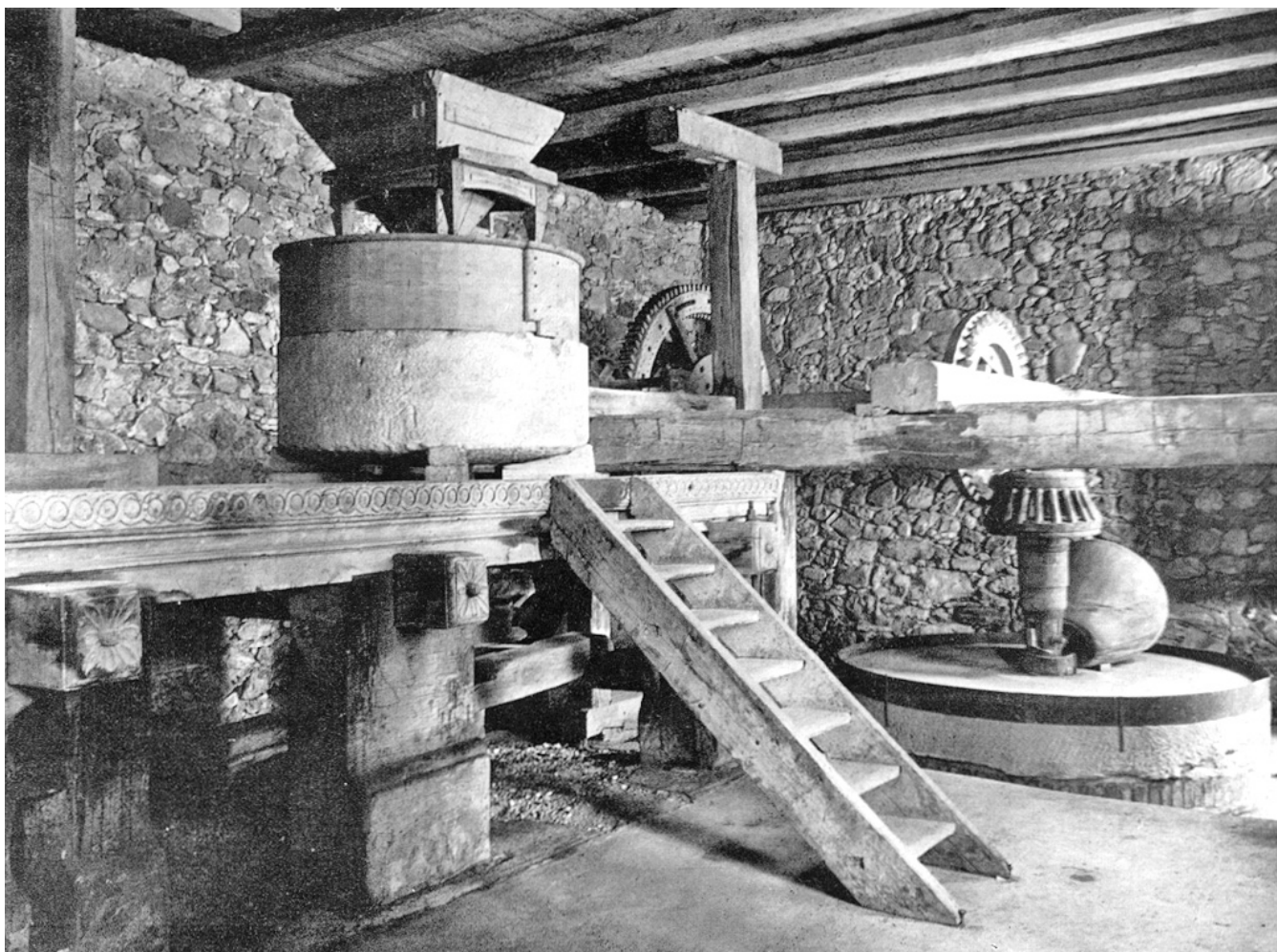
Literatur: Ber. AGZ 1926/27, S. 47; 1930/31, S. 47; 1932/33, S. 37; 1934/35, S. 27; 1936/37, S. 22.



Hettlingen – Alte Hanfreibe («Haufrÿbi»): Detail vom hölzernen Getriebe (vgl. Innenansicht auf S. 40).



Hettlingen – Alte Hanfreibe («Hauf-
rybi»), nach der Renovation von 1960.



Hettlingen – Alte Hanfreibe («Hauf-
rybi»): Inneres mit der alten Mühlen-
einrichtung.



Höri – Oberhöri. Alter Speicher nach der Restaurierung von 1961.

HÖRI (Bez. Bülach)

OBERHÖRI

Restaurierung eines alten Speichers

Im November 1960 wurde die kantonale Denkmalpflege durch den örtlichen Vertrauensmann dahingehend orientiert, dass Gottfried Brändli, Landwirt in Oberhöri, beabsichtige, anstelle eines alten, nordwestlich seines Bauernhauses stehenden Speichers eine grosse, moderne Wagenremise zu erstellen. Diesem Vorhaben wurde ein Vorschlag auf Restaurierung des alten Speichers entgegengestellt, und nach eingehenden Beratungen war der Eigentümer bereit, mit

Hilfe von Kanton, Gemeinde und Zürcherischer Vereinigung für Heimatschutz den stark verwitterten Altbau instandstellen zu lassen. Unter Leitung des Architekten Walter Bosshart vom Architekturbüro Max Kopp in Zürich taten Maurermeister, Zimmermann, Dachdecker und Spengler im Frühjahr 1961 alles, um die alten Mauern, das Holzwerk und die Dachkonstruktion wieder für Jahrzehnte zu sichern. Um dem Hauptanliegen des Eigentümers Rechnung zu tragen, das heisst Wagen einstellen zu können, wurde unter Schonung des Ganzen vom Feldweg her ein zwei-flügliger Eingang in der Art eines Tenntors geschaffen. Ausserdem musste der für die Gegend typische, aber leider allzu stark verfallene Kellereingang völlig rekonstruiert werden.

Die Aufwendungen haben sich reichlich gelohnt. Der so sanierte Bau steht nun als schmuckes Stück bäuerlicher Bauweise im nächsten Erholungsgebiet des sich rasch ausweitenden Bülach und erfüllt besser als jede moderne Wagenremise als Kellermagazin, Abstellschuppen und eigentlicher Vorratsspeicher vielseitige Anforderungen. Er steht heute dank dem Einverständnis des Eigentümers unter Heimatschutz.

HOMBRECHTIKON (Bez. Meilen)

REFORMIERTE KIRCHE (vgl. Beilage II, 3 und 4)

Im ersten Bericht ZD 1958/59 sind die archäologischbauanalytischen Untersuchungen des Jahres 1959 in der Kirche Hombrechtikon auf S. 28 ff. eingehend beschrieben. Aus finanziellen Gründen wurde dabei auf die Reproduktion des sogenannten Steingerechten und des darauf basierenden Bauetappenplanes verzichtet, da einerseits der Steingerechte Plan ebenfalls wieder im Schnittplan und anderseits der Bauetappenplan im entsprechenden Bauetappen-Übersichtsplan S. 28 zur Darstellung kommen. Es hat sich nun aber in der Folge gezeigt, dass der auf S. 28 wiedergegebene Bauetappenplan nur eindeutig genug ist, wenn er mit dem Bauetappenplan verglichen werden kann, welcher unmittelbar über dem Steingerechten Plan gezeichnet wurde. Aus diesen Gründen fügen wir die aus Ersparnisgründen im ersten Bericht ZD 1958/59 nicht aufgeführten beiden Pläne auf Beilage II, 3 und 4 nachträglich noch ein.

Zu der im ersten Bericht ZD 1958/59 S. 29 f. gegebenen Darstellung der Ausgrabungen und Restaurierung 1959/60 sei hier festgehalten, dass die Nordmauer des gotischen Kirchenschiffes an der Stelle der Nordmauer der heutigen Kirche von 1758/59 lag, nicht aber die Nordmauer der analogen romanischen Anlage, wie dies ja aus den Plänen auf Beilage 3 und S. 28 deutlich zum Ausdruck kommt.

HORGEN (Bez. Horgen)

DAMPFSCHIFFSTEG

Funde aus der neolithischen Strandsiedlung

Im September 1961 musste das Hafenbecken bis auf die Kote 403.00 m ü. M. ausgebaggert werden. Da Ende November 1950 bei der ersten Ausbaggerung für den neuen Dampfschiffanlegeplatz Steinbeile, Keramik- und andere Kulturüberreste in grosser Zahl gehoben wurden, orientierte das Bauamt der Gemeinde Horgen die Denkmalpflege schon im April 1961 über das Vorhaben, so dass die Beaufsichtigung der Baggerarbeiten rechtzeitig organisiert werden konnte. Glücklicherweise fand sich auch ein wassergewandter junger Mann, Ulrich Briegel, Zürich, Student der Geologie an der ETH. Dank dem grossen Interesse der auf dem



Horgen – Neuer Dampfschiffsteg. Jungsteinzeitliche Baggerfunde: Harpune aus Hirschohorn 1/2 natürlicher Grösse.

Bagger tätigen Männer der Firma AG Willy Stäubli, Ingenieur in Zürich, gelang es ihm, in der Zeit vom 12. bis 27. September den Baggerschaukeln folgende Funde zu entnehmen: 10 Steinbeile und 4 Fragmente solcher, diverse Silexklingen, teils vollständig, teils nur als Bruchstücke erhalten, eine grössere Anzahl Reib-, Klop-, Schleif- und Mahlsteine, sehr viel Keramik, dabei ausserordentlich viele Randscherben mit Fingertupfendekor, 2 Schmelztiegel, ein Webgewicht aus Ton und viele Fragmente solcher, diverse Stücke von Lehmwurf auf Rutengeflecht, 5 Knochenspatel, eine Hechel und das Stück einer zweiten aus Rippen, ein Knochenpfriem, eine Hirschhornharpune, zahlreiche Hirschsprossen und -stangen mit Schnittspuren, Fragmente einer Schale aus Maserholz, das Bruchstück eines Holzschafes für ein Steinbeil und anderes mehr sowie sehr viele Tierknochen. Soweit wir heute sehen, gehören sämtliche Fundobjekte zur sog. Michelsberg-Pfyner Kultur.

Aufbewahrungsort: Artefakte: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich. Tierknochen: Zoologisches Museum der Universität Zürich.

Literatur: Zur Entdeckung von 1950: V. Bodmer-Gessner, Horgen von der jüngeren Steinzeit bis zur Völkerwanderungszeit. SA aus: «Geschichte der Gemeinde Horgen», Horgen 1952, S. 4 ff.; zur Michelsberg-Pfyner Kultur: A. Baer, Die Michelsberger Kultur in der Schweiz, Basel 1959.

ZENTRALES KLÄRWERK HORGEN UND OBERRIEDEN

Suche nach eventuellen Resten prähistorischer Strandsiedlungen

Bei Beginn der Tiefbauarbeiten für das Zentrale Klärwerk Horgen und Oberrieden zwischen Seegartenstrasse und See wurde die Gelegenheit benützt, die Arbeiten bezüglich etwaiger Funde prähistorischer Strandsiedlungen zu überwachen. In den Jahren 1914 und 1923 wurden nämlich im Hafen der Yachtwerft Faul bei Baggararbeiten zwei übereinanderliegende Kulturschichten von jungsteinzeitlichen Strandsiedlungen entdeckt. Es lag daher die Vermutung nahe, es könnte sich das damals angeschürfte Siedlungsgebiet bis in diese Gegend ausgedehnt haben. Für die Überwachungsaufgabe stellte sich freundlicherweise Emil Imhof, Elektrotechniker, Horgen, unentgeltlich zur Verfügung. Er unternahm Sondierungen und beobachtete die Bohrproben, deren sich auch das Geobotanische Institut Rübel in Zürich (PD Dr. H. Zoller) annahm. Es zeigten sich indessen keine Funde, geschweige denn Kulturschichten.

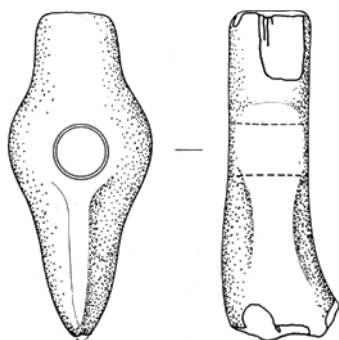
Literatur: (zum «Pfahlbau» im Scheller im besonderen) V. Bodmer-Gessner, Horgen von der jüngeren Steinzeit bis zur Völkerwanderungszeit, SA. aus «Geschichte der Gemeinde Horgen», Horgen 1952, S. 6 ff.

HÜNTWANGEN (Bez. Bülach)

DORFSTRASSE 27

Fund einer jungsteinzeitlichen Lochaxt

Bei Aushubarbeiten für einen Umbau des Lagerhauses der Landwirtschaftlichen Genossenschaft in Hüntwangen, Dorfstrasse 27, fand Maurermeister Emil Demuth-Stutz eine sogenannte Lochaxt aus Grünstein von 12,5 Zentimetern Länge. Es handelt sich hier um einen typischen Vertreter der spätneolithischen Kultur der Schnurkeramiker und gehört demzufolge in die Zeit gegen 1800 v. Chr.



Hüntwangen – Dorfstrasse 27. Neolithische Lochaxt aus Grünstein, um 1800 v. Chr. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

ILLNAU (Bez. Pfäffikon)

EFFRETIKON

Wattstrasse 1798 (vormals: Dorfstrasse 968)

Mitte Juli wurde an der Wattstrasse das Haus Assek.-Nr. 1798 abgebrochen. Es handelte sich um ein Bauernhaus in Fachwerktechnik, dessen Scheune in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts modernisiert worden war. Es war ehemals Eigentum des Johann Kuhn, gehörte zwischenzeitlich einem Jost, der es dann der Sekundarschulgemeinde Illnau-Effretikon verkaufte. Das Haus war bekannt wegen der Dachbalkensprüche, die sich sowohl auf der Strassen- wie auch auf der Rückseite befanden. Die Frakturschrift mit 20 Zentimeter grossen und 12 Zentimeter kleinen Buchstaben ist auf Holz gemalt. Die beiden Sprüche lauten:

a) Strassenseite: «Uns Menschen zer gut ist gemacht dis Haus, Dieweil wir Zeitlich streben; Gott leit und führ uns ein und aus, geb uns dass ewig leben; I. M. I. WM. ZV. EF. ZMHV. B. ZV. N. LN. 1775.»

b) Rückseite: «Dass Haus steht in Gottes hand, Gott behüte es vor Feuer Wasser und brand, Und die Leuth darin vor sünd und schand; Habend lassen bauen Jacob Morf, Und Jacob Wegmann Zu Efreticken, War Zimmer = Meister Hans Ulrich Brünger Zu Nider Illnau; War Oufgericht Den 18 Tag May 1775 : Im Namen Gottes geh ich ein und aus, O gott Regier mein gantzes Haus, Die hauss frauwn und die kinder mein, Lass dir O gott befohlen sein; galt ein Müth Kernen 5 gl 5 ss Ein Saum Wein 10 gl 20 ss.»

Aufbewahrungsort: Sekundarschulhaus Effretikon.

Literatur: H. Hedinger, Inschriften im Kanton Zürich, MAGZ 40/1, 1958, S. 81 (Karteikarten 358/359 im Staatsarchiv).

KAPPEL AM ALBIS (Bez. Affoltern)

AMTSHAUSAREAL

Fund eines alten Abwasserkanals (vgl. Beilage II, 7 und 8)

Anfangs April 1960 stiess man bei Instandstellungsarbeiten des Platzes nördlich des Amtshauses beziehungsweise südöstlich des Kirchenchors auf in einer Linie liegende mächtige Steinplatten. Sogleich bildete sich das Gerücht von der Entdeckung eines unterirdischen Ganges. Eine nähere Untersuchung klärte die Sache auf: Es handelte sich um einen alten Abwasserkanal aus der Gegend des Ostflügels der ehemaligen Konventgebäude zum heute noch bestehenden Teich. Wasser gab es damals vor allem in Küche und Waschhaus, aber auch Brunnen dürfen vorausgesetzt werden, so zumindest einer im nahen Kreuzgang. Ein weiterer Brunnen dürfte schon früh südlich des Hauptchores aufge-



Kloten – Reformiertes Pfarrhaus. Wappenstein des Abtes Basilius Reuty von Wettingen, 1698.

stellt worden sein, wo noch 1830 gemäss einem Stiche von Franz Hegi ein Brunnen plätscherte (Kdm. Kt. Zürich, Bd. I, Abb. 34).

Beim Kanal handelt es sich um eine 1 Meter tiefe und 80 Zentimeter weite Anlage, erstellt aus zwei 60 Zentimeter breiten Seitenmauern und überdeckt mit 30 Zentimeter dicken und bis 2 × 1,5 Meter grossen Platten aus Alpenschiefer.

KLOTEN (Bez. Bülach)

DORFSTRASSE 36

Fund eines beigabenlosen geosteten Skelettes

Bei Kabelarbeiten stiess die Arbeitsequipe der Strassenbau-firma Gebrüder Krämer in Zürich vor dem Hause Wettstein (Dorfstrasse 36) 60 Zentimeter unter dem heutigen Strassen-niveau auf menschliche Skelettreste. Der mit der Aufsicht betraute Polier J. Strebel meldete den Fund sofort, so dass die Knochenreste geborgen werden konnten. Das Skelett lag gut geostet und lang ausgestreckt im kiesigen Erdreich. Beigaben oder Trachtutensilien wurden keine gefunden. Nach Auskunft des Anthropologischen Institutes der Uni-versität Zürich handelt es sich um die Skelettreste einer er-

wachsenen Frau. Es ist nicht ausgeschlossen, dass dieses Grab zu einer Gräbergruppe gehört (?). Der Lage und Orientierung nach dürfte es sich um eine frühmittelalterliche, spätestens karolingische Bestattung handeln.

Aufbewahrungsort: Anthropologisches Institut der Universität Zürich.

REFORMIERTES PFARRHAUS

Wappenstein des Abtes Basilius Reuty von Wil in Wettingen

An der Südwand des Waschhauses beim reformierten Pfarrhaus in Kloten war seit dem 19. Jahrhundert eine ehemals über der Tür des Pfarrhauses eingelassene Wappentafel aus Sandstein festgeklammert. Sie misst 92 auf 74 Zentimeter, besteht aus grauem Sandstein und datiert aus dem Jahre 1698. Unter einer Abtmitra und links und rechts eines Abt-stabes die Wappen des Klosters Wettingen (links) und des durch Beredsamkeit ausgezeichneten Abtes Basilius Reuty von Wil (1694–1703). Da man beabsichtigte, das Waschhaus in eine Garage umzubauen, liess das Kantonale Hochbauamt die Wappentafel in der gartenseitigen Südost-mauer des Pfarrhauses ein, wo sie besser als am bisherigen Ort vor Witterungseinflüssen geschützt ist.

KNONAU (Bez. Affoltern)

REFORMIERTE KIRCHE

Baugeschichtliche Untersuchungen und Gesamtrestaurierung

Über die Baugeschichte der Kirche Knonau, deren Patrozi-nium zu den Heiligen Sebastian und Gertrud lautete, wusste man bis 1960 recht wenig. Obgleich Knonau alter Besitz des um 830 gegründeten Klosters Schänis im sanktgallischen Gaster ist, wird eine Kirche (ecclesia) erst im Jahre 1045 ge-nannt. 1178 wurde dann von einer Kapelle Erwähnung getan, aber schon 1223 wieder von einer Kirche. Für 1519 ist die Einweihung der heutigen Kirche gesichert. 1707 wurde der gotische Chorbogen ausgebrochen, 1769 dann die gotische Holzdecke durch den Gipsplafond mit Rokokostukkaturen ersetzt und 1770 die prachtvolle Stucco-lustro-Kanzel auf-gestellt.

Angesichts vor allem der sehr späten Erwähnung einer Kirche in Knonau und des einzigen Kirchenbaudatums von 1519 rechtfertigte es sich, die im Frühjahr 1960 begonnene Gesamtrestaurierung der Kirche dazu zu benützen, um über die früheren Kirchenbauten einige Klarheit zu erhalten.

1. Archäologisch-bauanalytische Untersuchungen (vgl. Beilage 7)

Die sich sozusagen über das ganze Kircheninnere erstrecken-den Ausgrabungen und baugeschichtlichen Untersuchungen wurden im Juni und Juli 1960 durchgeführt. Sie lieferten erstaunenswert viele neue Daten.



Knonau – Reformierte Kirche, nach der Restaurierung von 1960/61. Chor und Turm.

a) Frühmittelalterliche Baureste:

Die frühesten ermittelten Baureste sind die kärglichen Überbleibsel der Westmauer eines ersten Gebäudes. Leider ist auch von diesem Westmauerfundament nur mehr der Nordteil erhalten, aber immerhin mit einem kleinen Ansatz der ehemaligen Nordwestecke. Diese Teile sind aus mittleren Kieseln erstellt, zwischen welchen da und dort noch kleinere Mörtelspuren zu entdecken waren. Auf Grund des Baustapfenplanes lässt sich das betreffende Mauerstück im Steingerechten Plan ohne weiteres erkennen. (Möglicherweise sind drei gleich hoch liegende Steinplatten letzte Überbleibsel eines entsprechenden Bodens.) Mangels weiterer Anhaltspunkte für einen mit diesem Mauerfundamentstück im Zusammenhang stehenden Grundriss ist es nicht möglich, die erhaltene Westmauerpartie ohne weiteres als Rest einer Kirche zu bestimmen. Wir fragen uns indes mit Recht, was hier sonst an der Stelle nachmaliger Kirchen im Frühmittelalter hätte gestanden haben können. Denn um einen römischen Mauerrest kann es sich keinesfalls handeln, und ein profaner Bau kommt als Vorläufer einer Kirche doch wohl auch nicht ohne weiteres in Frage. Und gemessen an der Zeitstellung des ersten klaren Kirchengrundrisses mit der Apsis-Altarnische, die wir gern um 1000 ansetzen, kommt als Bauzeit für unsere Mauerruine spätestens das 9., viel eher aber das 8. Jahrhundert in Frage – was bekanntlich auch für Mettmestetten zutreffen dürfte (vgl. S. 65).

Ganz offen muss die Frage gelassen werden, welche von den östlich der Apsis entdeckten Gräbern ebenfalls ins Frühmittelalter zurückzudatieren sind. Sicher frühmittelalterlich muss Grab 3 sein, da es später durch die Apsis überdeckt wurde.

b) Hochmittelalterliche Kirche:

Glücklicherweise ist trotz der grossen Bautätigkeit nach 1500 der Grundriss einer Kirche um 1000 sozusagen vollständig erhalten geblieben: das Schiff und die apsidiale Altarnische im Osten mit den zugehörigen Altarfundamentresten.

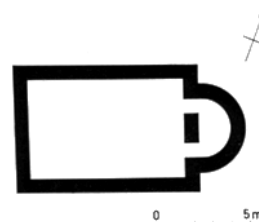
Diese, aus mittleren Kieseln sorgfältig aufgebaut und gut gemörtelt, sind nicht nur im steingerechten Plan sehr gut erkenntlich, sondern ebenso sehr auch im Profil E–F. Bei durchschnittlich 80 Zentimeter breiten Mauern zeigt der Grundriss folgende Masse:

Länge (ohne Apsis): 9,90 m,

Breite: 5,70 m,

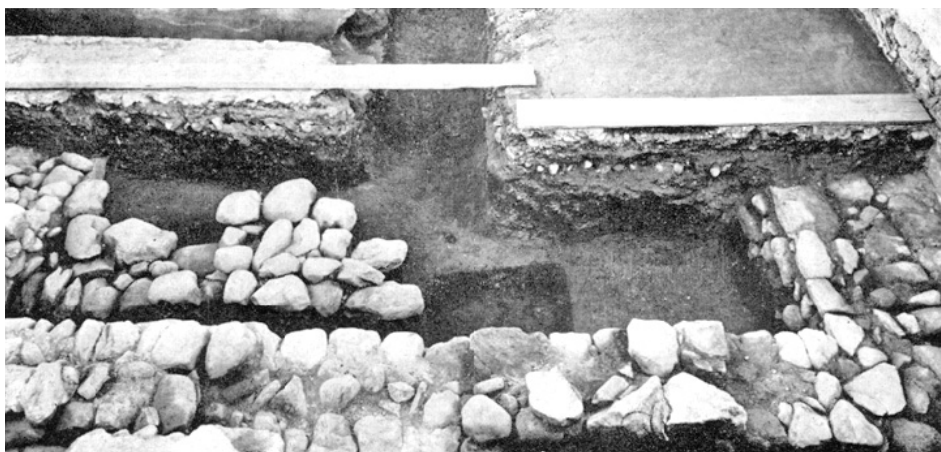
Apsis, innerer Radius: 1,50 m.

Die Reste des Altarfundamentes lassen auf die ungefähre Grundrissgrösse von rund 150 × 80 Zentimeter schliessen.



Knonau – Reformierte Kirche. Grundriss der hochmittelalterlichen Kirche.

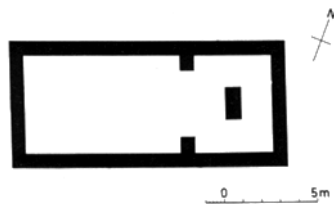
Von den diversen Bodenresten dürfte höchstens das mit S/I bezeichnete Niveau im Schiff zu diesem Kirchenbau gerechnet werden. Möglicherweise gehören zudem auch die Gräber 5 bis 7 sowie vielleicht auch a und b, welche letztere sich unter dem Fundament der Ostmauer des Polygonalchores tief im gewachsenen Boden abzeichneten, hierher. Eine besondere Stellung unter den Gräbern nimmt das Kindergrab unter dem Altarfundament ein: Es handelt sich um die Reste eines etwa 8 Monate alten menschlichen Fötus. Ob hier eine Frühgeburt vorliegt, Reste eines zu früh geborenen Kindes, das vielleicht kurze Zeit lebte, aber nicht getauft werden konnte – und deshalb vor dem Altar bestattet wurde?



Knonau – Reformierte Kirche. Die Westmauerreste der älteren Kirchenbauten: Im Mittelgrund links die Nordpartie des Westmauerfundamentes der frühmittelalterlichen, im Vordergrund das Fundament der Westmauer der hochmittelalterlichen Kirche.

c) *Romanischer Rechteckchor:*

Wie bei Mettmensstetten wurde auch in Knonau die Apsisnische des Hochmittelalters in spätromanischer Zeit durch einen geräumigen Rechteckchor ersetzt. Die diesbezüglichen Fundamentreste waren noch in so grosser Zahl vorhanden, dass sich der ehemalige Plan trotz fast vollständiger Zerstörung der Fundamentreste durch den Kirchenbau nach 1500 mit absoluter Sicherheit rekonstruieren liess. Selbst vom einstigen Altarfundament über der Apsismauer liessen sich noch genügend Spuren erfassen, auch wenn vom recht-



Knonau – Reformierte Kirche. Grundriss der romanischen Kirche.

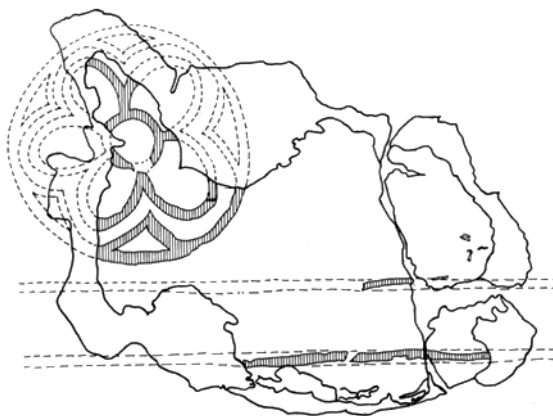
eckigen Oberbau keine Anhaltspunkte mehr zu gewinnen waren. So zeigte sich nach Auswertung der diversen Planaufnahmen, dass wohl um 1200 anstelle der bisherigen Apsis ein Rechteckchor mit folgenden Massen (im Lichten) erbaut worden sein muss:

Tiefe des Chores (ab möglichem Chorbogen): 4,70 m,

Breite des Chores: 5,10 m,

Altarfundamentmasse, höchst wahrscheinlich 170 × 90 cm.

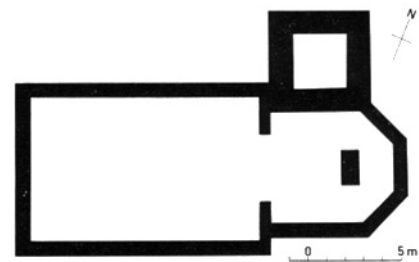
Ähnlich wie andernorts scheint man auch in Knonau anlässlich des Chorumbaues einen ersten Mörtelboden konstruiert zu haben. Wir möchten auf Grund unserer Feststellungen



Knonau – Reformierte Kirche. Fragment romanischer Wandmalerei mit Rosettenmuster, wohl von einer Fensterleibung. 1/3 natürlicher Grösse.

jedenfalls die Bodenreste S/II im Schiff und C/I im Chor für diese Bauetappe beanspruchen. Sie liegen in der Vertikalen rund 28 Zentimeter auseinander, so dass zwischen Schiff und Chor mit einer zweistufigen Chortreppe gerechnet werden darf.

Ebenfalls zu dieser Bauetappe scheint das Wandverputzfragment mit stilisierter Rosettenmalerei zu rechnen zu sein. Es handelt sich um einen kleinen Bruchteil aus entsprechend bemalten Fensterleibungen. Das Fragment kam unter der ehemaligen gotischen Chortreppe zum Vorschein.



Knonau – Reformierte Kirche. Grundriss der spätgotischen (heutigen) Kirche.

d) *Spätgotische Kirche:*

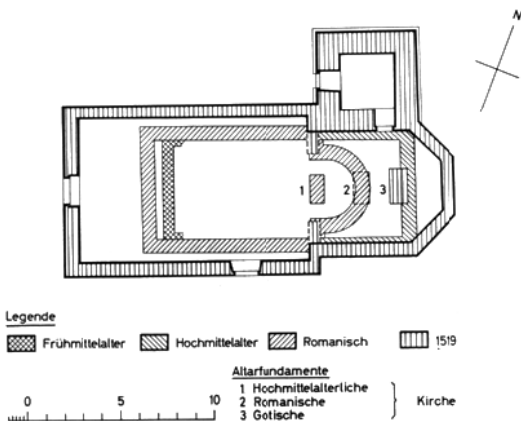
Die heutige Kirche, 1519 vollendet, ist offensichtlich nach einem einzigen Plan sozusagen in einem Guss entstanden. Hiefür wurden die Steine der bisherigen romanischen Kirche verwendet, wobei man den Altarraum fast bis auf die allerletzten Fundamentsteine ab- und ausbrach. Nur so ist es zu verstehen, dass von der ehemaligen Ostmauer des Rechteckchorraumes nur mehr kleinste Reste der Nordost- beziehungsweise Südostecke zu erkennen waren, während das dazwischenliegende Fundamentmauerwerk nur mehr mittels Spuren der einstigen Fundamentgrabensohle gewissermassen erfüllt werden konnte. Ein westlicher Fundamentteil der Südmauer des Rechteckchores dürfte rein zufällig stehen geblieben und als Teil zum Fundament für die Südmauer des Polygonalchores wiederverwendet worden sein.

Vor allem das Mauerwerk der Fundamente ist unsorgfältig aus mittleren, insbesondere aber aus grösseren Kieseln und geborstenem Moränengestein konstruiert. Die Mauern des Aufgehenden sind in den Ecken gut mit Bindern und Läufern aus Sandstein ausgerüstet, was den Architekten 1961 veranlasste, dieselben zu zeigen, obwohl sie offensichtlich ursprünglich ebenfalls verputzt gewesen waren.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die heutige spätgotische Kirche ausgemalt war. Im Bauschutt unter den Böden fanden sich allenthalben Verputzfragmente mit Farbspuren. Diese waren indes so klein, dass sich keinerlei Anhaltspunkte in bezug auf Farbgebung oder Ornamentmotive gewinnen liessen. Auch die Wände blieben stumm: sie tragen tatsächlich nur noch den Grundputz für den prachtvollen, wieder in den alten Farben spielenden Stuck von 1769/70.



Knonau – Reformierte Kirche. Südlicher Pilaster (Sandstein) des ehemaligen gotischen Chorbogens, freigelegt während der Restaurierung 1960.



Knonau – Reformierte Kirche. Baugeschichtliche Untersuchungen 1960. Bautappenplan 1 : 250.

e) Gräberliste:

- Grab 1: Skelettreste eines mindestens 50jährigen Mannes, etwa 175 cm gross.
- Grab 1b: Postkraniale Skelettreste von zwei erwachsenen Individuen. Eines ist sicher männlich, das andere möglicherweise weiblich. (Dabei ein Säugetierknochen unbestimmter Art.)
- Grab 3: Sehr fragmentarische Skelettreste einer etwa 25jährigen Frau. Zusätzlich ein Oberarmknochen eines weiteren Individuums.
- Grab 4: Fragmentarische Reste von zwei Individuen: a) etwa 30jährig; b) wahrscheinlich älter und männlich.
- Grab 5: Wenige Gliedmassenknochen eines Erwachsenen.
- Grab 6: Hyperbrachykephaler Hirnschädel und völlig zahnloser Unterkiefer eines Mannes.
- Grab 7: Schädelreste und Halswirbel eines etwa 50jährigen Mannes.
- Grab 8: Sehr fragmentarische Reste eines erwachsenen Mannes.
- Grab 9: Skelettreste von drei Individuen: a) postkraniale Skelettreste eines juvenilen Individuums, b) ein Wirbel eines etwa 20jährigen Individuums, c) postkraniale Skelettreste eines erwachsenen Individuums.

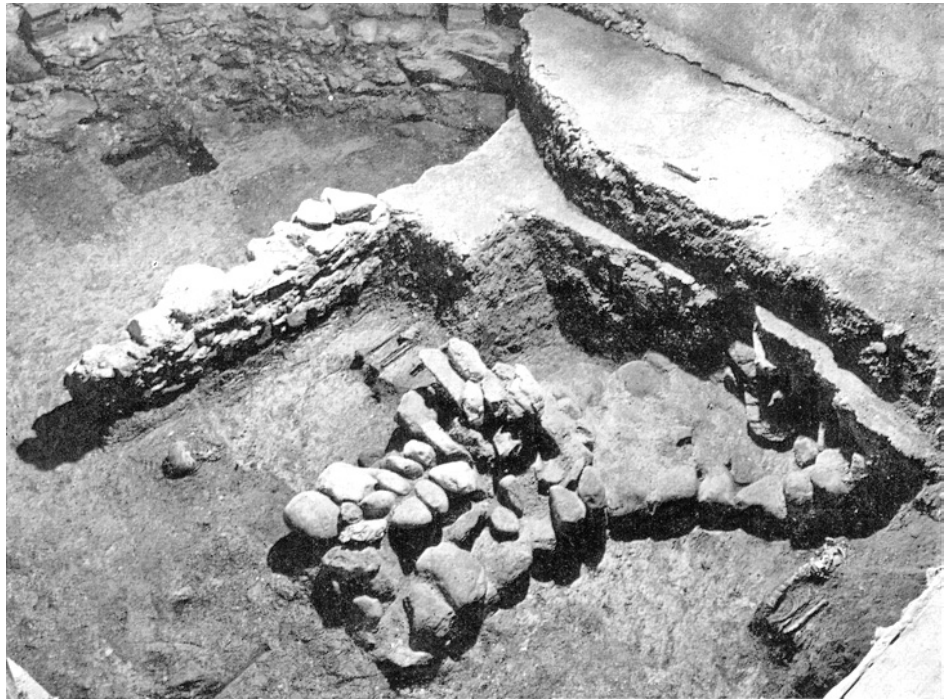
Kinderskelett: Reste eines etwa 8 Monate alten menschlichen Fötus.

(Briefliche Mitteilung des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich [Prof. Dr. Ad. H. Schultz, Direktor] vom 12. Juli 1960.)



Knonau – Reformierte Kirche. Die Fundamentreste der drei Altäre. Von vorn nach hinten links: der hochmittelalterliche, der romanische und der gotische Altar, von Westen gesehen.

Knonau – Reformierte Kirche. Die archäologischen Baureste im Chor, aus Nordwesten: Im Vordergrund Segment der hochmittelalterlichen Apsis, darüber Reste des romanischen Altars, links dahinter Westwange des gotischen Altarfundamentes, ganz links oben als rechteckige Verfärbungen im Boden mittelalterliche Gräber, rechts aussen Reste des gotischen und barocken Mörtelbodens.



f) Mörtelproben:

Die Mörtel der verschiedenen Böden und verschiedenaltigen Mauern liessen es ratsam erscheinen, wieder einmal Mörtelproben auf ihre Zusammensetzung hin untersuchen zu lassen. Die Technische Forschungs- und Beratungsstelle der E. G. Portland Wildegg nahm sich in verdienstlicher Weise dieser Aufgabe an und stellte uns mit Schreiben vom 22. Juli 1960 folgende Ergebnisse zur Verfügung:

Boden S/1 (wohl Bauetappe 2)	K.-Nr. 4089
Mörtel, krümelig zerfallend	50 : 50
Apsisfundament (Bauetappe 2)	K.-Nr. 4094
Beton, zerfallend	75 : 25
Zugehöriges Altarfundament	K.-Nr. 4095
Mörtel, gut durchgearbeitet	65 : 35
Boden S/2 (wohl Bauetappe 3)	K.-Nr. 4090
Beton, zerfallend, zum Teil schlecht durchgearbeitet	70 : 30
Boden C/1 (wohl Bauetappe 3)	K.-Nr. 4093
Mörtelüberzug auf Sand	75 : 25
Nordmauer (Bauetappe 3)	K.-Nr. 4091
Beton, zerfallend	70 : 30
Boden C/3 (Bauetappe 4)	K.-Nr. 4092
Mörtelüberzug auf Steinbett, zum Teil nicht sehr gut durchgearbeitet	70 : 30
Boden S/4 (Boden des 18. Jh.) (?)	K.-Nr. 4088
Mörtel, bis erbsgrosse Einschlüsse von reinem Weisskalk. Nicht sehr gut durchgearbeitet	60 : 40

g) Funde:

Münzen:

1 Brakteat der Grafen von Neu-Kyburg (Burgdorf oder Wangen a. d. A.), aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, im Bauschutt zwischen dem Fundament des Südsegments der Apsis und dem Fundamentrest der Südmauer des Rechteckchores.

1 Luzerner Heller des 15. Jahrhunderts, gefunden im Bauschutt über dem Fundament der Westmauer der zweiten oder dritten Bauetappe (Kirche mit Rechteckchor).

Fragmente von zwei Flachziegeln, gefunden unter dem Boden S/4 im Schiff, das heisst unter dem zweiten Boden des gotischen Kirchenschiffes.

Wandmalerei:

Fragment mit rotbraunem Rosettenmuster auf weissem Grund, gefunden an einem Fundamentstein der spätgotischen Chorstufen, an dem noch Wandverputz haftete und der sehr wahrscheinlich aus einer Fensterleibung der romanischen Kirche stammt.

Mehrere weitere Fragmente von bemaltem Wandverputz mit roten und blauen Bändern und roter Linie auf weissem Grund sowie roten Linien auf gelbem Grund.

Fragment eines eisernen Schlüssels, gefunden unter dem Boden C/1 im Chor, und zwar in der Friedhoferde östlich der Apsis.

Aufbewahrungsorte: Archäologische Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich; Anthropologische Funde: Anthropologisches Institut der Universität Zürich.

2. Die Restaurierung 1960/61

Projekt und Bauleitung: Paul Hintermann, SWB, dipl. Architekt ETH, Rüschlikon.

Restaurierung der Kanzel: Alois Griessl, Bildhauer und Stukateur, Zug.

Restaurierung der Stukkaturen: Otto Schaerer, Zürich.

Experte der EKD: alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Architekt SIA, Zürich.

Bauzeit: März 1960 bis August 1961.

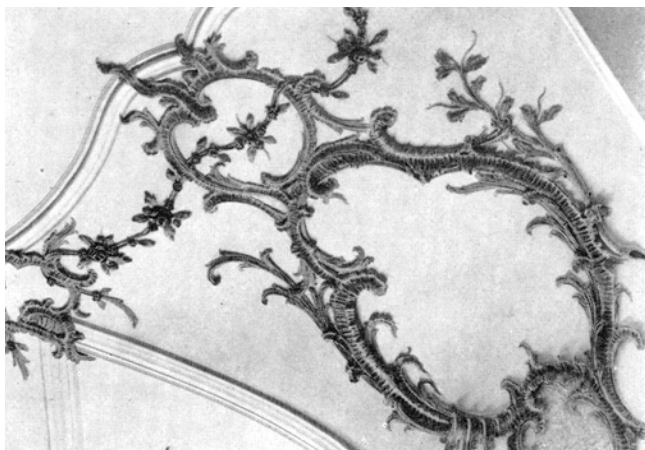
Nach jahrelangen Vorbereitungen und eingehenden Beratungen mit den Organen der Denkmalpflege konnten die vorbereitenden Arbeiten im Winter 1959/60 an die Hand genommen werden: Entfeuchten des gesamten Mauerwerkes, Verlegen einer Sickerleitung rings um die Kirche, Absenken des Terrains auf der Nordseite des Schiffes. Die eigentlichen Restaurierungsarbeiten setzten dann im März 1960 ein.

Das Äussere erhielt einen vollständig neuen Verputz. Nach Abschlagen des alten Verputzes entschlossen sich Architekt und Baukommission dazu, die Binder und Läufer als Eck-

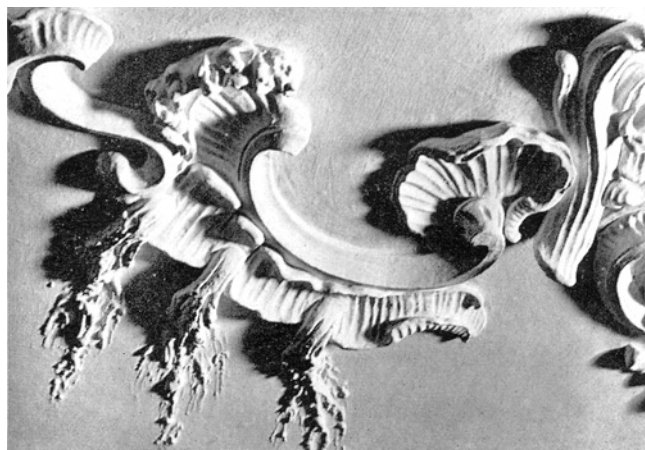
quadern sichtbar zu lassen. Dies bedingte, dass die Hieklöcher durch Abarbeiten entfernt werden mussten. Zudem wurden die Steine mit dem Flächereisen durchwegs neu überarbeitet. Dem gleichen Prozess wurden sämtliche Türgehänge unterzogen, wobei am Sturz des Südportals die Jahrzahl 1783 nach Durchpausen auf der neuen Oberfläche genauestens neu eingehauen werden konnte, wobei man allerdings eine zwischen den Zahlen befindliche herzförmige Verzierung aufgegeben hat. An der Südwand wurde die nach Entfernen der Sonnenuhr von 1897/1922 zum Vorschein gekommene von 1770 restauriert. Der Westfassade musste aus praktischen Erwägungen heraus ein kleines Vorzeichen vorgesetzt werden. Am Turm waren die Zifferblätter durch den Rost arg mitgenommen worden: Sie wurden allesamt erneuert. Die Zeiger sind genau nach den alten eisernen in Kupfer kopiert worden. Sowohl am Turm als auch an der Kirche wurden die Dächer umgedeckt. Nach Abschluss der Arbeiten erhielt die Umgebung die heutige Gestalt, indem südlich der Kirche eine neue Mauer erstellt,

Knonau – Reformierte Kirche. Inneres nach der Restaurierung von 1960/61.





Knonau – Reformierte Kirche. Detail aus den restaurierten Stukkaturen an der Chordecke.



Detail der Stukkaturen an der Decke des Kirchenschiffs.

südwestlich davon ein kleines Friedhofgebäude errichtet, neue Wege angelegt und das Terrain vor allem östlich der Kirche soweit als möglich egalisiert wurden.

Das Innere verwandelte sich dank der gründlichen Restaurierung trotz seiner Einfachheit in einen prächtigen Rokoko-raum. Der gesamte Stuckdekor konnte nicht nur belassen werden, sondern erhielt durch die Entdeckung und Regenerierung der originalen Farbtönung von Grünblau, Gelb und Rot (der Rosen) eine besondere festliche Note. Durch Tiefersetzen um 47 cm gewann die unter der sachkundigen Leitung von Alois Griessl, Zug, restaurierte Stucco-lustro-Kanzel ihren alten Glanz zurück. Diesem mächtigen Akkord beim Chor setzte der Architekt mit der neuen Empore und der Orgel, vor allem mit deren Rückpositiv in der Brüstung, einen guten Kontrapunkt im Westteil des Gotteshauses. Zu diesem Zwecke wurden neue Emporensäulen in stucco lustro geschaffen. Im Gegensatz zur feinstuckierten Decke sind die Wände allseits in reinem Weiss gehalten. Den Grund des ganzen Raumes bildet der Sandsteinboden in Chor und Schiff. Diesem entspricht die neue praktische Bestuhlung. Im Chor wurde die alte Einteilung aufgegeben und der alte Schlossstuhl aufgespalten, um einerseits als Brüstung gegen das Schiff hin, anderseits als Abschluss an der polygonalen Ostwand verwendet zu werden. Neu ist auch die Beleuchtung.

Literatur: Kdm. Kt. Zürich, Bd. I, Basel 1938, S. 102 ff. Vgl. auch H. Kläui, Zürcher Chronik 1961, Nr. 4, S. 74 ff.; P. Nussberger, Der Bezirk Affoltern am Albis, Heimatgeschichte und Wirtschaft, Zürich 1958, S. 38.

KYBURG (Bez. Pfäffikon)

SCHLOSS

Innerer Schlossgraben (vgl. Beilage 3, 4)

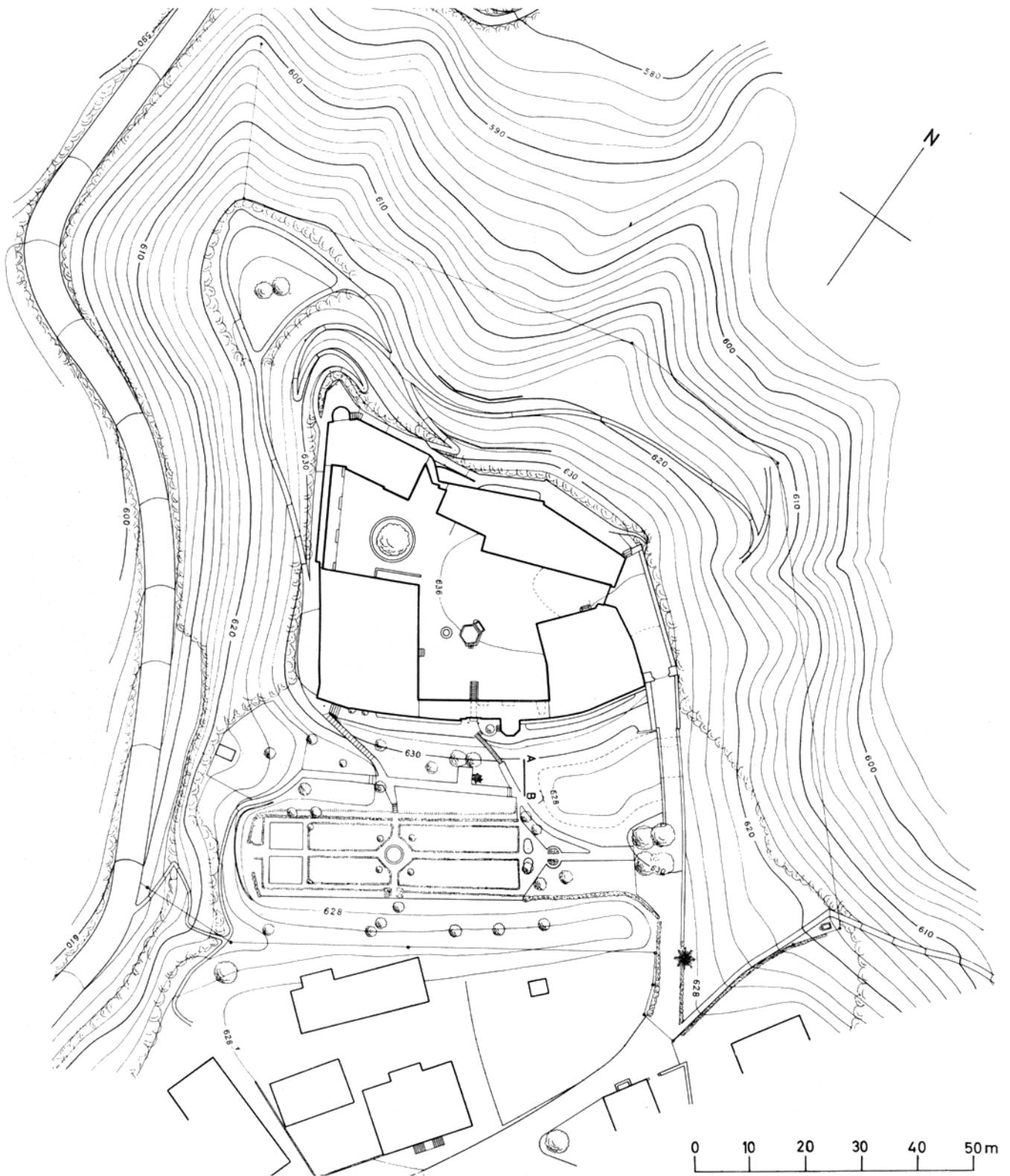
Im Juli 1960 wurden die Kabelstränge zum Schloss Kyburg neu verlegt. Dabei mussten die beiden Halsgräben südlich der Burg durchschnitten werden: der südlichere beziehungs-

weise äussere beim westlichen Knie und der nördlichere beziehungsweise innere südöstlich des sogenannten Taubenturmes. Vor allem beim Durchschneiden des inneren Grabens schien sich die Gelegenheit zu bieten, etwas mehr über dessen Tiefe in Erfahrung zu bringen. Leider mussten die Kabel nicht unbedingt auf die Grabensohle verlegt werden. Trotzdem versuchten wir wenigstens mittels eines minimalen Schachtes von 1,5 × 1 Meter Weite in die Tiefe vorzudringen. Bei 5 Meter unter heutiger Grabenoberfläche blieben die Arbeiter indes in einem völlig durchnässten lehmigen Schlamm stecken, und für eine tiefere Grabung wäre eine entsprechende Ausweitung des Sondiergrabens vonnöten gewesen. Da dringendere Arbeiten der Erledigung harhten, entschieden wir uns zum vorzeitigen Abbruch des Unternehmens. Immerhin lehrt uns die Sondierung vom Juli 1960 soviel, dass die Sohle des inneren Halsgrabens südöstlich vom Taubenturm tiefer als 5 Meter unter der heutigen Oberfläche liegt. Der Graben scheint also dort eine ganz respektable Tiefe und entsprechende Breite zu haben.

Die durchstochenen Schichten zeigen folgendes Bild von oben nach unten: 40 Zentimeter Humus, 30 Zentimeter lehmig-erdige Masse, 80 Zentimeter lehmig-erdige Masse, mit vielen Ziegelfragmenten durchsetzt, 120 Zentimeter (bei Laufmeter 5,5) steinig-erdige Schicht mit Rundziegelfragmenten und vielen Scherben von Steingutware, 150 Zentimeter Bauschutt, worauf dann der schon erwähnte lehmige Schlamm folgt.

Die vorgefundene Keramik umfasst Fragmente von Typen des 15./16. sowie des 19. Jahrhunderts. Sie werden auf der Kyburg aufbewahrt. Nur zwei wichtige Ofenkachelstücke des 15. Jahrhunderts sind im Schweizerischen Landesmuseum deponiert.

Es wäre für die Geschichte und die alte Topographie des Schlosses Kyburg von grösstem Interesse, wenn einerseits die Burggräben bei Gelegenheit ausgeräumt und anderseits im Schlosshof Sondierungen durchgeführt werden könnten.



Kyburg – Übersichtsplan der Burganlage mit eingezeichnetem Sondierschnitt A—B von 1960 zwischen Burg und französischem Garten.



Lindau – Pfarrhaus, nach der Gesamtrenovation von 1960/61. Strassenfassade.

LAUFEN-UHWIESEN (Bez. Andelfingen) KOHLEFIRST

Hohmarchstein

Am 27. Dezember 1961 erreichte uns die Nachricht, dass der sogenannte Hohmarchstein, ein Grenzstein der Kyburger Landvogtei von 1756, mit rotbrauner Farbe überschmiert worden war. Der Stein wurde noch im selben Winter vollständig gereinigt.

LINDAU (Bez. Pfäffikon) REFORMIERTES PFARRHAUS

Gesamtrenovation

Im Jahre 1960 liess die Kirchgemeinde Lindau das Pfarrhaus innen und aussen gründlich renovieren. Der stattliche zweigeschossige Bau stammt aus dem Jahre 1774 und zeigt einen langen Baukörper mit grossem Satteldach. Das Pfarrhaus

steht südlich der Kirche, mit der nördlichen Längsseite angelehnt an die Strasse, mit der südlichen sich einem prächtigen Garten zu öffnend. Das Zentrum beider Fassaden bildet je ein mächtiges Portal aus Sandsteinquadern und mit weitem Korbbogen. Dem gartenseitigen Portal ist eine zweiläufige Treppe vorgestellt, strassenseits dürfte früher eine ausladende Sandsteinfreitreppe vorhanden gewesen sein. Leider ward diese einmal durch eine betonierte, von zwei unförmigen Brüstungsmauern flankierte Stiege ersetzt. Glücklicherweise konnte man sich dazu entschliessen, diese unschöne Lösung im Winter 1960/61 durch eine Freitreppe aus Sandstein zu ersetzen. Leider unterblieb der analoge Schritt bezüglich der Fenstergewände, welche der zu hohen Kosten wegen nur in – allerdings gut hellgrauem – Kunststein neu gegossen wurden. Endlich liess man auch den sandsteinernen Ofeneinfuerungen in den beiden Korridoren die gebührende Aufmerksamkeit. So ist das Pfarrhaus Lindau heute wieder ein bauliches Schmuckstück des Dorfes.



Männedorf – Brunngrasse 4. Türsturz aus der Zeit um 1600.

MÄNNEDORF (Bez. Meilen)

BRUNNGASSE 4

Türsturz aus der Zeit um 1600

Beim Abbruch des Hauses Vers. Nr. 453 fand der Eigentümer, Edwin Müller, Sanitärinstallationen, Brunngrasse 4, nach Mitteilung der Arbeitsgemeinschaft für Ortsgeschichte, Männedorf, einen als Spolie wiederverwendeten alten Türsturz aus grauem Sandstein. Das Stück ist 143 Zentimeter lang und 61,5 Zentimeter hoch. Es zeigt das Segment eines Rundbogens, darüber einen Puttenkopf und links und rechts aussen – nach Auskunft von Julius Müller, Zürich – die Wappen des Ehepaares Jörg Rütiner und Martha Müller von Männedorf, die sich am 8. Mai 1586 vermählt hatten. Es wird Aufgabe der Arbeitsgemeinschaft für die Ortsgeschichte Männedorf sein, abzuklären, für welchen Bau in Männedorf dieser Türsturz ursprünglich geschaffen worden ist.

Jörg (oder Joder) Rütiner (auch Rüttiner oder Rüdiner) war Statthalter des Klosters Einsiedeln in Männedorf (Staatsarchiv Zürich A 133–1: Siegel von 1580). (Freundliche Mitteilung von H. Meier-Hotz, Zürich.)

MARTHALEN (Bez. Andelfingen)

STEINACKER

Überreste einer Siedlung der späten La-Tène-Zeit (vgl. Beilage 3, 2 und 3)

Im 1. Bericht 1958/59 konnten wir S. 41 f. von der Entdeckung einer Abfallgrube aus der späten La-Tène-Zeit, die beim Kiesabbau zum Vorschein gekommen war, berichten. Wir hegten schon damals die Vermutung, es könnten im Steinacker die Überreste einer Siedlung der späten La-Tène-Zeit vorhanden sein. Dies sollte sich auch bald bewahr-

heiten, stellten sich doch in der Folge weitere Gruben ein: so am 28. April 1960: Grube II, am 13./14. Mai 1960: Grube III, am 1. Juni 1960: Grube IV. Keine der Gruben ergab irgendeinen klaren Fund, geschweige denn einen eindeutigen Befund. Beim Studium der Lage von Grube IV aber entdeckte der Denkmalpfleger im Profil eine eigenartige horizontale Schicht aus lauter gleichartigen Steinen. Vor allem diese Entdeckung veranlasste ihn dann, mittels einer Flächengrabung Klarheit zu gewinnen.

1. Planmässige Ausgrabung (Feld 1960, November)

Die Grabung wurde mit Absicht auf ein Feld von nur 10 × 30 Meter beschränkt. Die örtliche Leitung hatte Fräulein Dr. M. Sitterding aus Zürich inne. Nach Entfernung des Humus mittels eines Löffelbaggers grub man bis auf das Niveau des Steinhorizontes manuell weiter. Zu unserer Überraschung stiessen wir überall auf diesen Horizont, bestehend aus einem einzigen grossen zusammenhängenden «Teppich» aus durchwegs gleichmässig faustgrossen Bollensteinen. Zu mehr reichte es leider nicht, da das schlechte Wetter zum vorzeitigen Abbruch der Arbeiten zwang. Immerhin konnten anlässlich dieser Kampagne noch die beiden Gruben V und VII untersucht werden. Indes, auch deren Inhalt war nicht aufregend, zeigten sich doch in keiner dieser Gruben mehr als ein paar Kohlepartikel oder ein paar Tonscherbchen. Auch die da und dort angeschnittenen pfostenlochartigen Gebilde konnten in keinen Zusammenhang gestellt und damit auch nicht eindeutig bestimmt werden.

2. Planmässige Ausgrabung (Feld 1961, März/April)

Schon im Dezember 1960 trafen wir die Vorbereitungen zu einer weiteren Flächengrabung. Da Fräulein Dr. M. Sitterding durch dringende Arbeiten im Gebiet des Legionslagers Vindonissa vollauf in Anspruch genommen war, übernahm der Archäologiestudent Ulrich Ruoff aus Zürich die örtliche Leitung. Zwei Meter neben dem Ausgrabungsfeld vom No-

vember 1960 wurde ein neues Rechteck derselben Grösse untersucht. Und wiederum stellte sich dasselbe Bild ein: Die Steinsetzung überzog die ganze freigelegte Fläche. Ein Stein lag dicht neben dem andern. Das ebenmässige Bild war nur in der südlichen Längshälfte durch eine kleine Mulde gestört, das heisst einen schon zur La-Tène-Zeit wieder eingedeckten Graben von ungefähr 80 Zentimeter Tiefe. Sonst war die Steinsetzung bei Niveauunterschieden von maximal 5 Zentimetern völlig plan. Und wieder war das Geröll auffallend einheitlich, von der Grösse einer Faust. Soweit wir bei dieser Ausgrabung beobachten konnten, lagen die bisher untersuchten Gruben durchwegs unter dieser Steinsetzung. Was irgendwie an Funden zum Vorschein kam, lag zwischen den Steinen dieses «Teppichs», nie aber im darunter oder darüber anstehenden Humus, so ausser Knochenresten vor allem Amphorenfragmente, Keramik, eine sogenannte Nauheimer Fibel und eine römische Münze, die beiden letzten Stücke aus Bronze.

Da das Wetter ausserordentlich günstig war, legte U. Ruoff in einem Gebiet von rund 3000 Quadratmetern 40 Sondierschnitte an. Die Sondierschnitte S 18 bis S 24, S 31 bis S 34 und S 37 wiesen alle den Steinhorizont in mehr oder weniger normaler Ausprägung auf. In den Schnitten S 25 bis S 30 und S 35 bis S 36 zeigte sich, dass die ausgelesenen Bollen-

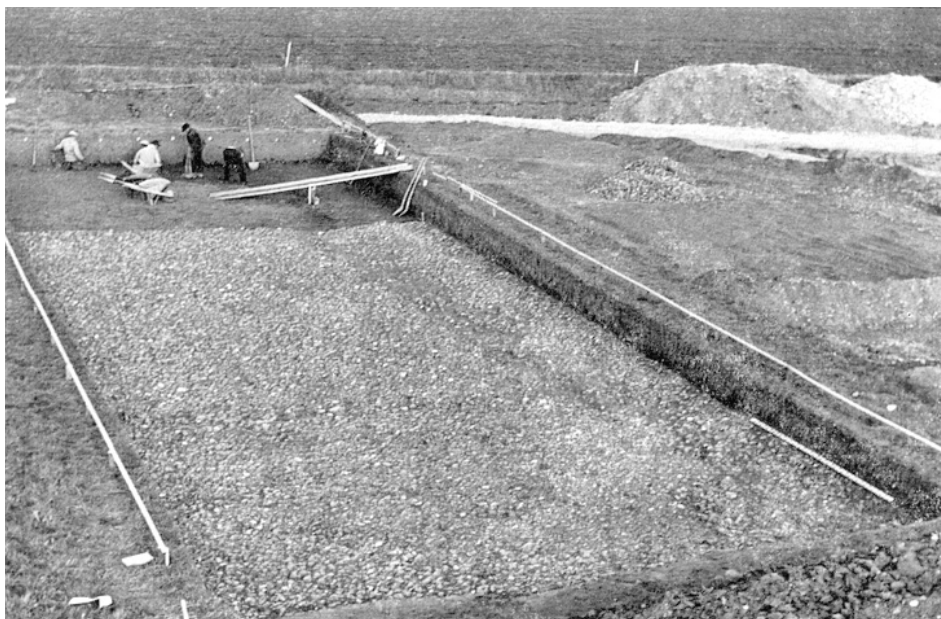
steine nordwärts allmählich von feinerem Kiesmaterial abgelöst werden, das heisst die künstliche Steinschicht läuft dort langsam aus. Ähnliches liess sich auch gegen Osten und nach Süden hin erkennen, einerseits in den Schnitten S 37 bis S 38, anderseits in den Schnitten S 17 bis S 12. In den Schnitten S 30 beziehungsweise 12 war nur mehr der Horizont, nicht aber die Steinsetzung zu fassen.

Auch der Graben war ausserhalb des Ausgrabungsfeldes noch zu sehen, und zwar in den Schnitten S 32, S 31, S 20, S 37 und S 30. Und überall ergab sich für den Graben ein dreieckiger oder trapezförmiger Querschnitt. Die obere Breite schwankt zwischen 1,20 und 1,60 Meter und die Tiefe zwischen 70 und 80 Zentimeter, und erstaunlicherweise differiert das Niveau der Grabensohle in der ganzen Länge nicht mehr als 15 Zentimeter, und zwar mit Neigung gegen Westen. Wichtig ist noch, dass der Graben im Schnitt S 39 nicht mehr zu sehen war.

Kulturüberreste fanden sich nur in wenigen Schnitten, so in S 20 einige Amphorenstücke, in S 37 ein Amphorenhenkel aus dem Graben, sowie in den Schnitten S 24, S 28, S 31 und S 38. In den Schnitten S 40 und S 41 entdeckte Ruoff neuzzeitliche Ofenkachel- und Keramikscherben und in der Grube IX endlich Keramikscherben von mindestens zwei Gefässen.



Marthalen – Steinacker. Spätlatène-siedlung. Flugaufnahme des Geländes: Links die Kiesgrube von Emil Keller, rechts davor das Ausgrabungsfeld von 1961, entlang der Parzellengrenze zwischen dem Baum und dem Ausgrabungsfeld vier der wiederingedeckten Sondierlöcher. Aus Norden.



Marthalen – Steinacker. Spätlatène-siedlung. Die Ausgrabungsfläche von 1961 mit der eben freigelegten Steinsetzung im Vordergrund, während im Hintergrund das Untersuchungsstadium bereits weiter vorangetrieben ist. Aus Osten.

Soweit wir also im Frühjahr 1961 gruben, zeigten sich, wenn überhaupt etwas zu erkennen war, die Steinsetzung und Kulturüberreste der späten La-Tène-Zeit – aber keine Anhaltspunkte für Hausbauten. Ob diese wohl weiter westlich zu suchen sind? Das Fundgut gleicht im allgemeinen demjenigen, wie es zum Beispiel in der Siedlung bei der alten Gasfabrik, das heisst auf dem heutigen Sandozareal in Basel zum Vorschein gekommen ist. Wie dort dürfte auch hier als Beginn der Besiedlung die Zeit um 50 v. Chr. in Frage kommen, während das Ende in die Zeit um Christi Geburt angesetzt werden darf. Aber anscheinend ist der Platz noch lange Zeit offen dagelegen, wie sonst wäre noch in späteren Jahrzehnten die römische Münze, ein As des Kaisers Caligula (37–38 n. Chr.), zwischen die Steine der Steinsetzung geraten?

3. Katalog der Gruben

Grube II:

Quadratischer bis runder Schacht mit einem Durchmesser von etwa 1,20 Meter und einer Tiefe von 1,30 Meter. Auf dem Grund eine ungefähr 0,15 Meter dicke, kiesig-humose Schicht mit vielen Keramikscherben und einem ganzerhaltenen Kleingefäss. Darüber 7 leicht schalenförmige, gegen den Rand hin auskeilende Brandschichten, die durch kiesige Straten getrennt waren.

In all diesen Schichten wurden Keramikscherben, zwischen der zweiten und dritten Schicht eine Massierung von zerschlagenen Steinen und über der vierten Schicht ein Finger-ring aus Bronze gefunden. Die restlichen 0,50 Meter der Grube füllte humoses bis lehmiges, teils rotgebranntes Material, das mit Kohlepartikeln durchsetzt war. Im untern Teil dieser letzten Einfüllung fanden sich noch Keramikscherben, hingegen waren die obersten 0,20 Meter fundleer.

Grube III:

Durchmesser 1,20 Meter, Tiefe 0,55 Meter; Boden leicht schalenförmig. Die untersten 20 Zentimeter des Einfüllgutes waren kiesig, mit wenig Scherben und Knochenresten, aber mit vielen Kohlepartikeln durchsetzt. Die restlichen 35 Zentimeter bestanden aus humoser Füllung mit vielen zerschlagenen Steinen, verbrannten Lehmbrocken, wenig Kohleresten und mit einem Nest von Keramikscherben.

Leider wurde auch diese Grube erst entdeckt, nachdem man mit einer Schubraupe den Humus bis auf den Schotter abgeschürft hatte. Die unten zu beschreibende, künstliche Steinsetzung war wahrscheinlich auch an dieser Stelle vorhanden, und die Grube wird sich durch den Humus hinauf bis zu deren Niveau fortgesetzt haben.

Grube IV:

Durchmesser 1,30 Meter, Tiefe 0,65 Meter. Die Grube liegt in ihrer ganzen Ausdehnung im Humus und erreicht an ihrer tiefsten Stelle knapp die natürliche Schotteroberfläche. Die untersten 40 Zentimeter waren vom Humus nicht scharf abzugrenzen. Auf der südwestlichen Seite zeigte sich gerade über dem natürlichen Schotter eine kiesige Partie, darin und darüber lagen einige grössere Steine, und dann folgte eine Stelle mit 0,15 bis 0,20 Meter mächtigem, rotgebranntem Lehm und Kohleresten. Die oberen 25 Zentimeter hoben sich vom Humus besser ab. Das Einfüllgut war hier humos und mit wenigen Keramikscherben, einigen gebrannten Lehmbrocken und Steinen durchsetzt. Mit einer Lage zerschlagener Steine, zwischen denen sich ein Eisenrest fand, war die Grube wohl absichtlich zugedeckt worden. Schliesslich zog sich die Steinsetzung ziemlich gleichmässig darüber hinweg.

Grube V:

Durchmesser etwa 1,30 Meter; die Tiefe dürfte etwa 1 Meter betragen haben. Hauptsächlich in der unteren Partie der Grube fanden sich Scherben und Kohlepartikel.

Grube VI:

Längliche Grube: 2,40 × 1 Meter. Rötliches Einfüllmaterial ohne jede Spur von Kulturresten.

Grube VII:

Halbkugelförmige Grube; Durchmesser zwischen 1,20 und 1,50 Meter schwankend, Tiefe etwa 0,60 Meter. Fundleere, kiesige, rötliche Füllung.

Grube VIII:

Durchmesser etwa 1 Meter (im obersten Teil etwas mehr), Tiefe 0,90 Meter. – An der Oberfläche des Schotters zeigte sich die Grube als leicht humoser, bräunlicher Fleck, der sich gut vom umgebenden Kies abhob. Gleich darunter kam eine ein- bis zweifache Lage von zum Teil kantigen und zerschlagenen, meist etwas über faustgrossen Steinen zum Vorschein. Zwischen diesen Steinen befand sich dunkler, humoser Kies mit Keramik und Holzkohlestückchen. Recht auffallend war ein mächtiger Steinblock von etwa 50 Zentimeter Länge und 20 Zentimeter Dicke. Unter den Steinen stellten wir an verschiedenen Stellen etwas gelbes, sandig-lehmiges Material fest, dann folgte bis in eine Tiefe von knapp 50 Zentimetern ein dunkler, stark humoser Kies mit Holzkohle- und Keramikresten. Eigenartigerweise lag auch in dieser Schicht ganz vereinzelt ein zweiter, grosser, kantiger Steinblock. Den untersten Teil der Grube von 50 bis 90 Zentimeter Tiefe füllte ein hellerer, sehr feiner, wenig humoser Kies, der fundleer war. – Aus Grube VIII stammen Scherben von mindestens 9 Gefässen.

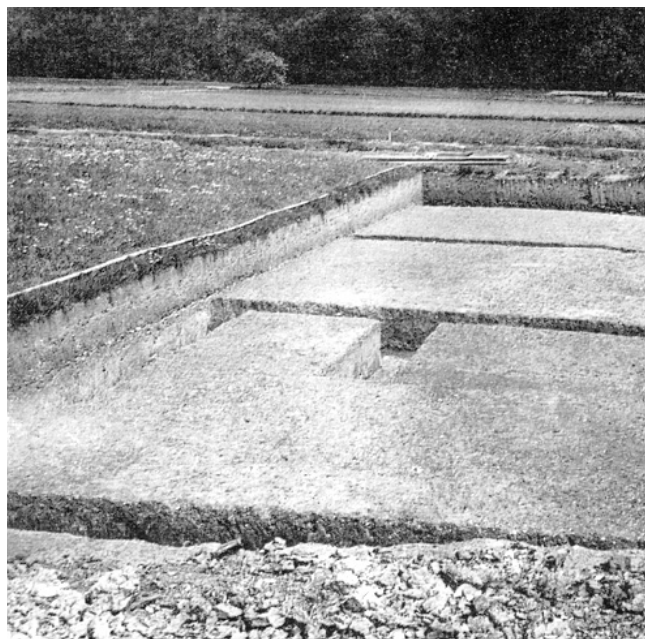
Grube IX:

Längliche, ganz flache Grube: 1,50 × 0,60 Meter; Tiefe 0,30 Meter. Einheitliche braunrote, lehmige Füllung mit verbrannten Steinen. Einige wenige Keramikscherben fanden sich obenauf. Sie stammen von mindestens 2 Gefässen. Pfostenlöcher konnten im Gebiet der 9 Gruben, das heisst dort, wo der Humus weggebaggert wurde, verschiedentlich beobachtet werden. Da aber infolge des Werkbetriebes nur der kleinste Teil davon eingemessen werden konnte, verzichteten wir auf eine Eintragung im Übersichtsplan. Sicher ist, dass geschlossene Pfostenstellungen um Gruben nicht vorhanden waren.

4. Keramische Funde und Verwandtes

Ausser den schon im Bericht 1958/S9 S. 42 wiedergegebenen Objekten (2 Tonnentöpfen und 1 Armring) seien hier kurz erwähnt:

- an Metallgegenständen die schon aufgezeigte sogenannte Nauheimer Fibel aus Bronze, ein Fingerring aus Bronze, die römische Münze (37–38 n.Chr.);



Marthalen – Steinacker. Spätlatenesiedlung. Die Ausgrabungsfläche von 1961 nach Entfernen der Steinsetzung. Aus Westen.

- an Keramik sehr viele Henkel-, Wandungs- und Bodenscherben von römischen Amphoren, von gewöhnlichen Kochtöpfen sowie auch von besserem Tafelgeschirr.

5. Tierknochenfunde

Die tierischen Knochenfunde aus den Gruben II–IV stammen von Edelhirsch, Haushund, Schaf, Hausrind (recht viele), vor allem aber vom Hausschwein (äusserst viele).

Literatur: U. Ruoff, Späteisenzeitliche Siedlung bei Marthalen ZH, in: Ur-Schweiz 1961, S. 35; ders., Spätlatènesiedlungsreste in Marthalen ZH, erscheint im Jb. d. Schweiz. Ges. f. Urgesch. 1963.

MEILEN (Bez. Meilen)

STERNEGGWEG 5

Der sogenannte «Bu». Gesamtrestaurierung

Projekt und Bauleitung: Th. Laubi, dipl. Architekt SIA, Meilen.
Experte der EKD: Prof. Dr. L. Birchler, Feldmeilen.
Bauzeit: Herbst 1957 bis 5. November 1961.

Im Jahre 1956 verkaufte Frau Anna Leemann-Schneider den sogenannten «Bu» der Reformierten Kirchgemeinde Meilen. Diese hatte von allem Anfang an nicht nur die Absicht, das Haus Gemeindefzwecken zuzuführen, sondern stellte Räumlichkeiten auch für das Ortsmuseum zur Verfügung. Indes bestand für die richtige Inbetriebnahme noch ein Hindernis: das Haus war renovationsbedürftig.



Meilen – Kirchgasse. Haus zum «Bu» (Bau). Die bemalte Holzdecke in der Wermüller-Stube nach der Restaurierung von 1960/61.

Im Jahre 1635 von David Wermüller an der Stelle des ehemaligen Schennikonhofes erbaut, rings umgeben von kleineren, wohl grossenteils aus Holz konstruierten Häusern, hiess das grosse steinerne Gebäude im Volksmund bald «Neubu» oder kurz «Bu». Und so nennen die Meilener dieses Haus heute noch. Auch im Innern war bei der Handänderung noch einiges aus früheren Jahrhunderten erhalten geblieben, so namentlich die Kassettendecke, das Nussbaumholztafer und ein von Heinrich Neeracher 1766 erbauter blauer Kachelofen mit Landschaften und reichen Ornamenten in der Stube im Erdgeschoss, ein ähnlicher Ofen wie der vorgenannte in der mit einer Stuckdecke ausgerüsteten Stube im ersten Obergeschoss, eine bis zur Restaurierung unter einer Gipsdecke verborgene, von vielen Längsbalken getragene und reich mit Ornamenten, Akanthusblättern, Blumen, Früchten- und Vogelmotiven blaugrau aufweissem Grund reich bemalte Bretterdecke in zwei nordwestlich der Stube des Erdgeschosses gelegenen Zimmern, die nach Entfernung einer später eingebauten Zwischenwand zu einem kleinen Saal ausgeweitet werden konnten. Endlich sind die

prächtigen Fachwerkwände im Innern sowie die mit Sandstein verkleideten Ofeneinfuerungen in den Korridoren zu erwähnen, die dem Ganzen einen eigenen Reiz verleihen. Die Öfen, Decken, Täfer, Fachwerkwände und die Sandsteineinfuerungen in den Korridoren konnten glücklich in das neue Bild des Innern einbezogen werden, so dass nun Neues und Altes ausgezeichnet zusammenspielen.

Das Äussere zeigte bei der Handänderung von 1956 sozusagen den Zustand von 1635. Den Haupteingriff ins alte Bild bedeutete der Abbruch des eigenartigen, aus Sandstein konstruierten Tores zum Vorgarten, das infolge allzu starker Verwitterung geopfert werden musste. An seiner Stelle dient heute die ehemalige Reblaube als Verbindung zum rundbogigen Kellereingang. Beseitigt wurden auch das nicht ursprüngliche unschöne Vordach über der zweiläufigen Treppe zum Haupteingang, ebenfalls später eingebaute Dachlukarnen, Kamine und dergleichen, Zutaten, die dem grossartigen Gefüge des massigen Baukörpers sehr abträglich waren. Nach dieser durchgreifenden Reinigung wurden sämtliche Sandsteingewände an Türen und Fenstern überarbeitet, der Dachstuhl saniert und das Dach mit den alten Biberschwanzziegeln neu gedeckt. So erhielt der noch immer sehr geschlossene Dorfkern um die altherwürdige spätgotische Kirche einen neuen prächtigen Akzent, der dem Bezirkshauptort Meilen wohl ansteht.

Im Untergeschoss ist der riesige Keller ausgeräumt. Dadurch wirkt dieser mit Tonplatten belegte und mit 4 mächtigen Pfeilern aus Sandsteinquadern ausgestattete, von Tonnengewölben überdeckte Raum grossartig-monumental. Das erste Wohngeschoss erreicht man über die zweiläufige, mit schmiedeisernem Geländer ausgerüstete Treppe und durch die mit kunstvollen Eisenbeschlägen und schwerem, ornamentiertem Klopfer geschmückte Haustür. Der weiss getünchte Korridor präsentiert sich mit seinem links und rechts hellgrau bemalten Fachwerk sehr luftig. Gegen die Kirchgasse hin liegen die beiden ehemaligen Prunkstuben, heute einerseits nach dem Erbauer Wermüller-, anderseits nach der letzten Besitzerin Leemann-Stube geheissen.

Die Wermüller-Stube, im östlichen Hausteil gelegen, ist ein Saal mit reicher Balkendecke, deren Diagonalboden graue Malereien aufweist. Sie erhielt unter der kundigen Hand von Malermeister Anderegg aus Zürich ihre alte Frische zurück. Die Leemann-Stube wurde gemäss Meisterzeichen ML—BM und Jahrzahl im Jahre 1648 geschaffen. Täferwände und Decke sind mit Rosetten sowie mit Ornamenten aus Pflanzen- und Figurenmotiven in Spätrenaissancemanier reich dekoriert. In dieser Stube steht der oben erwähnte Neeracher-Ofen von 1766.

Im Nordwestteil des Erdgeschosses liegen drei ehemalige Wohnräume und eine Küche, die jetzt für das Ortsmuseum Meilen reserviert sind.

Im ersten Obergeschoss wohnt die Sigristenfamilie. Hier sind ebenfalls Nussbaumtüren und ein schöner Kachelofen, letzterer aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, beme-

kenswert. Die Nussbaumtüren der offiziellen Räume im Parterre und 1. Stock, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, stammen aus dem bereits abgerissenen ehemaligen Nüscherhaus «Zum Neuegg» an der Pelikanstrasse in Zürich, kamen durch Schenkung an die Kirchenpflege Meilen und entzücken durch die vollendeten, verzinnnten Kunstschlosserarbeiten an Türangeln, Knöpfen und Schlosskasten. Im selben Stockwerk konnten das Klarer-Säli, benannt nach dem Pfarrhelfer von Meilen, der seinerzeit den kranken Hutten auf der Ufenau pflegte, als Mehrzweckraum für Gesangproben und dergleichen eingerichtet, sowie die Kirchengemeindebibliothek untergebracht werden. Der konstruktiv bemerkenswerte geräumige Dachstock wird gegenwärtig restauriert, damit dort später die Gemeindebibliothek untergebracht werden kann.

Literatur: Th. Laubi, Das restaurierte Haus «Zum Bau» in Meilen, in: Zürichsee-Zeitung vom 3. November 1961; P. Corrodi, Der «Bau» an der Kirchgasse in Meilen, in: Heimatbuch Meilen 1961, S. 42 ff.

Meilen – Kirchgasse. Haus zum «Bu» (Bau). Zustand nach der Gesamtrestaurierung von 1960/61.

SCHULHAUSSTRASSE

Sodbrunnen beim Werkgebäude

Anfangs Juni 1961 kam bei den Umgebungsarbeiten für das neue Werkgebäude an der Schulhausstrasse ein Sodbrunnen zum Vorschein, der dank der Aufmerksamkeit von Gemeindeingenieur P. Märki in Meilen erhalten werden konnte. A. Maag, Betriebsleiter der Gemeindewerke Meilen, nahm sich des Brunnens sogleich an, konnte indes beim Ausheben des Einfüllmaterials keinen besonderen Fund beobachten. Die Brunnentiefe beträgt 6,5 Meter. Die Gemeinde Meilen liess den Brunnen konservieren und in die Anlagen beim Werkgebäude einbeziehen.

OBERMEILEN

APPENHALDE 27 UND 29

Ruine eines römischen Landhauses (vgl. Beilage 10, 1)

Im 1. Bericht ZD 1958/59 meldeten wir S. 42 f. von der bei Bauarbeiten an der Bergstrasse 149 gemachten Entdeckung





Meilen – Obermeilen. Appenhalde 27 und 29. Herrenhaus eines römischen Gutshofes. Nordwestmauer des Hypokausts mit den Überresten des dortigen Präfurniums.

einer römischen Kulturschicht, und wir verwiesen dabei auf die Mitteilung Ferdinand Kellers in seiner Statistik der römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz in MAGZ, Bd. XV, S. 105, wonach man «in dem Weinberge, Rabenhalde (=Appenhalde) genannt, durch welchen die römische Strasse zieht, Gemäuer und Ziegelstücke, ... und einige römische Münzen ... beim Einlegen von Weinstöcken gefunden hat».

1. Die Rettungsgrabung vom Frühjahr 1960

Das Jahr 1960 brachte nun des Rätsels Lösung. Sie stellte sich unvermittelt auf dem hoch über der Bergstrasse gelegenen kleinen, etwa 40 Meter breiten Molasseplateau ein: Am 14. Mai konnte Lehrer Ernst Pfenninger in Obermeilen berichten, dass bei den Aushubarbeiten für die Villa von Dr. P. Müller, Appenhalde 27, die Lehrer K. Kym und W. Win-

ter Brandspuren und Lehrer A. Altorfer, alle in Obermeilen, Mauerzüge gesehen hätten. In einem Schreiben vom 15. Mai bestätigte Lehrer Pfenninger seine telefonische Meldung vom Vortag. Die wenige Stunden später erfolgte Besichtigung der Baustelle bestätigte die Entdeckung, und es wurde sogleich eine Rettungsgrabung angeordnet. Sie dauerte vom 23. bis 31. Mai 1960 und führte zur Freilegung der vom Bagger noch nicht zerstörten Mauerzüge eines römischen Landhauses. Es war leider wenig genug! Spärliche Mauerreste im Gartengelände südlich des Neubaus und ein kräftiger Mauerzug im Baugrund der Garage und westlich davon. Aber die vorhandenen Mauerreste liessen immerhin noch soviel erkennen, dass bereits damals zwischen zwei Mauertechniken unterschieden werden konnte. Während die Mauer unter der Garage und im Schnitt 3 sowie die stehengebliebene Südostecke südlich des Sitzplatzes (im Schnitt 2) dieselbe Technik, das heisst aus ziemlich regelmässig zugehauenen Molassesteinen aufgeführtes und gut gemörteltes Mauerwerk zeigten, fielen die südlich und östlich der Südostecke anschliessenden Reste (Schnitt 1) durch eine schlechte Bauart und ziemlich unregelmässig bearbeitete, verschieden grosse Steine auf. Da im Augenblick zufolge der Bauarbeiten nicht daran zu denken war, die Untersuchungen weiter westlich fortzuführen, und da überdies eine Handänderung des Rebberggeländes für einen Neubau (Appenhalde 29) geplant war, trafen wir Ende Mai Vorbereitungen für eine zweite, nach der Weinlese durchzuführende Ausgrabungskampagne.

2. Die Ausgrabungskampagne vom Herbst 1960

Die ergänzende Ausgrabung fand vom 12. bis 26. Oktober 1960 unter der örtlichen Leitung von Lehrer Fritz Hürli- mann aus Seegräben statt. Trotzdem die Rebstöcke noch nicht entfernt waren, liess sich das auf dem Areal Appenhalde 27 gewonnene Bild über Erwarten gut ergänzen und, wie eine spätere Nachgrabung zeigte, vervollständigen.

In erster Linie konnte die im Mai unter der Garage des Hauses Appenhalde 27 gefasste «frühe» Mauer einwandfrei freigelegt werden. Sie brach nach 10,5 Meter westlich der Garage (im Schnitt 7) rechtwinklig um, zog südwärts weiter, war durch einen Heizkanal unterbrochen und fand sich endlich auf der mit der oben erwähnten Südostecke korrespondierenden Höhe an zwei Stellen, am Nordende des Schnittes 6 und im Schnitt 5. Damit war der grosse, von den technisch besseren Mauern umschlossene Raum als weite Halle klar herausgeschält. Aber auch die Mauerzüge der «minderen Technik» erhielten ihre Ergänzungen. Westlich der Nordwestecke im Schnitt 7 fanden wir im Feld 2 eine zweite Nordwestecke mit Mauerwerk der besagten «minderen Technik», und die mit dieser zweiten Nordwestecke in Zusammenhang zu bringende Westmauer konnte im Feld 3 ebenfalls klar herausgearbeitet werden. Ja, glücklicherweise war sogar noch die gesuchte Südwestecke festgelegt worden



Meilen – Obermeilen. Appenhalde 27 und 29. Herrenhaus eines römischen Gutshofes. Teil einer Pflasterung nördlich des Hypokausts, von Südosten gesehen.

(Feld 4). Doch nicht genug damit. Im Feld 5 stellte sich die grosse Überraschung ein: Überreste einer Hypokausteinrichtung.

Nach den Entdeckungen im Mai waren wir wohl sehr darauf bedacht, ergänzende und klärende Mauerzüge zu finden. Da indes das vorgefundene Mauerwerk maximal 1 Meter hoch erhalten war und direkt auf Molasse stand, hüteten wir uns vor zu weitgehenden Wünschen. Zwar stehen die beiden Häuser Appenhalde 27 und 29 auf einer etwa 40 Meter breiten Geländeterrasse, die sich nach Westen hin noch leicht erweitert, aber wir vergassen nicht, dass hier Jahrhunderte

hindurch intensiv Rebbau betrieben wurde. Unsere Verblüffung war denn auch entsprechend gross, als sich im Ostteil von Feld 5 in der dortigen Mauer ein mittels Sandsteinplatten gebildeter Heizkanal abzeichnete, ein zweiter analoger Durchlass sich in der äusseren Mauer zwischen Feld 3 und 5 einstellte und endlich Stück um Stück die aus Sandstein – eher unschön – gehauenen Hypokaustpfeiler zum Vorschein kamen. Diese standen auf dem plan «geschruppten» Molassesandsteinniveau und trugen ehemals Hypokaustplatten und einen roten Terrazzoboden. Von diesem fanden sich da und dort noch spärliche Reste. Es ist auch möglich, dass in der 1,3 × 2 Meter im Lichten messenden, nach Osten auskragenden Nische eine Badewanne eingebaut war. Höchst wahrscheinlich haben also die vorgefundnen Hypokaustreste zu einer Badeanlage gehört. Dazu ist natürlich auch der Mauerstumpf im Schnitt 8 zu zählen. Leider war die Zahl der Funde keineswegs gross. Es lagen nur Ziegelfragmente in grösserer Zahl vor sowie eiserne Nägel und einige Keramikscherben. Eine reichere Ausbeute brachte einzig der Südteil von Schnitt 4. Dort war noch, auf eine grössere Fläche verteilt, eine starke Brandschicht vorhanden, die von Scherben von grauer, schwarzer, bemalter Keramik und von Terra sigillata durchsetzt war. Ausserdem entdeckten wir dort die 4 Münzen, von denen weiter unten die Rede sein wird.

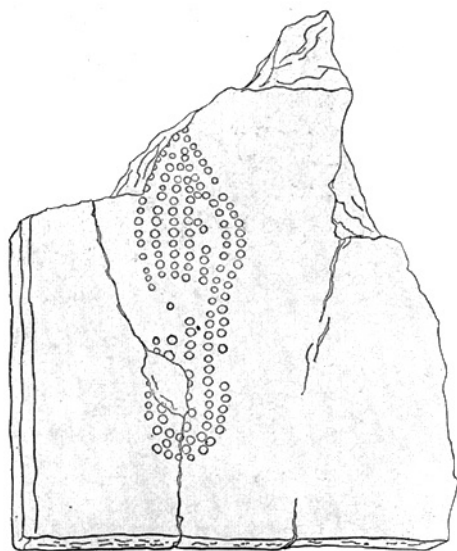
3. Die Nachgrabung vom Herbst 1961

Wie oben angedeutet, wollten wir es nicht bei diesen Entdeckungen bewenden lassen. Das Plateau weitet sich ja vom Haus Appenhalde 27 an westwärts zusehends. Und dort vermuteten wir weitere römische Baureste, zumindest Spuren der bei einem Gutshof stets vorhandenen Nebengebäude.



Meilen – Obermeilen. Appenhalde 27 und 29. Herrenhaus eines römischen Gutshofes. Teil der Hypokaustruine mit den Sandsteinpfeilerchen, aus Südwesten.

So begannen wir ein Jahr darauf nach Rücksprache mit dem Grundstückseigentümer Jakob Brunner, zum Sonnenhof, Obermeilen, und mit dem Bauherrn Appenhalde 29, Bruno Buob, am 19. September 1961 ausgedehnte Sondierungen nach etwa noch verborgenen römischen Mauerzügen. Sie dauerten bis 12. Oktober 1961. Als örtlicher Leiter hatte sich freundlicherweise stud. phil. II Ulrich Briegel aus Zürich zur Verfügung gestellt. Damals wurden die Schnitte Nord, Mitte, Ost und West angelegt. Die Ausbeute war aber überraschend gering. Die im Schnitt 9 (1960) angetroffene Steinanhäufung konnte nirgends mehr gefunden werden, im Schnitt «Mitte» folgten wir einem Rebmäuerchen neuerer Zeit, und im Schnitt «Nord» stellte sich die dortige mauerähnliche Konstruktion als ebenfalls neuzeitlicher Rebweg heraus, wie Landwirt Brunner uns bestätigte. Ins gleiche Bild passt auch der eine Münzfund, ein Heller der Abtei Reichenau um 1500. Einzig gegen die früheren Grabungsfelder hin stellten sich Terra sigillata-Scherben, Fragmente von Gebrauchskeramik und Stücke von sogenannten Suspensurplatten ein, welche letztere selbstverständlich aus der Gegend der Hypokaustanlage hierher verschleppt worden waren. Dank dem grossen Verständnis des Gemeinderates Meilen und der beispielhaften Hilfsbereitschaft von Gemeindeingenieur Paul Märki und seiner Mitarbeiter war es möglich, trotz der baulich und landwirtschaftlich bedingten Aufspaltung des Ausgrabungsunternehmens eine reibungslose Vermessung und Nivellierung durchzuführen und den Plan ständig à jour zu halten. Nur so war es auch möglich, die jeweiligen neuen Mauerfunde sogleich mit den schon untersuchten und längst nicht mehr sichtbaren und grossenteils herausgerissenen Mauerzügen zu kombinieren und, darauf



Meilen – Obermeilen. Appenhalde 27 und 29. Herrenhaus eines römischen Gutshofes. Fragment einer Hypokaustplatte mit Abdruck einer genagelten Schuhsohle. $\frac{1}{10}$ natürlicher Grösse.

basierend, ein geschlossenes Ganzes zu gewinnen. Es handelt sich danach bei den auf dem Plan eingefangenen Ruinentteilen um die Überreste eines römischen Landhauses, einer sogenannten Portikusvilla mit grosser Halle, einem seewärts vorgesetzten laubenähnlichen Portikus, einem Eckrisaliten im Südosten und einem Badeanbau im Westen. Anfänglich stand nur die von gutem Mauerwerk gebildete Halle. Es zeichnet sich also auch hier schön der vielenorts festgestellte Vorgang ab, wonach sich aus einer sogenannten Hallenvilla durch spätere Um- und Anbauten eine Portikusvilla entwickelte. Unsere Villa dürfte um die Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert erbaut, im 2. Jahrhundert erweitert und erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts aufgegeben worden sein.

4. Funde

a) Münzen (nach H. R. Wiedemer, Brugg):

- Julia Domna, Denar, Rom 211–217 n. Chr.
- Caracalla (211–217), Mittelbronze, geprägt in Midaeion im nördlichen Phrygien. Avers: Büste nach rechts. ANTONEINOS AUGOUSTOS (in griechischer Schrift), Revers: Gott Mên, stehend mit Szepter. MID A EON (griechische Schrift).
- Philippus I. (244–249), Antoninian, geprägt in Antiochia.
- Traianus Decius (249–251), Antoninian, geprägt in Rom.

b) Keramik

Trotz der recht ansehnlichen Ausdehnung des Ruinenfeldes liegen nur wenige Scherben vor. Sie stammen von einer Terra sigillata-Reibschale und einer Schüssel mit Kerbzonen sowie von einigen andern atypischen Gefässen des 2. und frühen 3. Jahrhunderts.

c) Baukeramik

Der Anfall an Ziegelfragmenten und an Abfallstücken von Hypokaustkeramik war sehr gross.

Erwähnenswert ist ausser andern Hypokaustplatten und Heizröhren vor allem eine Suspensurplatte mit dem Abdruck einer genagelten Schuhsohle (Abbildung).

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

Zur Literatur: F. Keller, Statistik, S. 105. Repertorium der Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 4: Die Römer in der Schweiz, 1958, S. 14 (zur Entwicklung der röm. Villen); ZD, 1. Ber. 1958/59, S. 42 f. Schweizer Münzblätter, Februar 1961, S. 116 (Mitt. v. H. R. Wiedemer betr. die Münzen).

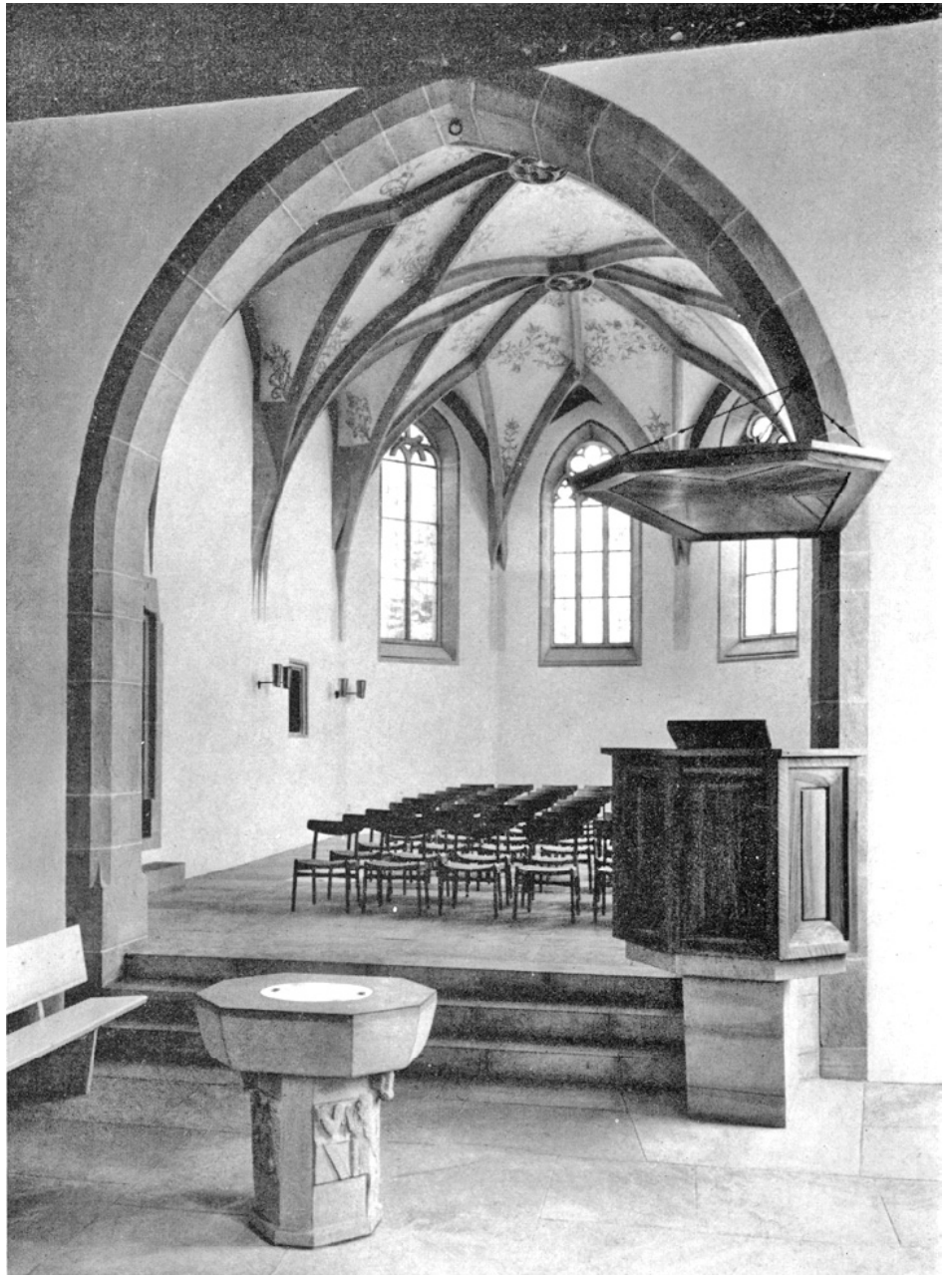
METTMENTSTETTEN (Bez. Affoltern)

REFORMIERTE KIRCHE

Baugeschichtliche Untersuchungen und Innenrestaurierung

Bisher war über die Baugeschichte der Kirche von Mettmens-tetten nur sehr wenig bekannt: 998 wird erstmals urkund-

Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Der 1961/62 restaurierte Chor mit der in den gleichen Jahren neu geschaffenen Kanzel und dem Taufstein von Otto Münch, Zürich.

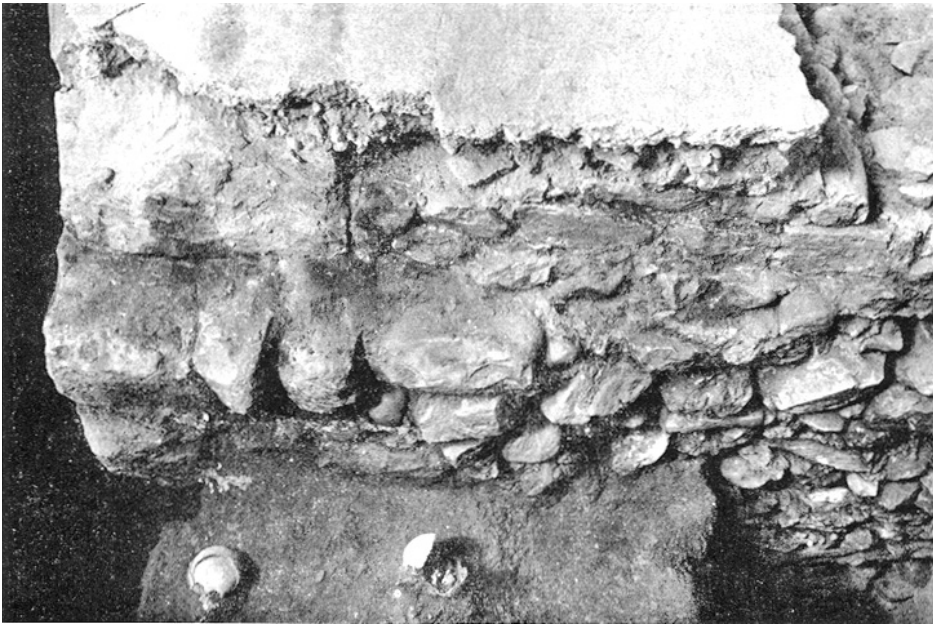


lich eine Kirche zu St. Peter und Paul erwähnt; 1473 ist in einem bischöflichen Bettelbrief die Rede von Vorbereitungen für den Chorbau; 1520 wurde gemäss Jahrzahl am Türsturz des Läutertors der Chorbau vollendet und 1521 von Meister Jakob Winkler die schöne Holzdecke erstellt; 1522 wurde der Turm aufgestockt; 1869 fand eine Gesamtrenovation der Kirche statt; 1898 erfolgte die zweite Aufstockung des Turmes, wodurch er die heutige Form erhielt. Auffällig ist die späte Erwähnung einer Kirche; denn wir kennen von Obermettmenstetten im Jahre 1880 gehobene alamannische Funde aus dem späten 7. und 8. Jahrhundert.

So war es nicht überraschend, dass die Ausgrabungen nicht weniger als vier Bauetappen zutage förderten, die vor den Bau der heutigen Kirche gehören.

1. Archäologisch-bauanalytische Untersuchungen (vgl. Beilage 8, 1 bis 4, und Beilage 9)

Sowie die Kirche ausgeräumt und der Bodenbelag entfernt worden war, konnten die archäologisch-bauanalytischen Untersuchungen im März und April 1961 durchgeführt werden.



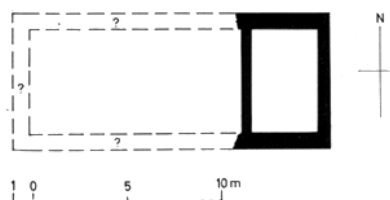
Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Nordwestecke der frühmittelalterlichen (karolingischen) Choranlage (unten) und der romanischen (über dem Fundamentabsatz), von Osten gesehen. Vor den Chormauerfundamenten zwei Schädel von früh- oder hochmittelalterlichen Bestattungen.

a) Frühmittelalterlicher Chorbau:

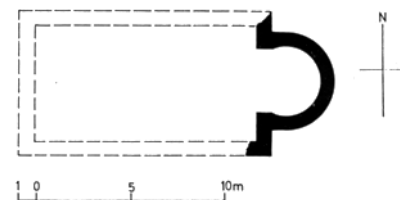
Die ältesten Bauteile kamen im Chor zum Vorschein: Unter Resten von zwei späteren Choranlagen kamen zwischen 1,90 und 3 Meter Tiefe unter dem Chorboden die untersten Fundamente eines rechteckigen Chores zum Vorschein. Das Mauerwerk hat eine Breite von 1,10 Meter und ist zum Teil 1,10 Meter hoch erhalten. Sichtbar sind noch heute die Ost- und Südmauerfundamente, während die Nordmauer unter dem Nordmauerfundament des heutigen Chorbaues unzugänglich ist. Die tiefe Lage des Fundamentfusses resultiert aus der geologischen Situation: Die Erbauer der ersten Kirche hatten eine Geländeerhöhung als Standort ausgesucht. Die im Westen hochragenden Massen einer Grundmoräne fallen indes in der Gegend des heutigen Chorbogens nach Osten hin rasch ab, wohl eine Art Sack bildend. Hier muss sich ehemals Wasser angesammelt haben. Infolge Erosion von höher am Berge zutage tretenden Molassefelsen füllte sich das Becken mit feinem Molassesand auf (Geologische Expertise von R. Hantke). Es galt also, diesen schlechten Grund zu durchstossen und die Mauerfunda-

mente auf das glaziale Schottergeschiebe, also sehr tief, abzustellen. Da westlich von dieser tiefen Stelle das Gelände sehr rasch ansteigt, liegt die südliche Vorlage für den Chorbogen 1,50 Meter höher als die Ostmauer des Chores. Das Mauerwerk ist mit wenig stark zubehauenen Kieselsteinen aufgeführt. Der Mörtel ist noch heute steinhart.

Leider fehlt zu diesem ersten Chorbau – abgesehen von Resten der südlichen Vorlage für den Chorbogen – jeder Anhaltspunkt für ein anschliessendes Kirchenschiff: einmal ist der Baugrund westlich des heutigen Chorbogens sehr roh – man vergleiche bloss das Längsprofil A – B auf Beilage 9, 3 – und zum andern wurden offenbar alle Spuren durch die spätere Bautätigkeit, zumal durch den Bau der romanischen Kirche, völlig verwischt. So sind weder die Konstruktion (Stein oder Holz?), noch die Grösse des Schiffes dieser ersten Kirche von Mettmensstetten zu ermitteln. Auch die Erbauungszeit ist mangels hierfür notwendiger Kleinfunde nicht näher zu umschreiben. Immerhin ist wenigstens festzuhalten, dass die schon erwähnten alamannischen Grabfunde

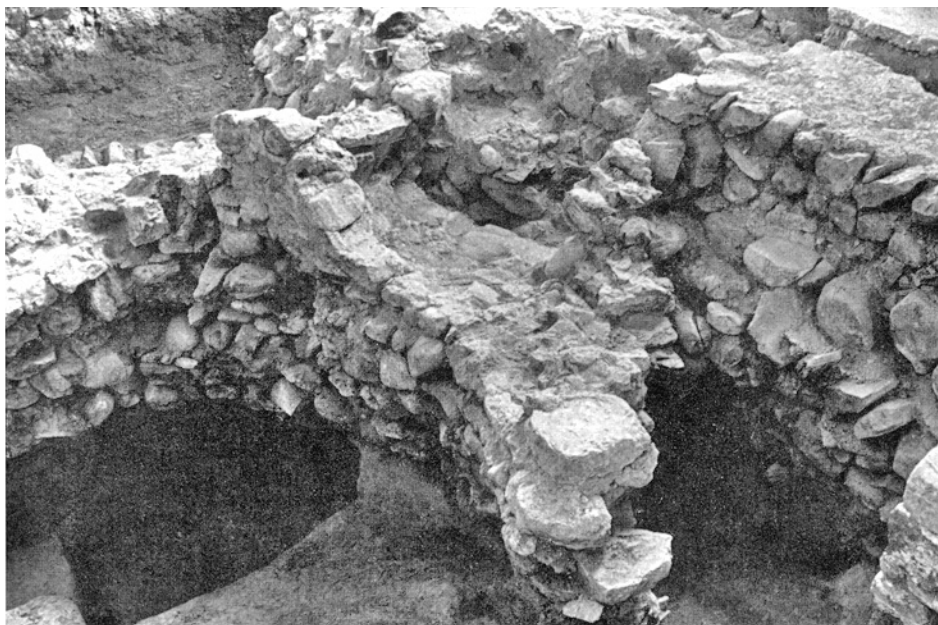


Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Grundriss der frühmittelalterlichen Kirche.



Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Grundriss der hochmittelalterlichen Kirche.

Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Die archäologischen Baureste im Chor, aus Nordwesten gesehen: Vorn in der Mitte Segment der hochmittelalterlichen Apsis, darunter links Ostmauerfundament der frühmittelalterlichen Choranlage, rechts des Apsissegmentes Süd- und «über» dem Apsissegment Ostmauer des romanischen Rechteckchores, von dessen Chorbogen die Steine in der rechten unteren Bildecke stammten.



eine Erbauung dieser ersten Kirche nicht vor dem 8. Jahrhundert möglich erscheinen lassen.

b) Hochmittelalterliche Kirche:

Westlich und über der eben beschriebenen östlichen Fundamentmauer der frühmittelalterlichen rechteckigen Choranlage entdeckten wir Teile einer halbrunden Apsismauer. Der Fuss derselben ist gleich hoch wie die Krone der abgetragenen älteren Fundamentmauer. Indes läuft die Apsis nicht mehr über diese hinweg, da das Apsismauerwerk beim Bau des dritten Chores soweit abgetragen wurde, als es über dem Fundament der Ostmauer des ersten Chores lag. Die vorhandenen Segmentteile sind bis 0,95 Meter hoch erhalten und gestatten eine sichere Rekonstruktion der einstigen Apsis, zumal noch gute Ansätze des Westendes des Südsegmentes vorhanden sind. Danach war die Apsis leicht eingezogen, das heisst hufeisenförmig, während sie aussen senkrecht auf die Schultermauer der Kirche aufgestossen haben muss. Die Apsismauer ist 80 cm breit und weist einen inneren Radius von 1,80 Meter auf. Auch das Apsismauerwerk ist mit Kie-

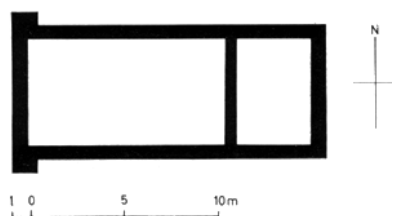
selsteinen konstruiert und gut gemörtelt. Das Mauerwerk gleicht sehr demjenigen der ersten Kirche.

Leider fehlen wie für die erste Bauetappe auch hier jegliche Anhaltspunkte für Lage und Grösse des zugehörigen Langhauses. Es ist auch nicht auszumachen, ob die Apsis nur im Zuge eines Chorumbaues oder als Teil einer neuen Kirche erstellt wurde. Auch ihre Erbauungszeit ist nicht klar, bietet doch auch die Form selber hierfür keinen genaueren Anhaltspunkt. Wenn wir in diesem Fall eine Art «Eingabelungsverfahren» in Anwendung bringen dürfen, dann scheint eine Datierung der Apsis ums Jahr 1000 durchaus möglich zu sein. (Analoge Anlagen: Mumpf AG und Fex-Crasta ob Sils-Maria GR; beide nicht näher datierbar.)

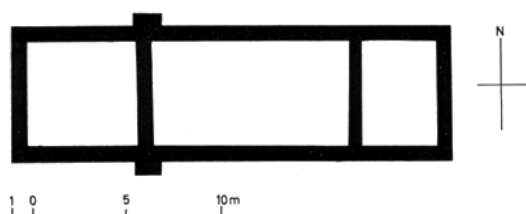
Literatur zu Mumpf und Fex-Crasta: ZAK 17/1957, S. 112 bzw. Kdm. Kt. Graubünden, Bd. III, Basel 1940, S. 410.

c) Die romanische Kirche:

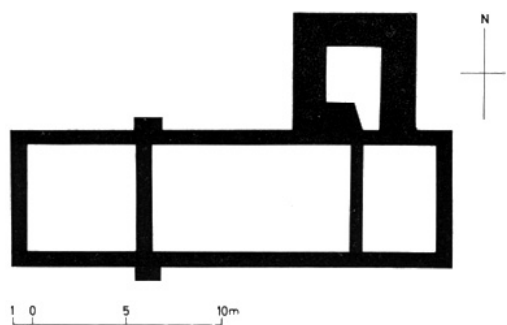
Die besterhaltenen Mauerreste stammen von einem – romanischen – Kirchenbau: Im Gebiet des heutigen Chors kamen die Ost- und Südmauerfundamente einer rechteckigen Choranlage zum Vorschein, und unter der Südmauer des Turmes war deren Nordostecke zu erkennen. Die Ostmauer dieses neuen Chores liegt rittlings auf der analogen Mauer des ersten Chores, und die Südmauer nur um wenig nach Süden verschoben auf dem analogen ältesten Fundamentrest. Im Gegensatz zu den beiden älteren Chorbauten ist diese dritte Anlage in der Südmauer mit den Fundamentresten eines ausgedehnten Kirchenschiffes verbunden, von diesem aber zugleich durch ein mächtiges Spannmauerfundament unter dem ehemaligen Chorbogen getrennt. Die Langhaus-



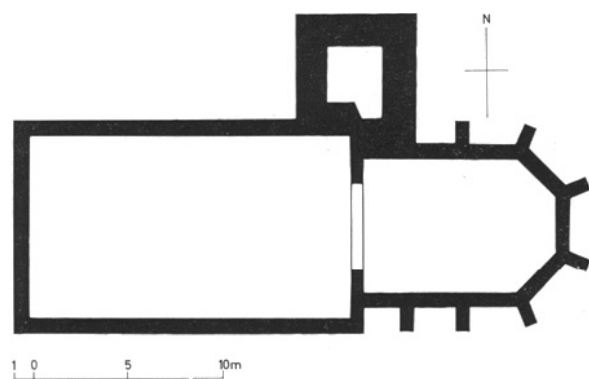
Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Grundriss der romanischen Kirche, ursprünglicher Zustand.



Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Grundriss der erweiterten romanischen Kirche, noch ohne Turm.



Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Grundriss der erweiterten romanischen Kirche mit Turm.



Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Grundriss der spätgotischen (heutigen) Kirche.

mauern liegen auf Grundmoränenmaterial und sind aus diesem auch grossenteils erbaut. Die Südwestecke des Langhausfundamentes zeigt eine starke Vorlage (wohl für Strebeböcker), die auch für die Nordwestecke vorausgesetzt werden darf.

Das aufgehende Mauerwerk besteht aus mittleren, nur wenig beziehungsweise roh zugehauenen Kieselsteinen, die durch sehr harten grauen Mörtel miteinander verbunden sind. Während für das Innere unbedeutende geringe Wandmalereireste beigebracht werden konnten, zeigte sich an der Aussenseite der Chorostmauer noch ein grosses Stück alten Verputzes. Da-

nach war die romanische Kirche von Mettmnenstetten ausser in Pietra rasa-Manier mit Fugeisenstrich verputzt.

Vom Innenausbau waren noch Bodenreste zu erhaschen: So im Westteil des Chores Reste eines rötlichen Mörtelbodens und westlich des mächtigen Spannmauerfundamentes zwei von Ost nach West sinkende Teilstücke eines teils lehmigen (vergleiche Profil A—B auf Beilage 9, 3, zwischen 14 und 16 Metern), teils lehmig-mörteligen «Gehniveau» (zwischen 8 und 14 Metern). Der rötliche Mörtelboden im Chor zeigte im Westen den Rest eines Wulstes von etwa 5 Zentimeter Höhe, welcher als Abschluss gegen die Spannmauer beziehungsweise gegen die Chorstufen hin konstruiert worden war. Diese scheinen aus zwei Tritten bestanden zu haben.

Die Masse dieser Kirche betragen:

Chorbau: 5,5 Meter lang und 7,2 Meter breit (Aussenmasse). Langhaus: 12 Meter lang und 7,3 Meter breit (Aussenmasse). Wann das romanische Gotteshaus von Mettmnenstetten erbaut wurde, ist wohl kaum auszumachen. Möglich, dass das Kloster Murbach im Elsass, welchem das Patronat über die Pfarrkirche St. Peter und Paul zu Mettmnenstetten in der Nachfolge auf das Kloster Pfäfers bis zum Jahr 1243 zukam, um 1200 einen Neubau veranlasst hat.

d) Die Erweiterung der romanischen Kirche:

Ähnlich wie andernorts, erinnert sei nur etwa an Häusern bei Ossingen, scheint die romanische Kirche von Mettmnenstetten bald zu eng geworden zu sein. Die Vergrösserung geschah offenbar durch eine Verlängerung nach Westen. Da wir innerhalb der heutigen Kirche keine westliche Abschlussmauer fanden, darf angenommen werden, die Westmauer der Verlängerung hätte ungefähr an der Stelle gelegen, wo die heutige westliche Kirchenmauer steht. Die Südmauer dieses Vorbaues ist deutlich an die markante Südwestecke angestossen, und ihr Fuss liegt rund einen halben Meter tiefer als die Südmauer des romanischen Kirchenschiffes. Durch die Erweiterung nach Westen hin wurde das Schiff bei gleichbleibender Breite 18 Meter lang.

e) Der Turmbau:

Das Auffälligste am alten Bestand des Turmes sind die beiden hintereinanderliegenden Sakristeitüren mit den völlig verschiedenen spätgotischen Sturzformen: bei der äusseren, das heisst der chornächsten Türe, endet das Sandsteingewände in einem flachen Kielbogen, bei der inneren dagegen in einem Spitzbogen. Ganz abgesehen von den beiden Sturzformen, zeigt das Vorhandensein zweier um Mauerdicke hintereinanderliegender Türen, dass hier ein ungewöhnlicher Bauvorgang vorliegt. Das Ungewöhnliche lässt sich aber sofort erklären, wenn wir auf dem Bauetappenplan (Beilage 8, 2) nachsehen, wo die Nordmauer des romanischen Rechteckchores liegt, nämlich nördlich der Nordmauer des polygonalen Chorbau von 1520. Leider war es nicht möglich, infolge eines modernen Toilettenhäuschens,



Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Teil des aufgehenden Mauerwerkes der Ostmauer des romanischen Rechteckchores. Pietra rasa-Verputz mit Fugeisenstrichen, von Osten.

in der Ecke zwischen Turm und Chor die Fundamentsituation durch Freilegen zu untersuchen. Aber der Grundriss der romanischen Kirche und die innere, das heisst erste Sakristeitüre beim Turm beweisen eindeutig, dass der Turm in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an die bestehende romanische Kirche angebaut worden ist. Vielleicht stand der Turm schon, als das konstanzisch-bischöfliche Kapitel am 14. November 1473 einen Bettelbrief zugunsten eines Chores, das heisst des heutigen prachtvollen Polygonalchores mit Netzgewölbe aufsetzte. Jedenfalls ist darin von einem Turmbau nicht die Rede.

f) Der Neubau der Kirche nach 1500:

Der Bericht über die archäologischen Untersuchungen von 1961 wäre unvollständig, würde nicht auch der heutige Bau kurz gestreift. Wie dargelegt, wurde für den Bau der noch heute bestehenden spätgotischen Kirche von Mettmens-tetten seit 1473 Geld gesammelt. Mit dem Bau scheint nicht vor 1500 begonnen worden zu sein. Der wohl eifrigste Förderer des Neubaus, der 1499 verstorbene Leutpriester Johannes Keller von Felben, dürfte demzufolge höchstens die letzten

Vorbereitungen dazu getroffen haben. Als Abschlussjahr des Baues darf zweifellos 1520 gelten, welche Jahrzahl, wie eingangs erwähnt, in den Sandsteinsturz des Läutertores eingehauen ist.

Im Laufe des fortschreitenden Chorbaues muss dann auch das Langhaus in Angriff genommen worden sein, für das 1521 Meister Jakob Winkler die zierreiche und farbenprächtige Holzdecke schuf.

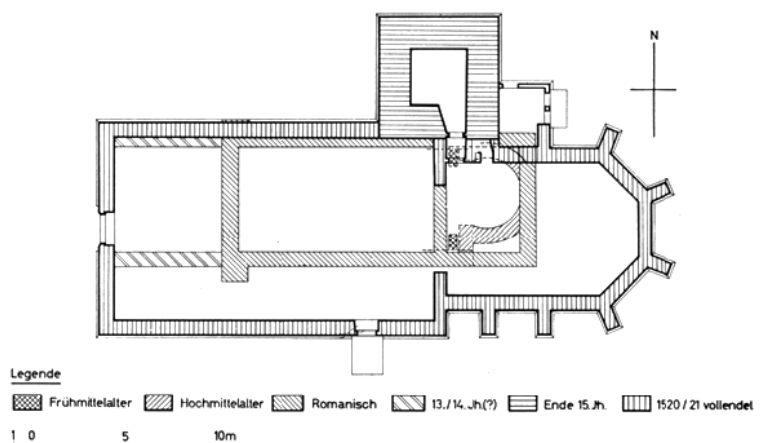
g) Die Gräberfunde:

Ausserhalb der romanischen Kirche kamen östlich des Chores und südlich des Langhauses verschiedene Gräber zum Vorschein, Überreste des mittelalterlichen, bis um 1500 belegten Kirchhofes. Die Schädelkalotte 3 auf dem Gräberplan (Beilage 9, 1) stammt zum Beispiel von einem Grab, das lange vor Erbauung des romanischen Chores angelegt worden war. Alle Bestattungen waren von West nach Ost orientiert. Die betreffenden Skelettreste wurden gesammelt und östlich des romanischen Chores im Schnitt A–B wieder der Erde übergeben. Hierher gehört auch Grab 4 auf dem Gräberplan, nämlich Skelett- und Schädelreste einer etwa 20- bis 25jährigen Frau.

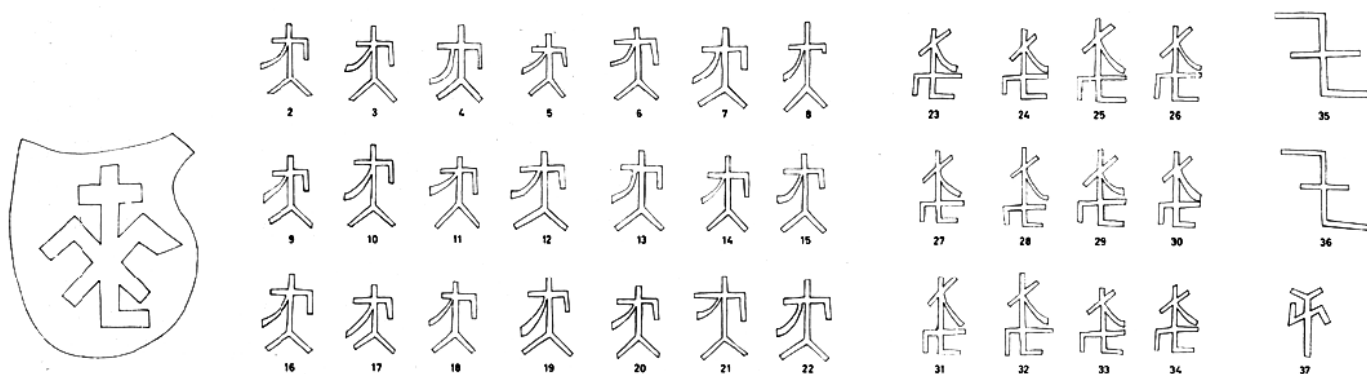
Auch innerhalb der romanischen Kirche war bestattet worden:

– Im Chor kamen die Skelette dreier von West nach Ost orientierter Begräbnisse zum Vorschein: Grab 1 (Skelett- und Schädelreste eines etwa 40jährigen Mannes), Grab 2 (Skelett- und Schädelreste eines über 50jährigen Mannes). Es dürfte sich um Priesterbestattungen gehandelt haben, und es ist nicht ausgeschlossen, dass Grab 1 dasjenige des Leutpriesters Johannes Keller war; denn dieses Grab lag über der Apsismauer, während Grab 2 unter der romanischen Bodenauffüllung zum Vorschein kam.

– Im Langhaus wurde das erwähnte Grab 5 unter dem romanischen Bodenniveau entdeckt. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass dieses Grab noch innerhalb der hochmittelalterlichen Kirche angelegt wurde, als der Altar näher in der Halbrundapsis gestanden hatte. Es handelt sich beim



Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Baugeschichtliche Untersuchungen 1961. Bautappenplan 1 : 250.



Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Steinmetzzeichen an den Rippen des Chorgewölbes. (Die Nummern beziehen sich auf einen Plan im Archiv der kantonalen Denkmalpflege.) $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.



Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Westpartie der Chornordwand mit dem Turmeingang (rechts) und der «äusseren» Sakristeitüre (links).

hier Bestatteten um ein etwa 10jähriges Kind. Die beiden in der nordöstlichen Ecke der Kirche entdeckten Skelette stammen von Erwachsenen. Sie wurden an Ort und Stelle belassen.

(Bestimmung der nummerierten Skelettreste durch das Anthropologische Institut der Universität Zürich [Prof. Dr. Ad. H. Schultz, Direktor].)

h) Münzfunde :

Im Schutt auf dem Fundamentrest der Südmauer des nach 1500 abgetragenen romanischen Langhauses, 1 Meter westlich des Chorbogens, kam ein Zürcher Pfennig aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts (Kopf der Äbtissin n. lk.) zum Vorschein.

Aufbewahrungsorte: Archäologische Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich. Anthropologische Funde: Anthropologisches Institut der Universität (Kinderskelettreste dort unter Nr. 2a).

2. Die Innenrestaurierung von 1961/62

Projekt und Bauleitung: Paul Hintermann, SWB, dipl. Architekt ETH, Rüschlikon.

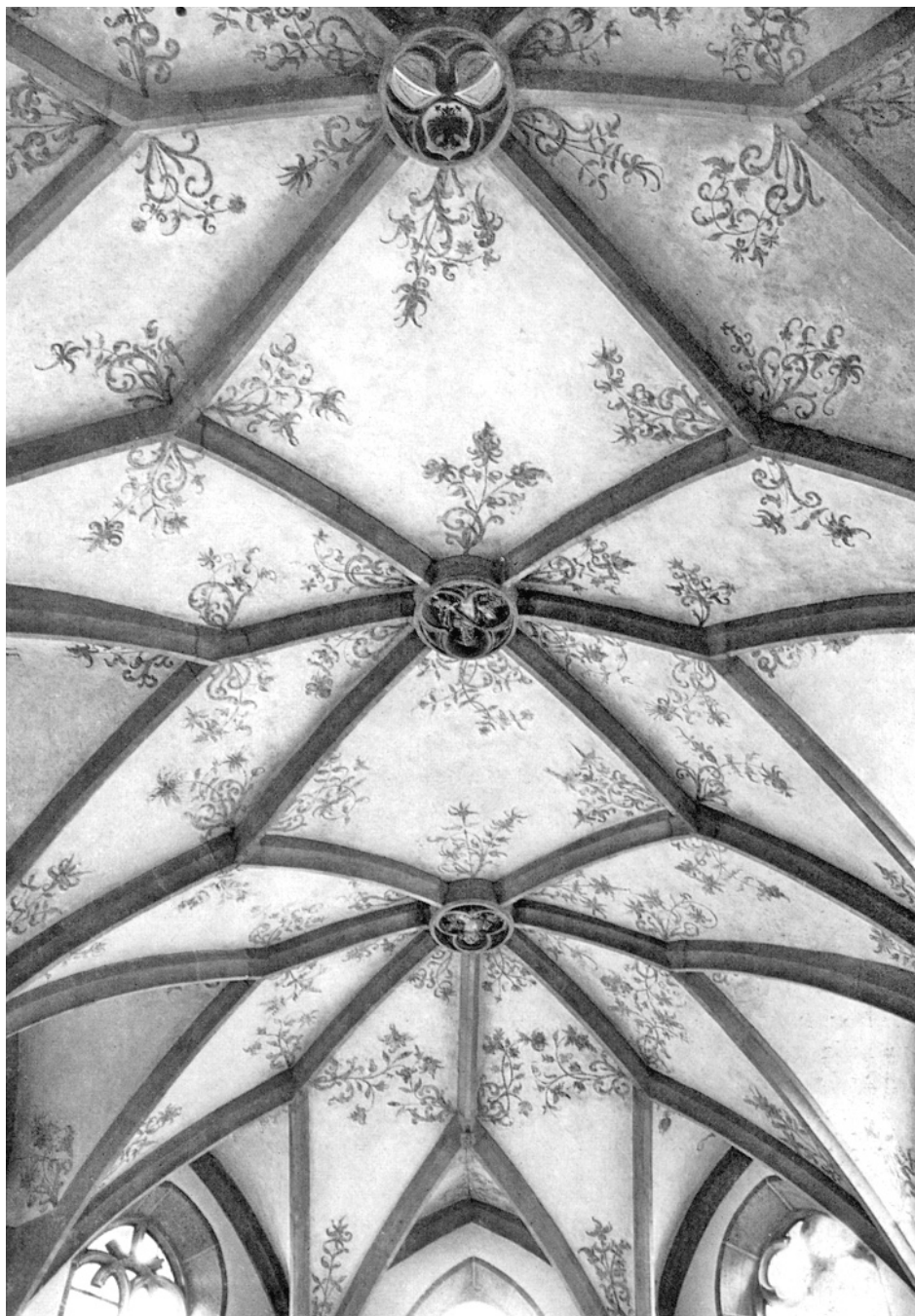
Restaurierung der Malerei: Heinz Boissonnas und Sohn, Zürich. Experte der EKD: alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Architekt SIA, Zürich.

Bauzeit: Februar 1961 bis März 1962.

a) Allgemeines

Im Jahre 1932 wurde die Kirche im Zuge einer Verbesserung der Verkehrsverhältnisse westlich und südöstlich der Kirche einer gründlichen Aussenrenovation unterzogen. Auf eine Innenrenovation wurde, da eine solche erst 1912

Mettmenstetten – Reformierte Kirche.
Chorgewölbe nach der Restaurierung
1961/62.



durchgeführt worden war, verzichtet. Aber schon die letzte Aussenrenovation gab sozusagen den Anstoss zur jüngsten Innenrestaurierung.

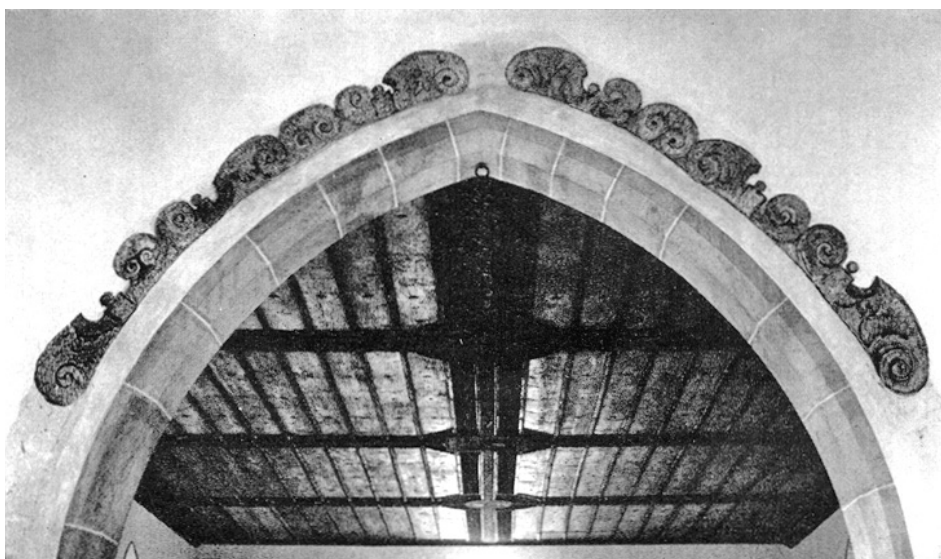
Der wichtigste Eingriff in den Kirchenraum bedeutete zweifellos die Entfernung der Empore und das Aufstellen einer neuen Orgel im Ostteil der Nordwand des Kirchenschiffes. Um die Orgel nicht allzuweit ins Kirchenschiff vorspringen zu lassen, wurde die Nordwand an der betreffenden Stelle

vom Boden bis zur Decke ausgebrochen. Als zweite wichtige Änderung ist die neue Kanzel auf der Südseite des Chorbogens, der Orgel gegenüber, zu erwähnen. Die Vorgängerin von 1869 stand vordem auf der Nordseite. * Neu sind ferner das auf Grund eines alten Aquarells um 1860 in der

* Unter der Kanzel fand sich ein Zettel mit der Notiz: «Sigg und Vögelin Maurer von Dörflingen Kt. Schaffhausen haben den 29. September 1869 diese Kanzel versetzt.»

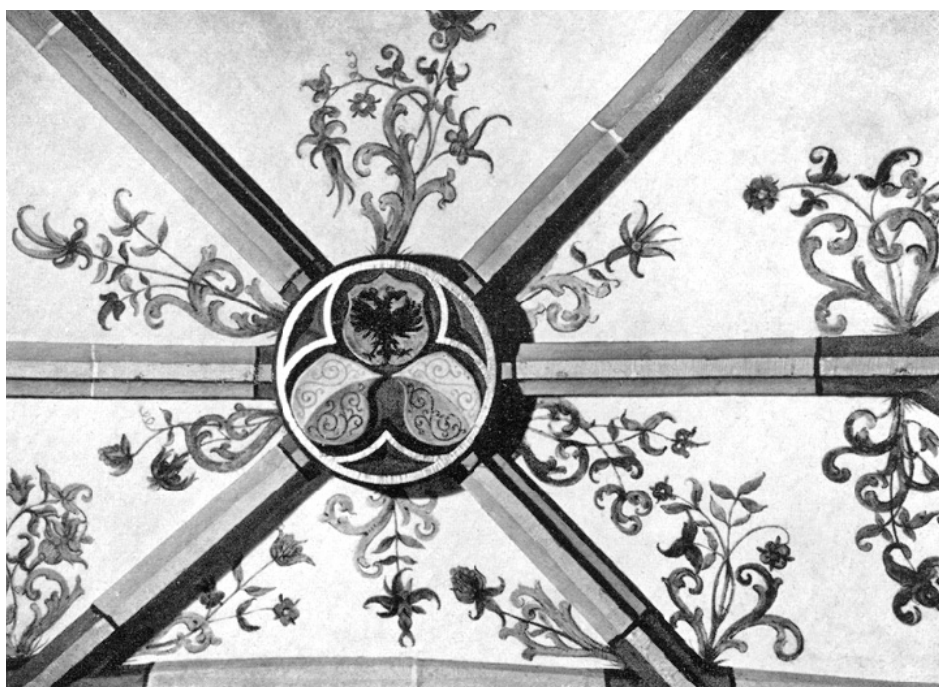


Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Partie der restaurierten Holzdecke des Meisters Jakob Winckler von 1521 über dem Chorbogen.



Mettmenstetten – Reformierte Kirche. Ostseite des Chorbogens mit den restaurierten Resten der im 17. Jahrhundert ausgeführten Barockmalerei.

Mettmenstetten – Reformierte Kirche.
Ausschnitt aus dem spätgotischen
Netzgewölbe von 1520 nach der Re-
stauration von 1961/62.



Westfassade rekonstruierte Rundfenster, die Bestuhlung, die Beleuchtung sowie der Sandsteinplattenboden in Chor und Schiff. Mit diesem spielen nun auch die Fensterleibungen wieder gut zusammen, die anlässlich der Restaurierung vom Verputz befreit wurden. Dabei musste allerdings eine in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vorgenommene braunschwarze Ornamentmalerei um Fenster- und Türöffnungen geopfert werden. (Beispiele davon wurden von der kantonalen Denkmalpflege vor der Entfernung photographiert.)

b) Holzdecke und Malereien

Einer besonders sorgfältigen Behandlung wurde die Holzdecke von Meister Jakob Winkler aus dem Jahr 1521 unterzogen. Es stellte sich dabei heraus, dass die quadratische Mittelfüllung mit den Wappen und das Medaillon mit der Madonna Kopien aus dem Jahre 1869 sind. Zudem waren die kleinen Rechteckfelder der Schnitzfriese übers Kreuz alternierend blau und rot grundiert, welcher Zustand wiederhergestellt werden konnte. Die Tannenholzbretter wurden vollständig von alten Übermalungen befreit. Ebenso wurden die verzinnnten Nägel gereinigt. Anschliessend liess man die alten Farben durch den Restaurator wieder regenerieren.

Wie im Schiff waren auch im Chor die Fenster- und Türöffnungen im 17. Jahrhundert mit braun-schwarz gemalten Ornamentbändern umzogen worden. Davon konnten die Malereireste am Läuterfenster und auf der Ostseite des Chorbogens erhalten werden, auf die entsprechenden Malereien um die Fenster aber musste man zugunsten der Freilegung

der dortigen Sandsteingewände verzichten. Um so mehr Beachtung schenkte man den spätgotischen Ornamentmalereien am Chorgewölbe. Diese wurden von den Übermalungen von 1912 befreit, wie auch die damals angebrachte Färbung der Rippen gut entfernt werden konnte. Mittels kleiner Retuschen war es möglich, das da und dort unvollständige Bild der verschiedenen Blumenornamente wieder zu ergänzen. Wir benützten ausserdem die Gelegenheit, um die nach Ablaugen der Gewölberippen zum Vorschein gekommenen Steinmetzzeichen zu kopieren.

Literatur: Kdm. Kt. Zürich, Bd. I, Basel 1938, S. 119 ff.; vgl. auch H. Kläui, Zürcher Chronik 1962, Jg. 4, S. 81 ff.; P. Nussberger, Der Bezirk Affoltern am Albis, Heimatgeschichte und Wirtschaft, Zürich 1958, S. 36; Zum spätgotischen Kirchenbau: vgl. E. O. Reh fuss, Hans Felder, Innsbruck 1922, S. 37 ff.

GASTHAUS ZUM «WEISSEN RÖSSL»

Aussenrenovation

Am 21. Juni 1959 fasste die Zürcherische Vereinigung für Heimatschutz an ihrer Jahresversammlung in Mettmenstetten eine Resolution zur Erhaltung des vom Strassenbau gefährdeten Gasthauses zum «Weissen Rössli». Der Appell an Kanton und Gemeinde trug Früchte: Das Strassentrasse wurde neu studiert und eine Lösung gefunden, auf Grund



Mettmenstetten – Gasthaus zum «Weissen Rössli», nach der Aussenrenovation von 1960.

welcher das Gasthaus zum «Weissen Rössli» erhalten werden konnte. Daraufhin entschloss sich der Eigentümer, Alfred Wettstein, zu einer durchgreifenden Aussenrenovation. Diese wurde unter Leitung von Architekt Walter Hornberger aus Affoltern a. A. mit Unterstützung von Kanton und Zürcherischer Vereinigung für Heimatschutz im Jahre 1960 durchgeführt. Die Arbeiten umfassten Sanierung des Massivmauer- und des Riegelwerkes, des Dachstuhles, einen neuen Verputz, Streichen des Balkenwerkes, Vereinheitli-

chung der Fenster und der Fensterläden usw. Es wurde streng darauf geachtet, dass ausser der Sichtbarmachung des Balkenwerkes in den Dachlukarnen nirgends neue Elemente geschaffen wurden. Dadurch hat der grosse Dorfplatz im Unterdorf, der von der Gemeinde im Jahre 1961 durch eine moderne Brunnenanlage verschönert wurde, und der im Südosten durch die Kirche begrenzt wird, im Nordwesten eine prächtige, bodenständige breitausladende Fassade als Abschluss erhalten.

MÖNCHALTORF (Bez. Uster)

ENKLAVE «SACK»

Fund eines neolithischen Kupferbeiles

Die Abbildung im 1. Bericht ZD 1958 auf S. 46 zeigt das Kupferbeil im Massstab 1 : 3.

NEFTENBACH (Bez. Winterthur)

WOLFZANGEN/STEINMÖRI

Römische Wasserleitung

Im 1. Bericht ZD 1958/59 konnten wir S. 46 melden, dass am 24. September 1959 eine weitere Fundstelle der schon 1951 erstmals vom Schweizerischen Landesmuseum bei einem Hausbau auf der Parzelle Kat. Nr. 193 gefassten römischen Wasserleitung entdeckt worden war. Jetzt sind wir in der Lage, drei weitere Fundstellen bekanntzumachen.

Anfangs März 1960 wurde bei Aushubarbeiten für den Neubau Jung auf der Parzelle Kat. Nr. 186 die Wasserleitung erneut angeschnitten. Ehe man jedoch mit der Freilegung beginnen konnte, musste man die Planierungsarbeiten der Umgebung des neu erstellten Wohnhauses abwarten. Diese konnten im Herbst in Angriff genommen werden, bei welcher Gelegenheit wir Ende September/Anfang Oktober 1960 den Betonkanal auf eine Länge von 5 Metern freilegten. Im anstehenden Lehm war der Betonkanal in ein Steinbett gepackt, das sich teilweise aus Brocken der zum Abdecken benötigten Sandsteinplatten zusammensetzte. Der Betonkanal zeigte hier die gleichen Masse wie an der Fundstelle von 1959: 21 × 20 Zentimeter i. L. bei je 20 Zentimeter breiten Wänden. Und auch an dieser Stelle war der Kanal mit kleineren Sandsteinplatten eingedeckt. Zufällig verlief quer durch die Sondierfläche in Ost-West-Richtung eine aus Rundziegeln konstruierte neuzeitliche, etwa 100 Jahre alte Wasserleitung für einen alten Brunnen. Sie kreuzte die römische Leitung so, dass die – übrigens mit Nasen ausgerüsteten – Rundziegel direkt auf den Sandsteindeckplatten aufruheten.

Eine weitere Fundstelle der römischen Wasserleitung konnte in den Plan eingetragen werden, als bei Aushubarbeiten im Juli 1961 beim Wohnhaus A. Eichenberger auf der Parzelle Kat. Nr. 254b die römische Wasserleitung erneut angeschnitten wurde. Dort lag der Kanal nur 30 Zentimeter unter der Bodenoberfläche, grad noch vom Humus überdeckt. Trotzdem waren die Sandsteindeckplatten in dieser Gegend noch besser erhalten als an den übrigen Fundorten. Hier scheint es den Erbauern der Leitung auch nicht mehr notwendig gewesen zu sein, den Betonkanal in eine Steinpakung zu betten. Er war vielmehr nur in den kiesigen Boden gegossen worden.

Im September des gleichen Jahres stellte man bei einer Strassenerweiterung am Rande der Parzelle Kat. Nr. 285

den Betonkanal erneut fest. E. Ott liess ihn dort auch gleich wieder nivellieren. Nach seinen Berechnungen beträgt das Gefälle, das eindeutig nur zwischen den beiden Punkten 1959 und September 1961 festgelegt werden konnte, rund 4,5 Promille.

E. Ott half nicht nur stets bei den Arbeiten und Aufnahmen mit, sondern benützte die Gelegenheit, etwaigen Nachrichten über die römische Wasserleitung in der alten Literatur nachzugehen, vor allem auch bezüglich des Verhältnisses zwischen Wasserleitung und des 1780 ausgegrabenen Herrenhauses zu einem römischen Gutshof unterhalb des Friedhofes. Danach muss die Wasserleitung in der Gegend des Friedhofgebäudes im rechten Winkel zur Villa hinunter geführt gewesen, und daselbst soll das Wasser nicht mehr durch einen Betonkanal, sondern durch «ineinandergesteckte gebrannte Tonröhren» geleitet worden sein (?). Wie dem auch sei, sicher ist, dass die römische Wasserleitung von Neftenbach dem 1780 daselbst freigelegten römischen Landhaus Wasser zuführte.

Literatur: Zur Wasserleitung: E. Ott, Römische Wasserleitung in Neftenbach. Manuskript im Archiv der kant. Denkmalpflege. Zur Villa rustica: Keller, Statistik, S. 105 ff.



Neftenbach – Wolfzangen. Römische Wasserleitung, geöffnet 1960 auf der Parzelle Kat. Nr. 186. Während der Freilegung. Im Vordergrund neuzeitliche Wasserleitung.



Neftenbach – Wolfzangen. Römische Wasserleitung, geöffnet 1960 auf der Parzelle Kat. Nr. 186. Nach Entfernung der Abdeckplattenreste. Im Hintergrund neuzeitliche Wasserleitung.

OBERRIEDEN (Bez. Horgen)

REFORMIERTE KIRCHE

Gesamtrenovation

Projekt und Bauleitung: Walter Gachnang & Sohn, Architekten SIA/ETH, Zürich und Oberrieden ZH.

Bauzeit: April bis Dezember 1961.

Am 4. April 1961 begann die reformierte Kirchgemeinde Oberrieden im Anschluss an den Bau eines Kirchgemeindehauses die Gesamtrenovation der 1761 von Hans Ulrich Grubenmann erbauten Kirche. Das Arbeitsprogramm umfasste die Trockenlegung der Umfassungsmauern, Schaffung eines Haupteinganges durch den Turm, Entfernung der alten Orgel aus dem Chor und Platzierung einer neuen Orgel auf der Empore, Erstellung der Wandtäferung und einer neuen Bestuhlung in Tannenholz, Wiederherstellung des einstigen Mittelganges, Ersatz der Holz- und Inlaidböden durch rot-gelb einfarbige Tonplatten, Ersatz der spä-

ter eingefügten Tannenholztüren durch neue aus Nussbaumholz, und zwar unter Nachbildung der zum Beispiel an der Kanzel vorhandenen alten Profile und unter Verwendung der alten Schmiedeisenbeschläge, Neukonstruktion der Fenster in Metall mit Bleisprosseneinteilung in Doppelverglasung, Neuschaffung der indirekten Innenbeleuchtung unter Verwendung des Deckengesimses mittels Power-Groove-Leuchten. Demgegenüber wurde die Kanzel mit Treppe nach Neumontierung an der ursprünglichen Stelle bloss von alten Lackanstrichen befreit und das Deckengewölbe sowie vor allem die Stukkaturen gereinigt und ergänzt.

Während sich die Architekten in bezug auf die Arbeiten im Innern sozusagen ausschliesslich von denkmalpflegerischen Gesichtspunkten leiten liessen, sahen sie auf Grund von Forderungen im Hinblick auf Platzvermehrung auf der Empore vor, den Baukörper beidseits des Turmes vorzuziehen, so dass dieser nur noch einen halben Meter vorgesprungen wäre. Gegen dieses Vorhaben verfügte die Direktion der öffentlichen Bauten – nach erfolgter Begutachtung des Vorhabens durch die kantonale Denkmalpflegekommission – unter Hinweis auf die §§ 3 und 5 der kantonalen Verordnung betreffend Natur- und Heimatschutz von 1912 ein Bauverbot. Glücklicherweise verwarf die Kirchgemeindeversammlung vom 2. April 1961 das Verlängerungsprojekt der Kirche. Zudem konnte zufolge der Verlegung des Haupteinganges durch den Turm und der Emporentreppen in die Kirche auf die beidseitig des Turmes anlässlich der Renovation von 1927 erstellten Vorbauten verzichtet werden. So steht heute die Kirche von Oberrieden – abgesehen von der Platzierung des neuen Hauptportals – wieder so da, wie sie Hans Ulrich Grubenmann konzipiert und im Jahre 1761 erbaut hat (vgl. Abb. S. 75).

Literatur: Kdm. Kt. Zürich, Bd. 2, Basel 1943, S. 292 ff.

OSSINGEN (Bez. Andelfingen)

KIRCHE HAUSEN

Mit Hilfe von Bund und Kanton liess die Politische Gemeinde (nicht die Kirchgemeinde) Ossingen die alte Kirche Hausen in zwei Etappen einer Aussen- und Innenrestaurierung unterziehen, wie im 1. Bericht ZD 1958/59, S. 46 ff., ausgeführt wurde. – Das S. 47 erwähnte Westportal ist 1,95 Meter weit und 2,33 Meter hoch i. L.

PFUNGEN (Bez. Winterthur)

UNTERDORF, WEIACHERSTRASSE

Spuren alter Strassen

Beim Ausbau der Weiacherstrasse stiessen die Arbeiter hart östlich des Restaurants zum «Sternen» in 1 Meter Tiefe auf einen etwa 40 Zentimeter dicken und mindestens 2 Meter breiten Strassenkörper, der von unten nach oben folgender-

Oberrieden – Reformierte Kirche,
nach der Gesamtrenovation von
1961/62, aus Norden.



massen aufgebaut ist: gestampfte Schotter-
schicht, Packung aus Kiesel-
n, darüber Kies. Funde waren keine zu beobachten.
Dieser Strassenkörper zieht sich nach Osten und Westen hin weiter.

Bei Gelegenheit einer Besichtigung dieser Fundstelle machte Landwirt Albert Benz darauf aufmerksam, dass sich quer durch den Industrieweiher hindurch in west-östlicher Richtung eine alte «Strassenpflästerung» ziehe. Sie sei ungefähr 2 bis 2,50 Meter breit. Es ist nicht ausgeschlossen, dass diese

«Pflästerung» mit dem beim Restaurant zum «Sternen» gefassten Strassenkörper zusammengeht und hier ein alter Strassenzug zu fassen ist, der möglicherweise römischen Ursprungs ist.

Die beiden Fundstellen finden sich auf folgenden Koordinaten:

1. Fundstelle beim «Sternen» : Koord. 690400/ 263570.
2. Fundstelle am Westende des Weihers : Koord. 689330/ 263775.

RAFZ (Bez. Bülach)

IM FALLENTOR

Reste eines Grabhügels der Spätbronzezeit (vgl. Beilage 3, 5 bis 8)

Bei den Aushubarbeiten für die zentrale Kläranlage im Fallentor am südwestlichen Dorfrand von Rafz stiess man am 25. September 1961 in zwei Keramikgruppen und auf Tuffstein. Dem neben dem Trax bereitstehenden Chauffeur Heinrich Neukom aus Rafz fielen glücklicherweise die ortsfremden Tuffsteine sowie die Keramikscherben auf; er liess die weiteren Aushubarbeiten einstellen und meldete die Beobachtung dem leitenden Architekten, David Rutschmann aus Rafz, der die Scherbenfunde sogleich Lehrer A. Zimmermann in Rafz zeigte. Dieser begab sich sogleich an Ort und Stelle, wo er zwei Fundstellen erkennen konnte. Er markierte dieselben, deckte sie ein und meldete den Fund nach Zürich. Da der Denkmalpfleger im Militärdienst abwesend war, nahm sich das Schweizerische Landesmuseum (Prof. Dr. E. Vogt) zuvorkommenderweise der Angelegenheit an und sandte Grabungstechniker J. Elmer sowie Fräulein Marion Itten aus Zürich auf die Arbeitsstelle. Die anschliessende Untersuchung dauerte vom 27. September bis 3. Oktober 1961.

Von den drei Tuffsteinen ausgehend, bewahrheitete sich innert relativ kurzer Zeit die Annahme, es könnte ein Steinkreis vorliegen. Tatsächlich handelte es sich um einen Kreis von rund 10 Meter Durchmesser aus ziemlich gleichmässigen, mehr oder weniger zugehauenen Tuffsteinen sowie aus einigen Acker- und Sandsteinen. Die Anlage war bis auf etwa 4 Meter im Südwestsektor sowie 1,5 Meter im Nordwestsektor sozusagen intakt und kreisrund. Die Steine waren in den anstehenden Schotterboden gesteckt; die Traxschaufel hatte die Steinspitzen beim Geländeabtrag ziemlich gleichmässig auf das Niveau 412,50 Meter über Meer abge-

schnitten. Aus dem gleichen Grund waren die über dieser Quote liegenden Keramikstücke sowohl innerhalb des Steinkreises (Grab A) als auch ausserhalb desselben (Grab B) sowie von den übrigen Keramikfundstellen entfernt worden. Es handelte sich um jene Scherben, die ausser den Tuffsteinen die Aufmerksamkeit von Chauffeur Neukom geweckt hatten. Beim übrigen abgetragenen Material hatte es sich zur Hauptsache um lehmiges, humoses Erdreich gehandelt, und darüber musste, wie in der näheren Umgebung der Baustelle, Anschwemmerde der 25 Meter östlich der Fundstelle sich vereinigenden beiden Bäche des Dorf- und des Landbaches gelagert haben. Diese beiden Wasserläufe hatten den hier ehemals innerhalb des Steinkreises errichteten Grabhügel vollständig mit Schwemmerde zugedeckt. Da der Steinkreis, wie schon erwähnt, rund auf dem Niveau 412,50 Meter über Meer lag und das Strassenniveau bei Polygon 1059 nördlich der Fundstelle 413,82 Meter über Meer zeigt, muss der Grabhügel einst minimal 1,30 Meter hoch gewesen sein. Er kann aber durchaus höher angelegt gewesen sein, indes wurde er durch den Pflug eingeebnet und verschwand so schon sehr früh von der Bodenoberfläche. Die restliche Arbeit bis zum völligen Verschwinden von der Oberfläche besorgten alsdann – wie erwähnt – die beiden Bachläufe.

J. Elmer nahm sich nach Abklären des Steinkreises auch des «Innenraumes» und der nächsten Umgebung ausserhalb des Steinkreises an: der beiden Brandgräberstellen A und B, einer Stelle mit etwa 5 Zentimeter dicker, dicht mit Holzkohle durchsetzter Erdschicht im Südostsektor des Grabhügels, die alle schon A. Zimmermann gefasst hatte, sowie weiterer Fundstellen. Die beiden wichtigen Komplexe A und B wurden, soweit sie von der Aushubmaschine nicht schon zerstört waren, eingegipst und ins Landesmuseum zur Weiterbearbeitung verbracht.

Brandbestattung A: Rund 1,50 Meter nördlich des theoretischen Mittelpunktes des Steinkreises kamen die Überreste

Rafz – Im Fallentor. Steinkranz eines spätbronzezeitlichen Grabhügels. Untersucht Ende September 1961 vom Schweizerischen Landesmuseum. Ansicht von Nordwesten.



Rafz – Im Fallentor. Überreste eines spätbronzezeitlichen Grabhügels. Einige der im Zentrum des Hügels gefundenen und im Schweizerischen Landesmuseum konservierten Tassen und Schalen aus Ton. ½ natürlicher Grösse.



der zentralen Brandbestattung zum Vorschein. Sie bestanden aus einem Häufchen Leichenbrand, aus mehreren Kieselsteinen, die über eine grössere Fläche verstreut waren, und aus mehreren arg zerdrückten Tongefässen.

Brandbestattung B kam 4 Meter südlich des Steinkreises zum Vorschein. Sie präsentierte sich als kreisförmige schwärzliche Streufläche von rund 1,10 Meter Durchmesser. Im Zentrum fand sich leicht verkohltes Material, jedoch kein Leichenbrand. Darum herum lagen zerstreut Steine sowie graue und rötliche Scherben.

Eine fast 2 Quadratmeter grosse Fläche einer etwa 5 Zentimeter mächtigen, dicht mit Holzkohle durchsetzten Erdschicht fand sich im Südostsektor, hart innerhalb des Steinkreises. A. Zimmermann baute dieselbe vorsichtig ab, konnte indes nichts Weiteres beobachten. An analoger Stelle im Südwestsektor endlich stellten sich an zwei Stellen grössere und kleinere Gruppen von Keramikscherben ein (Komplexe C1 und C2).

Die inzwischen im Schweizerischen Landesmuseum konservierte Keramik lässt den Grabhügel in die späteste Bronzezeit datieren. Das Inventar umfasst folgende Gefässe:

Grab A (im Steinkreis)

Bei der Ausgrabung gehoben:

- 2 verzierte Gefässe mit Zylinderhals,
- 1 halbkugelige Schale, verziert,
- 4 kleine konische Schalen,
- 1 kleine halbkugelige Schale, unverziert,
- Scherben eines unbestimmbaren Gefässes.

Vom Trax aus dem gleichen Grab gehoben (laut Erhebungen von A. Zimmermann):
 5 kleine halbkugelige verzierte Schalen,
 4 kleine halbkugelige unverzierte Schalen.

Grab B (ausserhalb des Steinkreises)

Grosse doppelkonische Schüssel, darin zuunterst Leichenbrand, darauf:

- 8, eventuell 9 kleine halbkugelige Schalen,
- 1 kleine konische Schale,
- 1 Gefäss mit Zylinderhals (dieser bis auf geringe Spuren fehlend).

Fundstelle C1

Scherben eines unbestimmbaren grösseren Gefässes.

Fundstelle C2

Wenige Scherben.

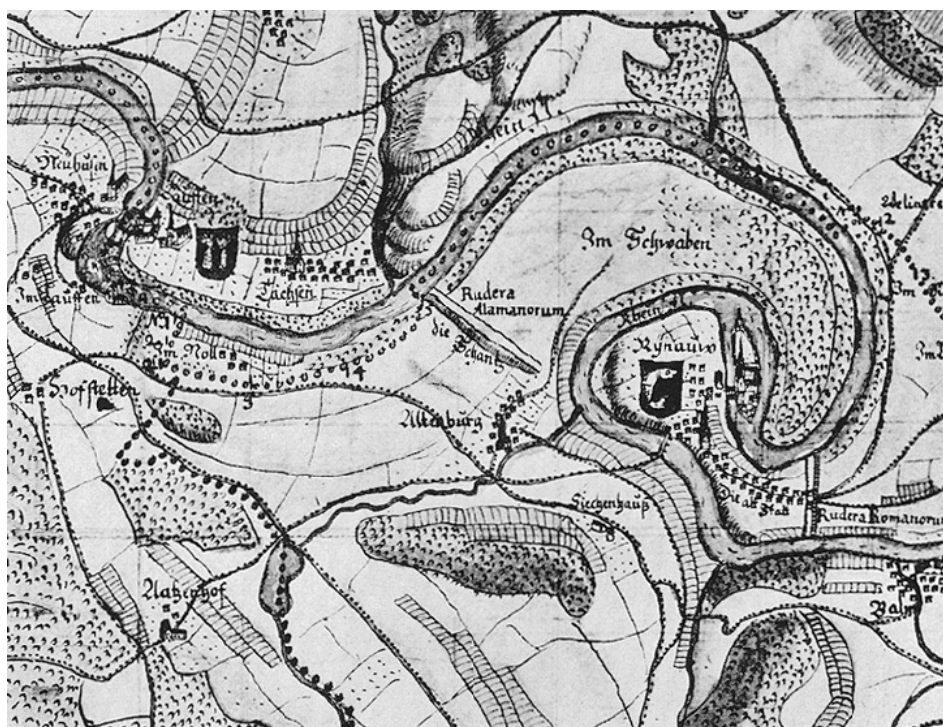
Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.
 Literatur: JbSLMZ 1961, S. 26 (erwähnt).

REGENSBURG (Bez. Dielsdorf)

OBERBURG

Galchbrunnen

Der sogenannte Galchbrunnen war vordem die zentrale Wasserversorgung der Oberburg, das heisst des eigentlichen Städtchens von Regensburg. Er hat seinen Namen vom ehemaligen galgenartigen Holzgerüst für den Wassereimerseilzug. Die Erbohrung des Brunnens durch die harten Lägernkalkschichten dürfte in die Gründerzeit von Regensburg, also in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückreichen. Er diente als einzige Wasserversorgung bis 1632. Erst damals wurde ein durch eine Teuchelleitung gespeister Röhrenbrunnen (fallender Brunnen!) geschaffen. Der Galchbrunnen aber diente von da ab als Abfallgrube. So füllte sich der ehemalige tiefe Sodbrunnen rasch. Die Zürcher Regierung liess deshalb um die Mitte des 18. Jahrhunderts einen kupfernen Deckel anbringen. Da dieser leider immer wieder weggeschoben wurde, damit die Leute Steine hinunterwerfen konnten, um den Aufschlag auf der Sohle zu hören, schrumpfte die Tiefe bis auf 13 Meter zusammen. Auf Grund



Rheinau – Sogeannter Stadtgraben. Der Keltenwall bei Rhcinau (mit «Rudera Romanorum» bezeichnet) und der Wall Schanz bei Altenburg auf der Karte von Hans Konrad Gyger von 1667.

eines Berichtes des Chronisten Bluntschli wusste man aber, dass der Brunnen im Jahre 1742 noch 36 Klafter tief war. Es ist nur zu begreiflich, dass in Regensberg angesichts der übrigen denkmalpflegerischen Unternehmungen der Wunsch zum Ausdruck kam, es möchte dem Galchbrunnen wieder seine alte Tiefe zurückgegeben werden.

Im Oktober 1959 bildete sich zu diesem Zweck ein «Aktionskomitee Galchbrunnen» mit dem Zwecke, den Brunnen bis auf seine ursprüngliche Sohle zu leeren. Nachdem der hierfür benötigte Betrag innert weniger Wochen beisammen war, wurden die Aushubarbeiten in der Zeit vom 5. September bis 14. Oktober 1960 durchgeführt und in einer Tiefe von 57 Metern die ursprüngliche Sohle erreicht. Nach Auskunft der Gewährsleute ist der Sodbrunnen von Regensberg der tiefste der Schweiz.

Der Galchbrunnen ist von der Bodenoberfläche bis zur Sohle bei einem gleichmässigen Durchmesser von 1,9 Meter rund aus den anstehenden, leicht südwärts geneigten Kalkfelfsschichten herausgemeisselt. Der Wassererguss an der Sohle ist heute gering. Im Innern des Brunnens sind elektrische Lampen angebracht, die bei Betätigung des an der aufgemauerten Brüstung montierten Schalters je nach Wunsch 3 bis 5 Minuten aufleuchten und dem Interessenten die Tiefe des Brunnens auch ohne Steinwurf eindrücklich vor Augen führen. Um die Sicht besser zu ermöglichen, wurde ausserdem der grosse Deckel hochgehoben und rund einen halben Meter über der Brüstung auf einen Eisenrost abgestellt. Leider war die Fundausbeute anlässlich des Aushubes, der

rund 120 Kubikmeter Schutt umfasste, auffallend gering. Es ist kaum ein Stück dabei, das einer besonderen Erwähnung wert wäre. Der Galchbrunnen steht seit 1960 unter Bundeschutz.

Literatur: H. Hedinger, Vom Regensberger Galchbrunnen, in NZZ vom 25. April 1961; Nachrichten SBV 1960, Nr. 4, S. 29 beziehungsweise 1960, Nr. 6, S. 46; Zürcher Chronik 1961, Nr. 2, S. 31.

RHEINAU (Bez. Andelfingen)

SOGEANNTER STADTGRABEN

Suche nach keltischen Funden anlässlich des Baues einer Kanalisationsleitung (vgl. Beilage 10, 2 bis 5)

Seit den von E. Vogt im Jahre 1936 anlässlich von Terrainarbeiten westlich des Hauses Angst durchgeführten Sondierungen wissen wir, dass der hoch über dem Stadtgraben sich hinziehende Wall ein keltisches Werk des letzten Jahrhunderts v. Chr. ist und eine Komplementäranlage des «Schanz» genannten Riesenwalls am Nordende der Rheinau gegenüberliegenden Halbinsel Schwaben darstellt. Die Halbinsel Schwaben ist ja seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als Refugium der späten Latène-Zeit identifiziert. Im Winter 1927/28 entdeckte G. Kraft von Freiburg i. Br., anlässlich neuer Forschungen auf der Halbinsel Schwaben, beim Bau der Garage Stoll beim Restaurant «Löwen» in Rheinau eine

schwarze Kulturschicht mit Spät-Latène-Scherben. Aber schon im Jahre 1900 war im sogenannten kleinen Wurzacker über den Eschhalden ein Früh-Latène-Grab zum Vorschein gekommen. Diese Funde, vor allem aber die Entdeckung vom Jahre 1936, lenkten in vermehrtem Masse die Aufmerksamkeit der Fachleute auch auf die Halbinsel Rheinau, wo seither die Baugruben mit besonderer Sorgfalt beobachtet werden.

Als im Jahre 1959 die letzten Vorbereitungen für den Bau einer Kanalisationsleitung vom Schulhaus über die Felder nordwestlich und westlich des Dorfes, quer durch den Stadtgraben und über die Flur «Rafzer» zur Kläranlage getroffen wurden, bedeutete dies für die Denkmalpflege eine willkommene Gelegenheit, auf «billigem» Wege Einblick in den Untergrund der Hochebene der Halbinsel Rheinau zu erhalten. Ganz besonderes Interesse erweckte anfänglich auch das Projekt, für die 12 Meter unter dem Scheitel des Keltenwalles geplante Kanalisationsleitung den Keltenwall sehr breit zu durchschneiden. Das lockte zu einer vorgängigen archäologischen Untersuchung des in Mitleidenschaft gezogenen Teiles des Keltenwalles. Leider war es in der Folge einfach nicht möglich, eine geeignete Kraft zu finden, der die wichtige örtliche Leitung eines solchen Unternehmens hätte anvertraut werden können. Deshalb wurde die Elektrizitätswerk AG als Bauherrin ersucht, die Kanalisation beim Keltenwall so zu bauen, dass dieser nicht angeschnitten werden musste. Glücklicherweise entschloss sich daraufhin das Unternehmen, den Keltenwall zu untertunneln. Auf diese Weise musste nur mehr die Überwachung der Aushubarbeiten für die Kanalisationsleitung zwischen Dorf und Keltenwall vorbereitet werden.

Die zu überwachende Strecke hatte eine Länge von 670 Metern. Da für dieses Gebiet nicht bekannt war, ob es einst von den Kelten besiedelt war oder nicht, verlangte diese Strecke



Rheinau – Sogenannter Stadtgraben. Teile der 1960 freigelegten Kalkgrube nördlich des Keltenwalles. Ansicht aus Südosten.

allerhand Wachsamkeit und Bereitschaft, im richtigen Augenblick gleich eine Rettungsgrabung einleiten zu können. Die Aushubarbeiten für die Kanalisationsleitung begannen anfangs Februar 1960. Glücklicherweise nahm sich der Aufsicht der inzwischen allzu früh verstorbene Lehrer Richard Weibel von Rheinau an. Er übernahm es, mit der Unternehmerfirma ständigen Kontakt zu halten und, wenn entsprechend Meldung erstattet wurde, den Aushub mit Hilfe eines pensionierten Krankenwärters der Kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Rheinau und weiterer Hilfsarbeiter sorgfältig zu durchkämmen. Aber trotz der tagelang durchgeführten Suchaktionen liess sich nirgends ein Fund fassen, abgesehen von der Fundstelle einer Kalkgrube rund 10 Meter östlich des Schachtes 23.

Diese Fundstelle erregte natürlich bei der ersten Entdeckung die Gemüter. Lehrer Richard Weibel berichtete sofort nach Sichtung von «zwei» Trockenmauern und rotgebranntem Lehm der Denkmalpflege. Aber die sogleich in die Wege geleiteten Freilegungsarbeiten liessen bald erkennen, dass da kein keltisches Mauerwerk, noch viel weniger eine keltische «Wohngrube», vielmehr «bloss» eine Kalkgrube gefasst wurde, die zweifellos mit dem Bau der im 14. Jahrhundert auf dem Keltenwall errichteten Stadtmauer in Zusammenhang zu bringen ist.

Die Grube zeigte nach Ausräumen der letzten Kalkrückstände, gebrannten Lehmklumpen sowie der übrigen Einfüllmassen aus Stein und Erde das in Profil A–B wiedergegebene Bild, das heisst die spärlichen Überreste einer ehemals etwa 2,5 Meter tiefen und etwa 7 Meter weiten runden Kalkgrube, deren Wandung, einst bis unter die Humusschicht hinauf konisch hochgeführt, nur noch 1,2 Meter hoch erhalten geblieben war. Da dem Denkmalpfleger auf Grund der 1955 im Ostteil des Mittelschiffes des Münsters zu Schaffhausen entdeckten beiden Kalkgruben diese Art Baumaterialzubereitungsstelle bekannt war (vgl. ZAK 17/1957, S. 21), war nur noch nach etwaigen datierenden Anhaltspunkten Ausschau zu halten. Leider stellten sich diesbezüglich keinerlei Funde ein. So entschlossen wir uns zur Untersuchung der Kalkrückstände. Diese Aufgabe übernahm freundlicherweise die Technische Forschungs- und Beratungsstelle der E. G. Portland (Leitung 1960: Dr. W. Humm). Zu den eingesandten 4 Proben schrieb W. Humm am 9. Mai 1960: «In allen 4 untersuchten Fällen liegt Material mit sehr hohem Gehalt an kohlensaurem Kalk (Kalziumkarbonat) vor. Nur die Probe A enthält einen merklichen Anteil an in Säure unlöslicher Substanz. Aus der chemischen Zusammensetzung muss geschlossen werden, dass das verschlackte Aussehen nicht durch Schmelzfluss zustande gekommen sein konnte, sondern durch nachträgliches Brennen von Kalkbrei mit Reisig oder Schilf unter Russbildung. Eine alkalische Reaktion ist heute nur noch andeutungsweise vorhanden. Die Proben B bis D entsprechen in der Zusammensetzung einem höchstwertigen Weiss-

Chemische Zusammensetzung

Probe A

Anlieferungszustand bei 110 °C getrocknet		Helles Material von gelblicher Farbe %
Unlösliches		7,02
Kieselsäure lösl.	SiO ₂	3,36
Sesquioxyde	Al ₂ O ₃ + Fe ₂ O ₃	1,59
Calziumoxyd	CaO	44,99
Magnesiumoxyd	MgO	0,90
Schwefeltrioxyd	SO ₃	—
Glühverlust		41,55
Unbest. Rest	R	0,59
		100

Freier Kalk	CaO-frei	Spuren
-------------	----------	--------

Probe B

Anlieferungszustand bei 110 °C getrocknet		Verschlacktes dunkles Material, stark porös %
Unlösliches		0,72
Kieselsäure lösl.	SiO ₂	—
Sesquioxyde	Al ₂ O ₃ + Fe ₂ O ₃	0,27
Calziumoxyd	CaO	55,03
Magnesiumoxyd	MgO	0,41
Schwefeltrioxyd	SO ₃	—
Glühverlust		43,59
Unbest. Rest	R	—
		100,02

Freier Kalk	CaO-frei	Spuren
-------------	----------	--------

Probe C

Anlieferungszustand bei 110 °C getrocknet		Verschlacktes Material mit rohrförmigen Poren %
Unlösliches		0,29
Kieselsäure lösl.	SiO ₂	—
Sesquioxyde	Al ₂ O ₃ + Fe ₂ O ₃	0,17
Calziumoxyd	CaO	55,41
Magnesiumoxyd	MgO	0,39
Schwefeltrioxyd	SO ₃	—
Glühverlust		43,40
Unbest. Rest	R	0,34
		100

Freier Kalk	CaO-frei	Spuren
-------------	----------	--------

Probe D

Anlieferungszustand bei 110 °C getrocknet		Verschlacktes Material mit weisslichen Einschlüssen %
Unlösliches		0,17
Kieselsäure lösl.	SiO ₂	—
Sesquioxyde	Al ₂ O ₃ + Fe ₂ O ₃	0,16
Calziumoxyd	CaO	55,58
Magnesiumoxyd	MgO	0,41
Schwefeltrioxyd	SO ₃	—
Glühverlust		43,43
Unbest. Rest	R	0,25
		100

Freier Kalk	CaO-frei	Spuren
-------------	----------	--------

Rheinau. Sog. Stadtgraben. Kalkgrube des 14. Jahrhunderts.
Chemische Zusammensetzung der Kalkproben A bis D

kalk. Die oberflächlichen Verfärbungen sind auf Russ- und Rauchwirkung zurückzuführen und verschwinden beim Nachglühen vollständig unter Zurücklassung eines sehr hellen Kalks» (vgl. nebenstehende Tabelle).

Diese Charakterisierung stimmt ziemlich gut mit der seinerzeit für die Kalkrückstände aus dem Münster zu Schaffhausen gegebenen überein (vgl. ZAK 17/1957, S. 22). Dasselbe gilt für die Form und Konstruktion der Grube. Der Durchmesser unserer Rheinauer Grube ist zwar rund doppelt so gross wie derjenige der grösseren Grube im Schaffhauser Münster. Die kleinere Grube in Schaffhausen misst nochmals weniger, nämlich bloss 2 Meter. Bezüglich Konstruktion gleicht unsere Grube hingegen den beiden in Schaffhausen wie ein Ei dem andern. Deshalb dürfen wir die Rheinauer Grube zeitlich relativ nah an die Schaffhauser heranrücken. Diese sind in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts angelegt worden (für den dritten Münsterbau, das heisst das heutige Münster vor Errichtung von quadratischem Chor und Turm). Von diesem Standort aus besteht demnach keine Veranlassung, die 1960 entdeckte Kalkgrube nicht mit dem Bau der Stadtmauer in Verbindung zu bringen. Und der Stadtmauerbau wird bislang als Werk des Grafen Rudolf III. von Habsburg-Laufenburg (gest. 1375) in der Eigenschaft als Kastvogt des Klosters Rheinau angesehen.

Ausser der Untersuchung dieser Kalkgrube unterzogen wir uns anlässlich der Überwachung des Kanalisationsleistungsbeziehungsweise Stollenbaues einer weiteren Aufgabe. Wir klärten bei Beginn der Untertunnelung des Keltenwalles auch noch gleich die Schichtverhältnisse im Stadtgraben ab (vgl. Profil C–D auf Beilage 10, 5). Hierbei zeigte es sich, dass die in der Profilzeichnung festgehaltenen Schichten rein natürliche Ablagerungen sind und dass nur ein künstlicher Eingriff vorausgesetzt werden darf: die Abarbeitung dieser anstehenden Schichten bei Anlage des Stadtgrabens. Wenn überdies wiederum nirgends die geringste Spur aus der späten Eisen- oder Latène-Zeit (zwischen 50 v. Chr. und Christi Geburt) entdeckt wurde, kann dies auf Zufall beruhen oder aber darauf, dass eben der heutige Graben tatsächlich der im Mittelalter bei Erbauung der Stadtmauer durch Vergrösserung des Keltengrabens angelegte Stadtgraben ist und demzufolge die Flurbezeichnung «Stadtgraben» zu Recht besteht.

Im Zusammenhang mit dem Stadtgraben muss noch auf den Standort des ehemaligen Zollhauses von Rheinau hingewiesen werden. Wie A. Angst, alt Gemeindepräsident von Rheinau, am 2. Juni 1958 sagte, liegen die Fundamente des 1832 abgebrochenen Zollhauses in dem zwischen seinem Haus und der Poststrasse gelegenen Garten. Es handle sich um 2 Meter breite Fundamentmauern, die beim Bau seines Hauses im Jahre 1936 angeschnitten wurden. Wir haben diesen Standort unter Vorbehalt einer späteren Abklärung im

Rheinau – Gasthaus zum «Salmen». Südliche Giebelfassade. Nach der Aussenrenovation von 1961.



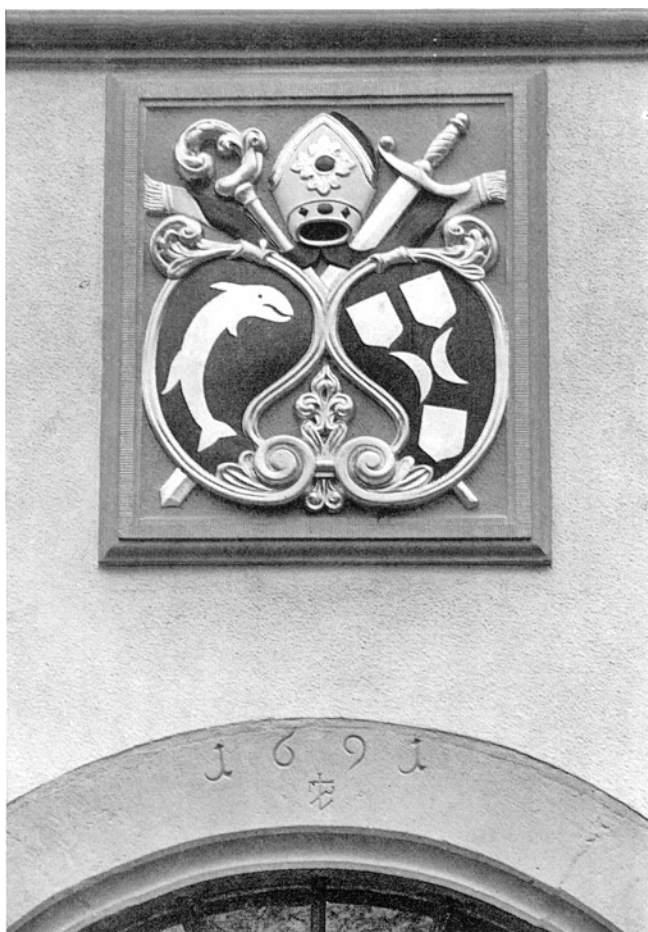
Übersichtsplan auf Beilage 10, 2 als schraffiertes Feld eingetragen.

Literatur: Allgemeines zum Oppidum Rheinau: MAGZ Bd. XV, S. III ; JbSGU 1909, S. 96; JbSGU 1911, S. 144; JbSGU 1925, S. 132; Zur Entdeckung einer schwarzen Kulturschicht beim Restaurant «Löwen»: JbSGU 1929, S. 53; Zum Grabfund im Wurzaacker: ASA 1900, S. 64; Zur Entdeckung der keltischen Mauerkonstruktion 1936: JbSGU 1935 (ausgegeben 1936), S. 41; Ber. AGZ 1936/37, S. 19.

GASTHAUS ZUM «SALMEN»

Teilweise Aussenrenovation

Das Gasthaus zum «Salmen» gehört zu jenen Profanbauten des Klosters Rheinau, die im Auftrag des Abtes Basilius Iten in den Jahren 1691 bis 1692 von Franz Beer aus Jagenhausen erbaut wurden. Es handelt sich um einen langrechteckigen, völlig symmetrisch konzipierten, dreigeschossigen Baukörper mit einem rück- beziehungsweise bergseitigen



Rheinau – Gasthaus zum «Salmen». Die kopierte Wappentafel des Abtes Basilius Iten von 1691 über dem Hauptportal. (Jahrzahl und Steinmetzzeichen nicht überarbeitet.)

Mittelrisaliten für das Treppenhaus und einem laternenartigen Dachreiter. Über dem Hauptportal prangt die Wappentafel Abt Basilius'.

Im Jahre 1961 musste die Kreisdirektion I der Eidgenössischen Zollverwaltung beziehungsweise die Eidgenössische Bauinspektion Zürich aus Platzmangel in die Nordostecke des Erdgeschosses dieses barocken Bauwerkes das Wacht- und Abfertigungslokal für den Zollposten Rheinau einbauen, wobei aus zolltechnischen Gründen leider auch die grossartige Fassade nicht unberührt gelassen werden konnte. Bei aller Vorsicht, die man bei diesem Umbau walten liess, beeinträchtigt der Eingriff von 1961 die Hauptfassade nicht unerheblich.

Aber der Einbau des Zollpostens hatte immerhin auch sein Gutes: Nach Abschluss der Umbauarbeiten entschloss sich der Hauseigentümer zu einer durchgreifenden Aussenrenovation des Gesamtbaues, das heisst der Hauptfassade sowie der beiden Giebelseiten. Malermeister Jean Rapold wandte sich glücklicherweise an die Zürcherische Vereini-

gung für Heimatschutz und an den Kanton, von wo ihm nicht nur finanzielle Unterstützung, sondern überdies fachtechnische Beratung zuteil wurde. Auf diese Weise konnte nicht nur die Wappentafel Abt Basilius' genauestens kopiert, sondern auch die Farbgebung und die Gestaltung der Anschriften sachgemäss durchgeführt werden. * Besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang die Restaurierung der ursprünglichen Quadermalerei an den Gebäudeecken in der ebenfalls ursprünglichen dunkelgrauen Farbe. Die Arbeiten, grossenteils von Malermeister J. Rapold persönlich ausgeführt, dauerten von Juni bis September 1961. Zuvorkommenderweise liess J. Rapold das Gasthaus zum «Salmen» unter kantonalen Schutz stellen.

* Das Original der Wappentafel von Abt Basilius Iten steht heute auf eigener Konsole im Entrée des Gasthauses zum «Salmen».

Literatur (betr. Gasthaus zum «Salmen» allgemein): Kdm. Kt. Zürich, Bd. I, 1938, S. 368.

SEEGRÄBEN (Bez. Hinwil)

RIESEN

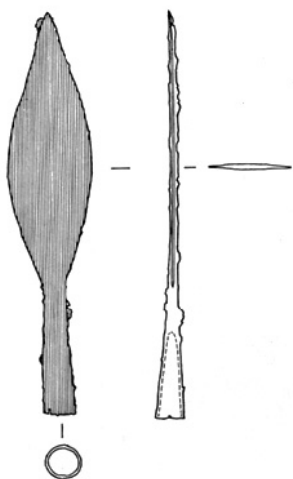
Fund einer Rippennadel der Bronzezeit

Bei Ackerarbeiten in der Rielsen östlich der Messikommer-eiche, auf Koordinaten 701325/243625, fand Landwirt Rudolf Guyer, Aretshalden, Gemeinde Seegräben, eine Rippennadel aus Bronze, die der Zeit um 1300 v.Chr. angehört. Der Neufund wird nach der Rippung an seiner Halspartie bezeichnet. Er zeigt ausserdem gegen das obere Ende hin eine



Seegräben – Rielsen. Einzeltund einer Rippennadel aus Bronze. 1/2 natürlicher Grösse.

leichte Anschwellung. Leider ist er unter der Halspartie rechtwinklig umgebogen. Die Nadel kam durch Vermittlung von Lehrer Fritz Hürlimann in Seegräben in die kantonalen Sammlungen im Schweizerischen Landesmuseum. Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.



Seegräben – Aathal, Heidenburg. Lanzen spitze aus Eisen der Hallstattzeit. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

AATHAL, «HEIDENBURG»

Fund einer eisernen Lanzen spitze der Hallstattzeit

Die Heidenburg ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts als prähistorische Fundstätte bekannt. Sie liegt rund 1 Kilometer südwestlich Seegräben auf einer auf zwei Seiten steil abfallenden Bergnase. Gegen Südosten ist die kleine dreieckige Hochfläche durch zwei Abschnittswälle und einen Graben gesichert. Ferdinand Keller hat sie schon 1869 in seinem Aufsatz «Helvetische Denkmäler» aufgeführt. Von Funden dagegen ist bei ihm noch nichts zu lesen. Als aber auf der Nordseite der Heidenburg im November 1876 für den Bahnbau Kies abgegraben wurde, fanden die Arbeiter ein spätbronzezeitliches Bronzemesser, einen bronzenen Armring und eine römische Münze, das heisst einen stark abgeschliffenen Sesterz des Kaisers Mark Aurel (161–180 n. Chr.). Anschliessend an diese technisch bedingte Schürfung begann H. Messikommer Sondierungen auf der Heidenburg, bei welcher Gelegenheit er ein Eisenmesser, eine eiserne Lanzen spitze, das Fragment eines römischen Ziegels sowie Keramikscherben grossenteils der späten Bronzezeit und der Hallstattzeit fand. Neue Sondierungen führte J. Heierli vor 1911 durch. Auch er fand erneut «eine Menge Scherben».

In den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts legte jemand im Bereich des inneren Grabens der Verteidigungsanlage eine Kiesgrube an, wobei (nach J. Wegmann) eine Brandschicht zum Vorschein kam. 1952 erhielt das Schweizerische Landesmuseum eine eindeutig spätbronzezeitliche Topfscherbe mit Henkelansätzen.

Zu diesem bekannten Material kommt nun wieder ein wichtiger Fund:

Am Westfuss des Hauptwalles fand Lehrer Fritz Hürlimann aus Seegräben am 6. März 1960 eine eiserne Lanzen spitze der Zeit zwischen 600 bis 400 v. Chr. (s. Abb.). Das Stück fällt durch seinen flachen Querschnitt auf und zeigt eine tiefe Tülle.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

Literatur (zur «Heidenburg» allgemein): Keller, Helvetische Denkmäler S. 75; ASA 1883, S. 431; Antiqua 1883, S. 61 ff.; JBSGU IV, 1911, S. 145; ebd. VIII, 1915, S. 84; ebd. 1936, S. 29; ebd. 1954/55, S. 72.

STEINMAUR (Bez. Dielsdorf)

OBER-STEINMAUR

Entdeckung eines Sodbrunnens

Am 16. Dezember 1960 wurde in der Heugasse beim Bau eines Anschlusses für einen neuen Hydranten bei der Milchsammlung ein Sodbrunnen angeschnitten. Der runde Schacht ist aus Kieselsteinen hochgeführt und hat eine lichte Weite von 1,2 Meter. Leider war der Sod bis 2,15 Meter unter dem heutigen Strassenniveau aufgefüllt und wegen einer Betonplatte inmitten der Strasse nur schlecht zugänglich.

TURBENTHAL (Bez. Winterthur)

SITZBERG

Reformierte Kirche: Restaurierung der Barockorgel

Im Jahre 1897 kaufte Sitzberg aus der St. Georgen-Kirche in Stein am Rhein eine Barockorgel. Der musikliebende damalige Pfarrherr von Sitzberg, O. Uhlmann, hatte von den seinerzeitigen Verkaufsabsichten in Stein am Rhein gehört. Als im Juli 1958 der Orgelexperte und Musikwissenschaftler Friedrich Jakob aus Zürich im Rahmen einer musikwissenschaftlichen Untersuchung nach Sitzberg kam, kannte man von dem in Frage stehenden Instrument nur den vorigen Standort, und man wusste nur, dass das Instrument einmal sogar in Heilbronn gestanden haben müsse. Aber das Instrument war stark reparaturbedürftig, weswegen man auf Sitzberg mit dem Gedanken umging, die «alte Orgel» durch ein modernes Instrument zu ersetzen.



Turbenthal – Sitzberg. Die 1960/61 restaurierte Orgel von G. F. Schmahl von 1741. Gehäuse und Prospekt zeigen wieder die alte Bemalung und Vergoldung. Besonders originell ist die imitierte Marmorinkrustation in den Füllungen. Der Spieltisch ist nach eindeutigen Anhaltspunkten rekonstruiert: das Notenpult, die Register, die Klaviaturen sowie auch der Organistensitz sind neu.

Glücklicherweise kam Jakob im rechten Augenblick nach Sitzberg. Er erkannte bald den Wert der Barockorgel, und in der Folge konnte er die ganze Geschichte des Instrumentes rekonstruieren: 1741/43 wurde sie vom berühmten Orgelbauer Georg Friedrich Schmahl dem Älteren für die St. Albans-Kirche zu Laichingen (Württemberg) geschaffen, wurde dann leider verschiedenen Änderungen, das heisst Modernisierungen unterzogen und 1851 nach einer schlechten Reparatur der Orgelbaufirma I. G. Schäfer in Heilbronn verkauft, von wo sie erst im Jahre 1869 durch Zufall nach Stein am Rhein und von dort rund 30 Jahre später nach Sitzberg gelangte. Nach den Untersuchungen Friedrich Jakobs handelt es sich bei der Schmahlschen Orgel auf Sitzberg um ein ausserordentlich wertvolles Instrument.

Dank den Forschungsergebnissen Jakobs und dank dem unermüdlichen Einsatz hauptsächlich des gegenwärtigen Orts Pfarrers Silvio Marti konnten innert relativ kurzer Zeit die finanziellen Mittel aufgebracht werden, um im Sinne der Vorschläge Jakobs das Orgeltechnische soweit als möglich wieder dem Zustand von 1741 näherzubringen und das Gehäuse gründlich zu restaurieren. Während sich der Orgelbauer Oscar Metzler in Dietikon des Instrumentariums annahm, wurde das Gehäuse von Restaurator Karl Haaga in Rorschach gründlich saniert. So kam Sitzberg zum zweitenmal in den Besitz einer Orgel, diesmal nicht mehr bloss eines «billigen» Occasionsinstrumentes, sondern vielmehr eines wiedererstandenen hervorragenden Kunstwerkes aus der Barockzeit.

Literatur: F. Jakob, Geschichte und Restauration der Orgel in der Kirche Sitzberg ZH, in: Musik und Gottesdienst, Jg. 1961, Heft 4; H. Kläui, Geschichte der Herrschaft und Gemeinde Turbenthal, Turbenthal 1960, Bd. 2, S. 361 ff.

UITIKON (Bez. Zürich)

REFORMIERTE KIRCHE

Gesamtrestaurierung

Projekt: M. Kopp, Architekt BSA/SIA, Zürich.

Bauleitung: W. Bosshart, Architekt SIA, Zürich.

Experte der EKD: alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Architekt ETH/SIA, Zürich.

Bauzeit: Mai 1960 bis August 1961.

Uitikon war während Jahrhunderten nach Altstetten kirchgenössig. Nach der Dorfüberlieferung soll indes an der Abzweigung der Urdorferstrasse von der Zürcherstrasse eine in vorreformatorische Zeiten zurückreichende Kapelle gestanden haben. Man sei um 1809 beim Umbau eines Speichers in eine Schulstube auf deren Spuren gestossen, und es sei nicht ausgeschlossen, dass der Speicher selber in den Überresten der Kapelle eingerichtet worden sei. Bestimmteres konnte leider nicht in Erfahrung gebracht werden.



Uitikon a. A. – Reformierte Kirche. Das Innere nach der Restaurierung von 1961.

Die heutige Kirche wurde von den Gerichtsherren Hans Peter und Hans Jakob Steiner 1625/26 auf einer freien Wiese erbaut. Es sind ausser einer Turmrenovation von 1679 folgende Renovationen bekannt: 1776, 1851, 1933. Im Jahre 1950 wurden Zugang und Eingang neu gestaltet.

Durch die am 15. Mai 1959 von der Kirchgemeindeversammlung beschlossene Renovation wurden folgende Arbeiten ausgeführt:

Das Äussere: Sämtliche Mauerwände wurden neu verputzt, wobei die alten Grabplatten nördlich und südlich des Einganges an der Westfassade belassen werden konnten. Dagegen erhielt der Eingang einerseits durch Rekonstruktion des 1933 entfernten, aber glücklicherweise noch rechtzeitig vom Technischen Arbeitsdienst massgerecht gezeichneten Sandsteinportals und anderseits mittels eines weiten Pultdaches sozusagen seine ursprüngliche Gestalt wieder. Das Dach wurde vollständig mit alten Biberschwanzziegeln neu gedeckt und der Dachreiter renoviert. Gleichzeitig wurden die 1933 geschaffenen Zifferringe durch neue mit römischen Zahlen ersetzt.

Das Innere wurde durch Entfernung der inneren Westwand erheblich verlängert, im übrigen aber nicht verändert. Chor und Schiff erhielten nur neue Böden. Die Wände wurden vorsichtig des alten Verputzes entledigt. Dabei kamen südlich des Chorbogens Reste einer rotbraunen Ornamentmalerei zum Vorschein, die ehemals wohl dem Chorbogen entlang gezogen war, jedoch zu wenig, um sie ergänzen und erhalten



Uitikon a. A. – Reformierte Kirche.
Das Äussere nach der Restaurierung
1960/61 mit dem neuen Vorzeichen.

zu können. Das Sandsteingewände des Chorbogens musste von Übermalung befreit werden. Das Chorgewölbe wurde beibehalten und erhielt nur einen neuen Anstrich. Dagegen entschloss man sich, die Gipsdecke im Schiff durch eine Bretterdecke zu ersetzen. Beibehalten werden konnte anderseits die Kanzel aus Nussbaumholz, und zwei (der ursprünglich drei) 1951 schon eingesetzten alten Steiner-Scheiben wurden erneut in den beiden Fenstern der Südseite eingebaut. Neu sind das Gestühl, der Taufstein, die Empore, die Orgel und die Decke. Neu sind auch alle Fenster. Für die drei Chorfenster schuf Kunstmaler Heinrich Müller in Zürich Glasgemälde mit den drei Artikeln des christlichen

Glaubensbekenntnisses : «Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde, und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn ... Ich glaube an den Heiligen Geist ...».

Die Kirche steht als Beispiel einer kleinen, 1623 gestifteten und 1625/26 noch ganz im Sinne der spätgotischen Vorbilder erbauten und glücklicherweise als solche bis auf den heutigen Tag sozusagen unverändert erhaltenen Dorfkirche unter Bundesschutz.

Literatur: Gedenkschrift zur Restauration der Kirche Uitikon 1961, darin: H. Köchli, Kleine Chronik der Kirchgemeinde Uitikon, sowie Hch. Peter, Die Kirche Uitikon als Baudenkmal.

URDORF (Bez. Zürich)

UNTER REPPISCHTAL

Haus Schulthess; ehemalige St. Georgs-Kirche (vgl. Beilage 2, 2)

In der Zürcher Chronik 4/1959, S. 90 f. berichtete K. Heid über die Entdeckung der Überreste der aus Urkunden reichlich bekannten St. Georgs-Kirche im Reppischtal. Die Kirche wird erstmals 1173 erwähnt, dann wieder 1347. Im Jahre 1370 gehört die St. Georgs-Kirche zur Pfarrei Dietikon. Nach der Reformation wurde St. Georg im Reppischtal aufgelassen. Der Bau ging in Privatbesitz über und wurde langsam zu einem Bauernhaus umgestaltet. Im Jahre 1936 wurde der östliche Teil dieses Bauernhauses abgebrochen und an dessen Stelle ein Neubau mit völlig anderem Grundriss erstellt. Dadurch zerstörte man leider die letzten Reste des rechteckigen Chores und der nördlich angebauten Sakristei. Heute ist nur mehr das Schiff erhalten. Es bildet den bergseitigen Altteil des Hauses Schulthess, während der talseitige Vorbau mit Küche, Stube und Schlafzimmer im Erdgeschoss später an die südliche Kirchenmauer angebaut wurde. Im Hinterhaus sind noch in der Ostwand der romanische Chorbogen, in der Südmauer ein romanisches Fenster sowie das Südportal und in der Westmauer, der ehemaligen Westfassade, das alte rundbogige Türgewände des Westportals erhalten geblieben. Im Sommer 1960 liess Prof. H. Suter die Kirchenreste in dankenswerter Weise durch eine Architekturklasse des Kantonalen Technikums in Winterthur vermessen, und im April 1961 konnten die Unterlagen zu den nun vorliegenden Bauaufnahmen ausgewertet werden.

Literatur: K. Heid, Die einstige Kirche St. Georg in Unter-Reppischtal, in: Zürcher Chronik 4/1959, S. 90 f.

WALLISELLEN (Bez. Bülach)

RIEDEN

Renovation des Riedener Turmes

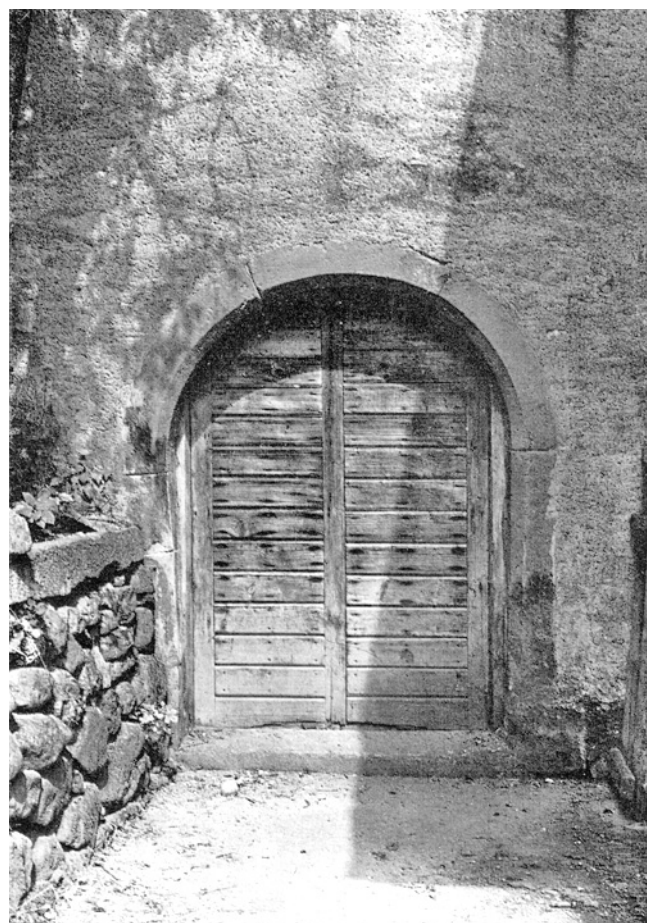
Projekt und Bauleitung: Daniel Bertin, dipl. Architekt SIA, Wallisellen.

Bauzeit : Sommer 1961.

Der Riedener Turm, auch «Chappeleturm» geheissen, ist das Wahrzeichen des Dorfes Rieden, das seit 1916 zur Gemeinde Wallisellen gehört. Der Turm wurde als Glockenturm 1866 gebaut und ist demnach nicht ein Überbleibsel der einstigen Nikolauskapelle, einer Filialkirche von Kloten, die nach der Reformation in ein Bauernhaus umgebaut wurde. Der Turm der so verbauten Kapelle, aus Holzfachwerk erstellt, hatte neben dem Bauernhaus Bräcker gestanden (Lindenstrasse 8). Da er baufällig geworden war, musste er um 1860 abgetragen werden. Er wurde durch den heutigen, steiner-

nen Turm ersetzt, der im Eigentum der Kirchgemeinde Wallisellen steht.

Wegen einer geplanten Verbreiterung der Riedenerstrasse war der Turm gefährdet. Nachdem sich dann aber die Kantonale Natur- und Heimatschutz-Kommission am 10. September 1959 im Sinne der Kirchenpflege für die Erhaltung des Riedener Turmes ausgesprochen und sich die Kirchgemeindeversammlung am 28. November 1960 für dessen Renovation entschieden hatte, konnte man 1961 ans Werk gehen: In erster Linie wurde der alte Verputz abgeschlagen. Hand in Hand damit wurden die Gewände der Fensteröffnungen herausgebrochen und neu versetzt, um die Breite der Gewände derjenigen der Spitzbogen anzupassen. Auch alle Sandsteineinfassungen wurden überarbeitet, das heisst geflächt. Endlich wurde ein neuer Verputz aus eingestampftem Weisskalk aufgetragen und alsdann mit dreimaligem Kalkfarbanstrich mit Magermilchzusatz versehen. Natürlich schenkte man auch dem Dach die notwendige Aufmerksamkeit und schuf eine neue Turmspitze mit einfacher Wetter-



Urdorf – Unterreppischtal. Ehemalige St. Georgs-Kirche, heute Haus Schulthess. Das Steingewände des einstigen Westportals der Kirche.



Wallisellen – Rieden. Riedenerstrasse:
Turm von 1866, aus Norden.

fahne. Ausserdem wurden die sämtlichen metallenen Abdeckungen wie Helmkappe, Eckgesimse und Ortsgangleisten in Kupfer erneuert und endlich die Dachwasserabfallrohre durch vier kupferne Wasserspeier ersetzt. Auch die Türe wurde einer Erneuerung unterzogen, das übrige Holz abgelaut und neu gestrichen. Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass man das ganze Uhrwerk revidieren und die alten Zifferblätter durch grössere – ebenfalls wieder mit römischen Zahlen ausgestattete – ersetzen liess. Auf die Anbringung eines Minutenzeigers wurde allerdings verzichtet.

Literatur: Kdm. Kt. Zürich, Bd. II, Basel 1943, S. 77; Ber. AGZ 1938/39, S. 20; Protokoll ZVH vom 20. Jan. 1938; Anzeiger von Wallisellen vom 30. Dez. 1948; ebd. vom 19. 12. 1958; Geschichte der Gemeinde Wallisellen, Wallisellen 1952, S. 50, 237 und 315.

WASTERKINGEN (Bez. Bülach)

Grosser oder Lochbrunnen von 1828

Im Jahre 1959 traf die Milchgenossenschaft Wasterkingen die letzten Vorbereitungen, um an der Stelle, wo seit 1828 der sogenannte Grosse oder Lochbrunnen stand, ein neues Milchlokal zu bauen. Der sehr verwahrloste Brunnen hätte für die Fundamente desselben verwertet werden sollen. Dabei handelt es sich um einen sehr ansprechenden Biedermeierbrunnen mit mächtigem Trog und reich profilierter, mit einer einfachen Vase bekrönter Brunnenstud, auf der seitwärts die Jahrzahl 1828 eingehauen ist.

Auf eine Meldung des Gemeindegutsverwalters Johann Spühler hin nahmen sich Zürcherische Vereinigung für Heimatschutz und Kanton des Brunnens an. Im Juli 1960 wurde der mächtige, aus einem einzigen grossen Sandsteinklotz gehauene Brunnentrog von 3,25 × 2,00 × 0,62 Meter lichter Weite aus dem sogenannten «Loch» gehoben und bei-

seite gestellt. Nachdem die Gemeindeversammlung vom 8. Februar 1961 einen entsprechenden Antrag des Gemeinderates genehmigt hatte, konnte der Brunnen unter Leitung von Architekt J. Schenkel aus Eglisau auf einer kleinen, anstelle eines Gärtchens geschaffenen Terrasse oberhalb des neuen Milchlokals wieder aufgestellt werden. Das neu geschaffene Brunnenplätzchen ist heute eine von gross und klein viel aufgesuchte Ruheecke im Hinterhof von Wasterkingen. Der Grosse Brunnen, der nur gereinigt, jedoch nicht überarbeitet wurde, steht heute unter kantonalem Schutz.

WETZIKON (Bez. Hinwil)

ROBENHAUSEN

FURTACKER

Mittelsteinzeitliche Siedlungsstelle

Im 1. Bericht ZD 1958/59 wurde über eine erste Ausgrabungskampagne in der mittelsteinzeitlichen Station Furtacker bei Robenhausen in der Gemeinde Wetzikon berichtet. Die bei dieser Gelegenheit in Aussicht gestellte zweite Ausgrabungskampagne konnte vom Schweizerischen Landesmuseum in der Zeit vom 4. April bis 5. Mai 1961 durch-

geführt werden. Die Leitung hatte Dr. Rene Wyss, Konservator der Prähistorischen Abteilung des Landesmuseums, inne, und ihm zur Seite standen wiederum Lehrer Fritz Hürlimann von Seegräben sowie weitere Herren vom Landesmuseum: G. Elmer als technischer Grabungsassistent und C. Geiser als Zeichner.

Im Anschluss an die Ausgrabung von 1959 wurden in westlicher Fortsetzung auf dem noch vorhandenen Moränenzug zwei Felder von insgesamt 128 Quadratmeter Fläche freigelegt. Es ging auch diesmal wieder um die Gewinnung weiterer Funde und vor allem auch weiterer Anhaltspunkte bezüglich Beschaffenheit der Holzlagen längs des Ufersaumes. Es galt vorab, festzustellen, ob die Hölzer auf natürliche Art und Weise an den Fundort gelangten oder durch Menschenhand.

Als Ergebnis hielt R. Wyss im 70. Jb SLMZ, S. 26, fest: Die schon früher festgestellte Lagerung von Grundschnellen in Form umgelegter Baumstämme unter quer darüber laufenden Holzriemen hat sich wiederholt. Sie sind an Ort und Stelle auf natürliche, unter Umständen auch auf künstliche Weise umgestürzt und haben im Wirtschaftsleben der Mesolithiker eine Rolle gespielt. Einzelne Baumtrümmern, aber auch ganze Stämme sind in geringer Höhe abgebrannt worden. Auch stellen sich Befunde ein, die auf eine Abarbei-



Wasterkingen – Der sogenannte Lochbrunnen von 1828 nach der Neuaufstellung von 1961.



Wetzikon – Robenhausen. Mesolithische Siedlungsstelle im Furtacker. Ausgrabungsfelder 1961. Ansicht aus Westen.

Wetzikon – Robenhausen. Mesolithische Siedlungsstelle im Furtacker. Eines der Ausgrabungsfelder mit den in der alten Uferzone abgelagerten Schwemmhölzern. Ansicht aus Osten.



tung des Ast- und Wurzelmaterials schliessen lassen. Eine Verwertung des Holzes zu Brenn- und Bauzwecken hat offensichtlich stattgefunden. Die Benützung der Stämme als Grundswellen scheint wahrscheinlich, steht aber bis zur wissenschaftlichen Auswertung der Grabung vorläufig noch zur Diskussion. Prof. Hch. Zoller von der Universität Basel hat Pollendiagramme entnommen und wird sich ausserdem mit der Bestimmung der Hölzer befassen. An der Basis der Kiesbank zeichnete sich seewärts sehr schön das alte Gehniveau in Form eines Sandstrandes ab. Die hier gemachten Funde, unter anderem viele quarzitisches Nuklei, gehören nur dem epipaläolithischen Kreis des Mittellandes an, während vereinzelte spätmesolithische Typen, beispielsweise ein Querschneider, nur im obersten Bereich der Fundschicht zutage traten. Unter dem Fundstoff fällt eine Reihe äusserst kräftiger, langer Klingenstichel auf, wie sie bisher praktisch nicht bekannt geworden sind aus dem Mesolithikum. Sie entstammen dem ältesten Horizont, aus der Kiesbank, und bestehen vorwiegend aus weissem Silex. In Vergesellschaftung mit diesen kamen immer wieder Messerchen mit gestumpftem Rücken zum Vorschein. Besonderer Erwähnung bedürfen mehrere Grabgeräte aus quarzitischem Gestein, unter anderem handpassliche Stücke mit äusserst groben Retuschen und ambossartige Steine mit intensiver Randbearbeitung. Erstmals stellten sich auch Funde aus organischer Substanz ein, so ein am einen Ende angebrannter und am gegenüberliegenden Ende schräg geschnittener Holzstab, ein Röhrenknochenfragment und ein Teil einer Hirschgeweihstange mit Schnittspuren. Aus der Fundstreuung lassen sich verschiedene Schlüsse ziehen. Im zweiten Feld dieser Grabung war eine auffallende Abnahme in der Funddichte festzustellen. Sie lässt hier das Ende der Hauptbesiedlungszone vermuten. Eine Veröffentlichung der beiden Grabungen ist vorgesehen.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.
Literatur: (R. Wyss) sub: Ausgrabungen, in: 70. JbSLMZ 1961, S. 25 f.

MEDIKON

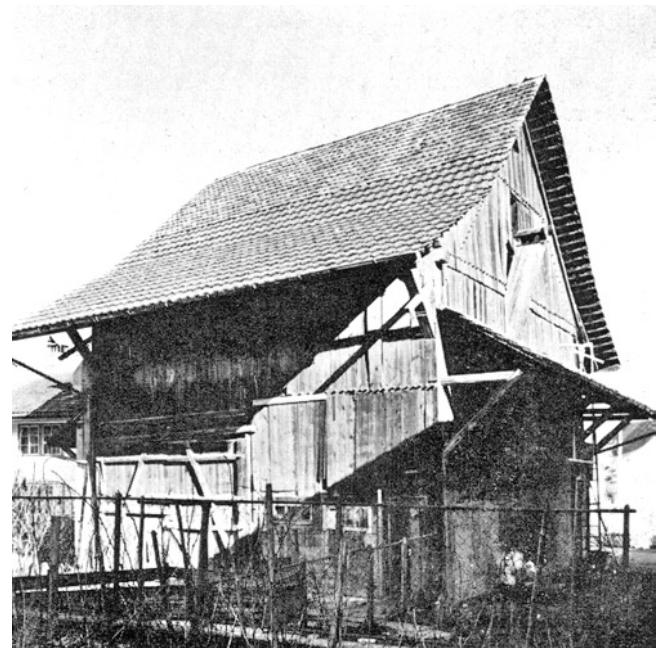
SANDBÜHL

Archäologische Sondierung (vgl. Beilage 1, 7)

Der Sandbühl liegt südlich Robenhausen-Stegen. Er bildet über Medikon gewissermassen eine Art Halbinsel, die von der Aa im Osten, Süden und Westen umflossen wird. Diese topographische Lage lässt den Sandbühl in einem besonderen Licht erscheinen. Dazu kommt, dass kaum 200 Meter nordöstlich im Areal der Spinnerei Schönau ein prächtiger Grabhügel in einer parkähnlichen Umgebung liegt, und vom Sandbühl selber sind Latène-Gräber bekannt, die bei Ausbeutung einer Sandgrube 1871 und 1911 zum Vorschein kamen.

Diese Umstände veranlassten die Antiquarische Gesellschaft Wetzikon 1961 in dankenswerter Weise, vorgängig einer geplanten Überbauung des Hügelsporns mittels ausgedehnter Sondierschnitte das Hügelplateau nach etwaigen weiteren Gräbern oder Siedlungsüberresten abzusuchen. Die Sondierungen wurden im Oktober 1961 durchgeführt. Insgesamt konnten 8 Schnitte von total 230 Meter Länge angelegt werden. Doch fanden sich weder Spuren von Gräbern noch von irgendwelcher Besiedlung. Vom archäologisch-denkmalflegerischen Standpunkt aus konnte deshalb das Gelände für die Überbauung freigegeben werden.

Literatur (zu den Gräbern): ASA 1890, S. 295; Katalog AGZ I, S. 211; JbSGU IV, 1911, S. 202.



Wila – Sogenannte Schmittenscheune von 1755. Zustand vor dem Umbau von 1961.

WILA (Bez. Pfäffikon)

Zerstörung der sogenannten Schmittenscheune von 1755

Im Frühjahr 1961 wurde die aus dem Jahr 1755 stammende sogenannte Schmittenscheune in ein Zweifamilienhaus umgebaut. Den in letzter Minute von der Zürcherischen Vereinigung für Heimatschutz unterbreiteten Vorschlag betreffend Erhaltung und eventuellen Kauf der noch gut erhaltenen, in vollständiger Holztechnik ohne jeden Eisennagel konstruierten Scheune lehnte der Bauherr kurzerhand ab. So ging dem Tösstal ein ganz wichtiges bäuerliches Bau-

denkmal mehr verloren. Immerhin kann ergänzend gesagt werden, dass die Dachkonstruktion und damit die beidseitigen Dachpfetten mit Sprüchen und Baudatum an Ort und Stelle erhalten wurden (vgl. Abb. S. 91).

WINKEL (Bez. Bülach)

SEEB

Römischer Gutshof

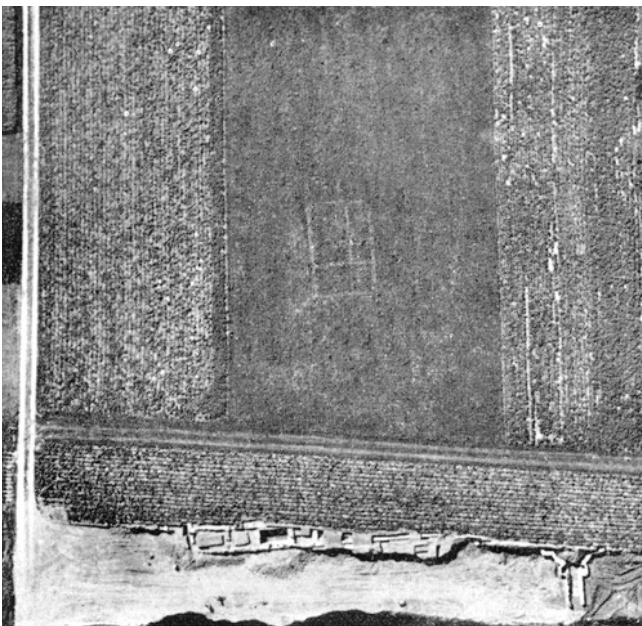
Im 1. Bericht ZD 1958/59 konnten wir S. 63 ff. über die Freilegung der anschliessend zerstörten Ruine eines Ökonomiegebäudes (Gebäude D) sowie über Sondierungen im Gebiet des sogenannten Römerwäldchens daselbst berichten. Die damals in Aussicht gestellten weiteren notwendig werden den Ausgrabungen mussten früher als damals vorgesehen in Angriff genommen werden.

Auf Grund einer Meldung von Friedensrichter A. Frey aus Bachenbülach berichtete am 27. Juni 1961 Lehrer Hermann Pfenninger aus Bülach, dass die Kiesgrube, derentwegen im Jahre 1958 die Gebäuderuine D hatte weichen müssen, weiter nach Süden ausgeweitet werde. Bereits sei man daran, in grosser Tiefe den Humus abzutragen. Dadurch seien Mörtel, Ziegel und Brandschutt zutage getreten. Er vermute, so

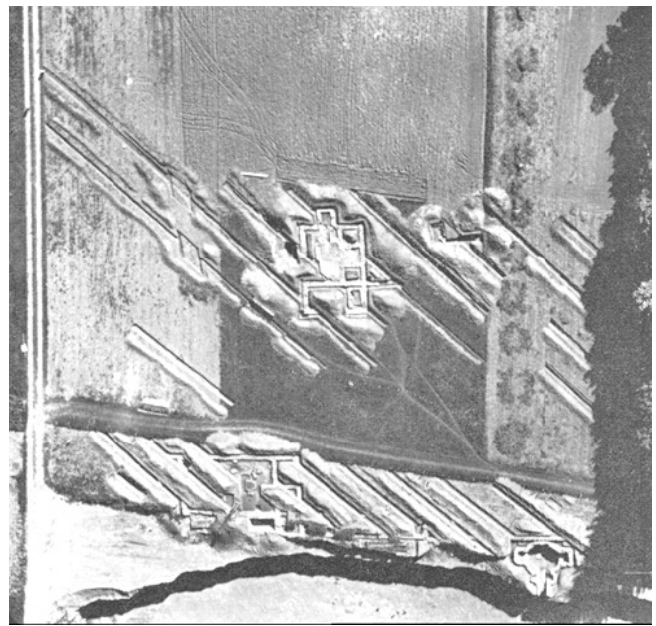
schloss Lehrer Pfenninger seinen Bericht, «man befinde sich im Bereich von weiteren Gebäuderesten».

Auf diese Meldung hin wurde am 30. Juni 1961 mit einer Rettungsgrabung begonnen. Sie dauerte bis 15. Juli 1961. Auf Grund dieser Arbeiten konnten die Mauerzüge der Gebäudereste E und F, einerseits ein Bau mit Keller, andererseits ein rundes Brunnenhaus mit Sodbrunnen, freigelegt werden. Zudem war es dank dem Entgegenkommen des Militärflugdienstes möglich, ebenfalls in Umrissen das Gebäude G in einem Luzernenacker zu fassen.

Schon bald zeigte es sich aber, dass mit einer kurzfristigen Rettungsgrabung den angeschnittenen Ruinen nicht beizukommen war. Da zudem auch der Kiesunternehmer, die Firma Rathgeb AG in Zürich, bereit war, den Kiesabbau an anderen Stellen der Grube zu betreiben, wurde auf die Oktoberferien 1961 eine grössere Ausgrabung vorbereitet. Als Träger dieses Unternehmens meldete sich spontan die Lesegesellschaft Bülach. Auf Anregung ihres Präsidenten, Lehrer Pfenninger, bildete sie eine Kommission «Römergut Seeb». Ihr gehörten an: Frau Dr. E. Ettlinger-Lachmann, Zürich; Pfarrer Dr. F. Büsser, Bülach; W. Egg, Bautechniker, Bülach; A. Frey, Kaufmann, Bachenbülach; O. Germann, Architekt, Zürich; H. Maag, Gemeinderat, Winkel. Als Präsident amtierte Lehrer H. Pfenninger. Dank dem Einsatz dieser Kommission konnte nicht nur innert nützlicher Frist das notwendige Geld vonseiten des Staates und Priva-

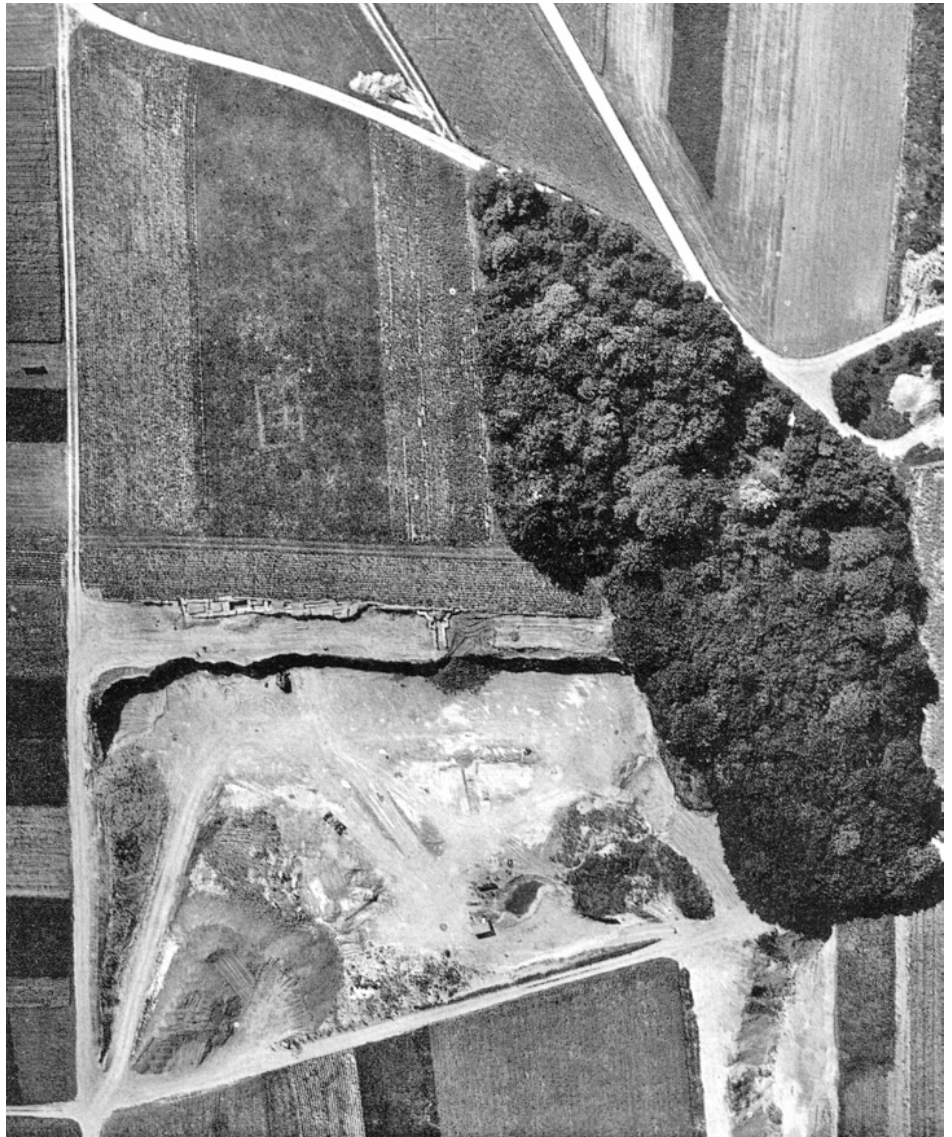


Winkel – Römischer Gutshof bei Seeb. Ausschnitt aus der Flugaufnahme auf Seite 93 vom Juli 1961: Rechts unten das angeschürfte Brunnenhaus, in der Mitte der Luzernenacker mit der sich abzeichnenden Ruine des Badgebäudes G.



Ausschnitt aus einer Flugaufnahme vom 6. Oktober 1961: Die in der vorangehenden Abbildung angeschnittenen und in der Bewachsung sich abzeichnenden Ruinen sind mittels paralleler Sondierschnitte freigelegt.

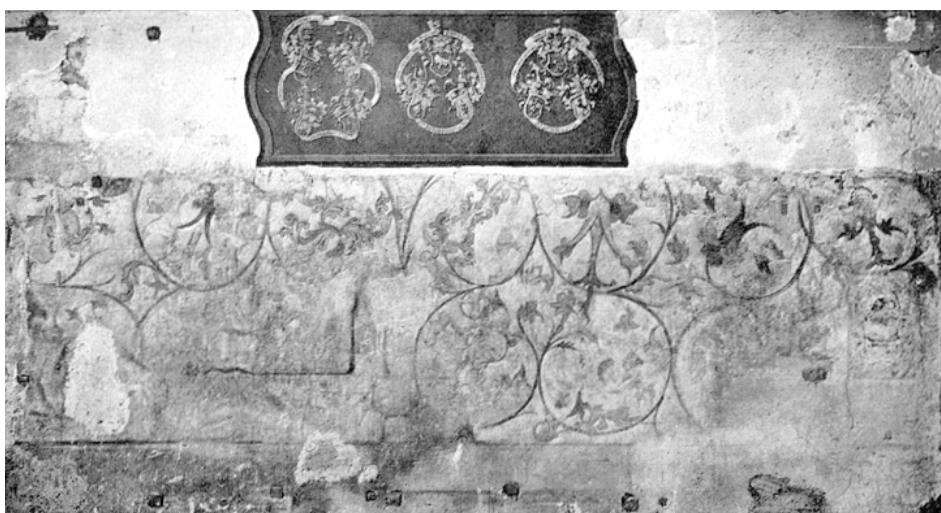
Winkel – Römischer Gutshof bei Seeb. Flugaufnahme der ganzen Anlage aus Nordwesten am 12. Juli 1961: rechts das sogenannte Römerwäldchen, links oben der sogenannte Römerbuck, in der Mitte der kanalartige Zugang zum Brunnenhaus, das erst zur Hälfte angeschnitten ist.



ter zusammengetragen, sondern darüber hinaus auch die Ausgrabung geplant werden. Diese dauerte dann vom 4. September bis 14. Oktober 1961. Sie wurde völlig auf die Freilegung der Gebäuderuinen E–G beschränkt. Angesichts der überraschenden Ergebnisse beschloss der Regierungsrat des Kantons Zürich, das ganze Gebiet des römischen Gutshofes in das Eigentum des Staates zu überführen und die wichtigsten Ruinen zu konservieren. Leider stellten sich in der Folge unvorhergesehene Schwierigkeiten ein, so dass man sich gezwungen sah, die weiteren Arbeiten auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Deshalb wurden vor Einbruch des Winters alle wichtigen Bauten und Bauteile mit Notdächern zugedeckt.

Da im Augenblick der Niederschrift dieses Berichtes die Notdächer noch immer nicht entfernt werden konnten, kann nichts Abschliessendes veröffentlicht werden. Wir hoffen dies im nächsten Bericht nachholen zu können, zumal sich zeigt, dass dannzumal auch gleich die Konservierung der wichtigsten Ruinen gemeldet werden kann.

Literatur: Ur-Schweiz 1961, S. 62 (Kurzbericht über das Brunnenhaus); NZZ vom 18. Juli und 11. Oktober 1961 (Nr. 2702 und 3755); Tages-Anzeiger vom 21. Oktober 1961; Die Tat vom 18. Oktober 1961; Zürcher Unterländer vom 17. Juli, 20. Juli, 23. August und 10. Oktober 1961.



Winterthur – Altstadt. Technikumstrasse 12. Haus zum «Winkel», abgebrochen 1960. Westwand im 1. Obergeschoss mit spätgotischen und barocken Malereien, diese von 1772 (siehe auch die Abbildungen S. 95 und 96).

WINTERTHUR (Bez. Winterthur)

ALTSTADT

TECHNIKUMSTRASSE 12

Abbruch des Hauses zum «Winkel»

Während des Abbruches des Hauses zum Winkel, Technikumstrasse 12, kamen Ende Juli 1960 bei Wegnahme eines Täfers an der nördlichen Feuerwand des zweiten Stockwerkes Wandmalereien zum Vorschein: in der unteren Wandpartie spätgotische, im oberen Teil der Wand, wo die spätgotischen – wohl über einem Täfer – weggeschlagen worden waren, Malereien des 18. Jahrhunderts.

Die *spätgotischen Malereien* waren auf die unteren zwei Drittel der Wand beschränkt und hafteten auf einer relativ feinen Verputzschicht. Sie zeigten ein lebendiges Rankenwerk, das, von einem zentralen Stengel ausgehend, links und rechts in mehrere Äste in der Vertikalen und Horizontalen sich verzweigend und ovale Voluten bildend, die ganze Wand überzogen hatte. Die Farbskala beschränkte sich auf schwarz, rot, gelb und grün. Die Malerei war noch auf einer Fläche von 5,60 Meter Länge und 2,20 Meter Höhe erhalten. Der obere Teil muss im 18. Jahrhundert weggehackt worden sein, als der untere, erhaltene Teil, mit einem Täfer überdeckt wurde.

Die *Malerei vom Jahre 1772* war auf eine relativ kleine Fläche in der über dem Täfer weissgetünchten Wand beschränkt. Sie zeigte ein oblonges Feld mit drei Wappengruppen. Das Feld war dunkelgrau, fast schwarz gehalten, das dem Rand folgende Abschlussband hellgrau. Die Wappengruppen wurden durch weisse Bänder zusammengehalten. Während die linke Gruppe vier Wappen enthielt, umfassten die beiden

andern Gruppen je drei. Die die Gruppen einfassenden Bänder zeigten folgende Aufschriften (vgl. Abb. S. 96) :

Linke Gruppe:

- Links oben: Hans Conradt Weinmann
- Rechts oben: Davidt Sulzer, Quartier Hauptmann
- Links unten: Andreas Sulzer
- Rechts unten: Hans Reinhardt
- Darunter: Der Zeit Zechnere 1772

Mittlere Gruppe:

- Oben: Hans Ulrich Hegner / Schultheiss z. Egli
- Links: Jacob Schellenberg Ferber
- Rechts: Elias Bidermann Schultheiss
- Darunter: Der Zeit Rechen Herren 1772

Rechte Gruppe:

- Oben: Heinrich Reinhart
- Links: Hans Jacob Sulzberger
- Rechts: Hans Georg Steiner
- Darunter: Der Zeit Meistere 1772

Es handelt sich hier um die Wappen der Weber- und Schmiedezunft, die 1622 vom alten Haus «Zum Sternen» am Markt (Marktgasse 36) in den Winkel am Holdertor übersiedelt war. Sie blieb daselbst bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1836.

Es war geplant, von den spätgotischen, um 1500 anzusetzenden Malereien Ausschnitte und das Feld mit den Wappengruppen von 1772 gesamthaft abzulösen und auf Leinwand zu übertragen. Leider konnte dieser Plan nicht mehr ausgeführt werden, weil infolge eines Missgeschickes die ganze Wand bei den weiteren Abbrucharbeiten auseinanderbarst.

Literatur (allgemein betr. Haus zum «Winkel»): Kdm. Kt. Zürich, Bd. VI, 1952, S. 113.

Fund eines Sodbrunnens

Am 8. Dezember 1960 entdeckte man bei Bauarbeiten in einem Holzschopf auf der Liegenschaft A. Klöti an der Gärtnerstrasse 21 einen 70 Zentimeter weiten und etwa 5 Meter tiefen, aus Kieselsteinen konstruierten Sodbrunnen. Die Firma Häring & Co. deckte den Sod auf Veranlassung der Stadt und im Einverständnis des Grundeigentümers A. Klöti so ein, dass er jederzeit von Schulen besichtigt werden kann.

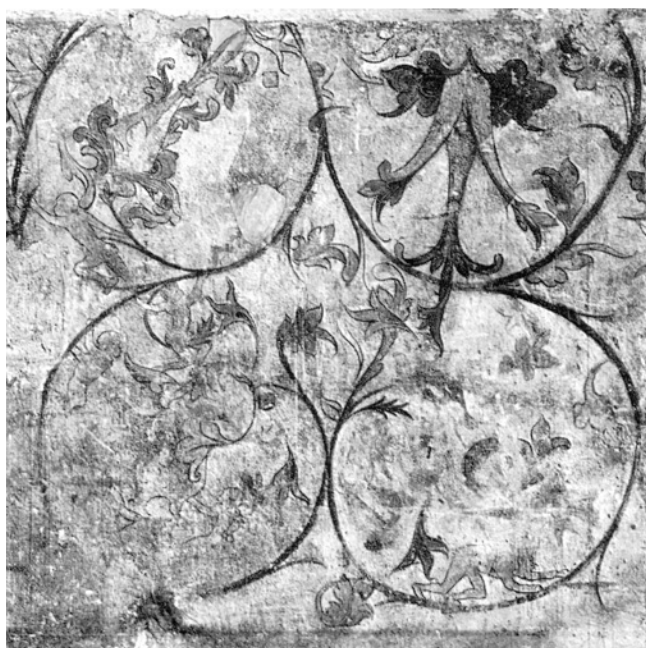
OBERWINTERTHUR

RÖMERSTRASSE 147/151

Sondierung nach römischen Bauresten (vgl. Beilage 2, 4 und 5)

Ehe mit dem Neubau Römerstrasse 147/151 begonnen wurde, konnte das Terrain dank dem Entgegenkommen des Grundeigentümers, der Firma Grossenbacher & Co. in Zürich, vom 3. bis 13. Juni und vom 3. bis 14. August 1961 gründlich untersucht werden. In die örtliche Leitung teilten sich abwechselungsweise Lehrer B. Bosshardt, Lehrer H. Schneider, beide Oberwinterthur, und stud. phil. II U. Briegel aus Zürich.

Es wurden insgesamt vier Sondierschnitte angelegt, die sich über das ganze künftige Baugebiet zwischen dem Haus zum «Frieden» und dem ehemaligen Restaurant zum «Frohsinn»



Winterthur – Altstadt. Technikumstrasse 12. Haus zum «Winkel», abgebrochen 1960. Detail der spätgotischen Wandmalereien. Etwa $\frac{1}{20}$ natürlicher Grösse. (Text s. S. 94)

zogen. Bei allen Schnitten lag der anstehende Lehm ungefähr 1,5 Meter unter der heutigen Oberfläche, und zwar sowohl in der Nähe der Römerstrasse als auch am nördlichen Ende. Darüber lagerte eine durchschnittlich 30 Zentimeter mächtige, dunkle, mit wenigen Keramikscherben und Ziegelfragmenten durchsetzte steinig-humose Schicht, der römische Horizont. Eine eigentliche Kulturschicht konnte jedoch nirgends gefasst werden. Einzig bei den Punkten 6 und 7 kamen Fragmente eines Topfes beziehungsweise viele Keramikscherben und Ziegelreste zum Vorschein. Sie lagen ebenfalls in der besagten humosen Schicht, der ehemaligen römischen Oberfläche.

An Funden konnten sichergestellt werden: Aus Sondierschnitt 1 (Südende) das Fragment eines Mühlsteins (Lagersteins) sowie aus der Gegend der beiden Skelette im Schnitt ein eiserner Reitersporn aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die im Heimatmuseum Lindengut in Winterthur aufbewahrt werden, aus den Schnitten 1–4 aber römische Keramikscherben und Leistenziegelfragmente, welche Frau E. Ettlinger folgendermassen zeitlich festlegt:

«Die frühesten datierbaren Scherben stammen aus tiberischer Zeit (14–37 n. Chr.). Das älteste Stück ist ein Fragment einer italischen Platte der Form «Haltern 2». Dem weiteren 1. Jahrhundert n. Chr. sind rund 20 Scherben zuweisbar, während etwa 7 dem 2. Jahrhundert angehören. Sigillata-Importe sind aus La Graufesenque, Lezoux und aus dem Elsass festzustellen. Der Bestand enthält wiederum sehr viel Nigra-Ware, wie sie für die Nordostschweiz sehr typisch ist. Vor allem auffällig sind Schultertöpfe mit mehreren Bändern von Rädchenmustern, wie sie zum Beispiel seinerzeit in einem Töpferofen in Kempraten gefunden wurden. Dazu kommen Töpfe mit plastischen Horizontalringen und glänzend schwarzem Überzug. Krüge sind relativ selten.»

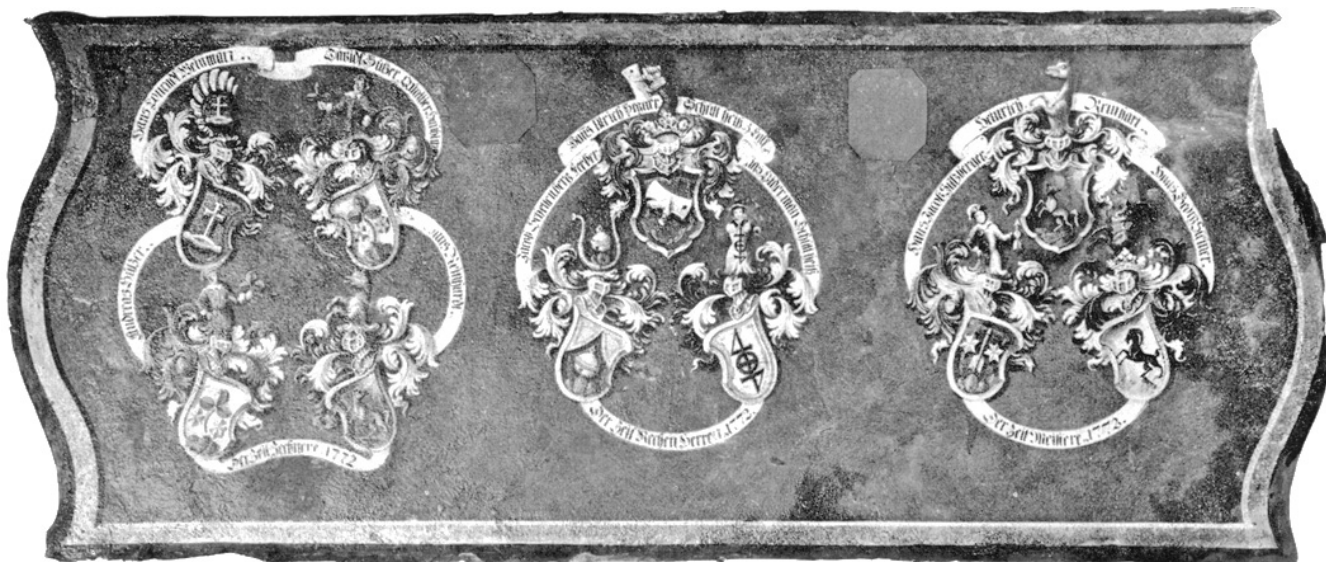
Am Nordende von Sondierschnitt 1 stiessen die Arbeiter auf Skelette beziehungsweise Skelettreste, von denen zwei näher beobachtet werden konnten. Sie waren langausgestreckt, dicht nebeneinander in die blosse anstehende Lehmerde beigesetzt und von Ost nach West orientiert. Nach dem Befund des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich handelte es sich um:

1. Skelettreste eines etwa 40 jährigen, wahrscheinlich männlichen Individuums (Skelett Nr. 2).
2. Skelettreste eines zweiten erwachsenen menschlichen Individuums (Skelett Nr. 1).

Weitere Skelette beziehungsweise Gräber kamen östlich der oben beschriebenen zum Vorschein, und zwar:

- bei Punkt 2: Skelettreste von mindestens zwei erwachsenen menschlichen, wahrscheinlich männlichen Individuen,
bei Punkt 3: Skelettreste eines erwachsenen, wahrscheinlich männlichen Individuums.

(Briefliche Mitteilung des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich [Direktion: Prof. Dr. Ad. H. Schultz] vom 17. Oktober 1961.)



Winterthur – Altstadt. Technikumstrasse 12. Haus zum «Winkel», abgebrochen 1960. Die barocke Wappenmalerei vom Jahre 1772. (Text s. S. 94).

Auf Grund von Auskünften der bisherigen Bewohner des Hauses zum «Frieden» konnte überdies Lehrer B. Bosshardt noch in Erfahrung bringen, dass beim Bau der Waschküche im Jahre 1903 ein Skelett (Punkt 4) und bei der Einrichtung eines Kohlenkellers um 1920 zwei Skelette (Punkt 5) zerstört worden seien.

Endlich muss noch der Vollständigkeit halber festgehalten werden, dass bei Punkt 8 nach Abbruch der Kegelbahn ein Sodbrunnen zum Vorschein kam. Er hatte eine lichte Weite von 90 Zentimetern, und er war noch 3,40 Meter tief. Über einer rund 50 Zentimeter tiefen wannenartigen Eintiefung am Fuss des Sods war noch die quadratische Fassung aus Holzbrettern von 90 × 90 Zentimeter lichter Weite erhalten. Darüber lagerte der aus Ackersteinen aufgeführte Zylinder. Unter diesen Steinen fand sich der Läufer einer römischen Handmühle.

Aufbewahrungsorte: Archäologische Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, und Heimatmuseum Lindengut, Winterthur. Anthropologische Funde: Anthropologisches Institut der Universität Zürich.

RÖMERSTRASSE 162

Römische Baureste (vgl. Beilage 2, 4 und 6)

Im April 1961 liess die kantonale Denkmalpflege die rechtzeitig gemeldeten Aushubarbeiten für die Erweiterung des Coiffeursalons von E. Frei, Römerstrasse 162, überwachen. Die Fundstelle liegt südlich angelehnt an die Römerstrasse

und rund 50 Meter westlich der Einmündung der Hohlandstrasse in jene. Man hoffte daher, klare Funde und Befunde für die Zeit des römischen Vicus des 1. und 2. Jahrhunderts zu erhalten. Entgegen aber diesen gehegten Erwartungen stellten sich keine überraschenden Ergebnisse ein. Nach Entfernung der noch unter der Humusdecke erhaltenen Überreste eines vormaligen Schweinestalles konnten mehrere gestörte, jedoch sozusagen fundarme, teils humose, teils sandig-lehmige Schichten gefunden werden. In 1,5 Meter Tiefe unter Bodenoberfläche liegt der anstehende Lehm. Einzig bei A und in der Südecke der geöffneten Baugrube liessen sich einerseits mehrere römische Keramikscherben und anderseits die untersten Elemente eines von Nordwesten nach Südosten streichenden römischen Mauerzuges fassen. Über dem Mauerfundament lagerte noch eine Kulturschicht aus der Zeit nach der Zerstörung.

Die von Frau E. Ettlinger untersuchte Keramik ergab folgendes Bild:

«Die Keramik zeigt die kleinteilige, gemischte Zusammensetzung von feinem Tafelgeschirr und einfacherer Gebrauchsware, wie sie für Siedlungs- (Abfall-) schichten charakteristisch ist. Die Sigillaten und die sonstige feinere Keramik ergaben folgende Zahlen an sicher datierbaren Stücken: Frühes 1. Jahrhundert n. Chr.: 8, mittleres 1. Jahrhundert: 10, spätes 1. Jahrhundert: 12. Allgemein ins 1. Jahrhundert zu weisen sind: 11, ins 2. Jahrhundert: 2–4. Die frühesten Stücke sind einheimische Sigillata-Imitationen, etwa um 20–30 n. Chr. zu datieren. Die Hauptmasse fällt ins mittlere und späte Jahrhundert, und mit absoluter Sicherheit aus dem 2. Jahrhundert stammen nur 2 kleine Scherben.

Die Sigillata-Importe kamen aus La Graufesenque und Bannassac in Südfrankreich, ein Stück aus dem Elsass. Die Gebrauchsware mit ziemlich vielen Nigra-Formen fügt sich zeitlich in den gleichen Rahmen.»

Nach dem Gesagten dürfte sich südwestlich der Baugrube beziehungsweise der Coiffeurladenerweiterung die Ruine eines römischen Gebäudes aus dem 1. Jahrhundert befinden, dessen nördlicher Teil unter der Römerstrasse verborgen liegt, und das sich südöstlich bis unter die Westpartie des Hauses Hohlandstrasse 2 erstrecken dürfte.

Aufbewahrungsort der Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

RÖMERSTRASSE 240 (*Schiltwiesen*)

Sondierung nach römischen Bauresten (vgl. Beilage 2, 4)

Im Frühjahr 1960 machte H. R. Wiedemer aus Winterthur auf das Bauvorhaben des Baukonsortiums Schiltwiesen in Oberwinterthur aufmerksam. Das Bauareal lag in unmittelbarer Nachbarschaft von Fundstellen, wo einerseits 1953 östlich der Römerstrasse und anderseits 1954 nordöstlich der Stadlerstrasse römische Brandgräber entdeckt worden waren. Deshalb war Vorsicht geboten. Der Baubeginn zog sich dann allerdings sehr lange hinaus, so dass die vorgesehenen Sondierschnitte erst im Frühjahr 1962 angelegt werden konnten.

Das zur Untersuchung freigegebene Baugelände wurde mittels 5 Schnitten allseits abgetastet. Es kamen aber nur wenig römische Streufunde, geringe Keramik- und Ziegelfragmente, zum Vorschein. Vorsichtshalber begnügten wir uns mit diesem Ergebnis nicht. Wir liessen vielmehr die anschliessenden Aushubarbeiten intensiv überwachen. Aber auch dabei waren nicht die geringsten Anzeichen von Gräbern bzw. von Bauresten aus römischer Zeit zu erkennen.

Aufbewahrungsort der Funde:
Heimatmuseum Lindengut, Winterthur.

RÖMERTORSTRASSE 24A

Sondierung nach römischen Bauresten (vgl. Beilage 2, 4)

Die anfangs Mai 1961 durchgeführten Planierungs- und Aushubarbeiten für das als Anbau an das schon bestehende Gebäude auf der Parzelle Versicherungs-Nr. 9486 projektierte Zweifamilienhaus wurden von der kantonalen Denkmalpflege beaufsichtigt. Es fand sich indessen nicht die geringste römische Spur.

SEENERSTRASSE 3 A–C

Sondierung nach römischen Bauresten (vgl. Beilage 2, 4)

Für die Neubauten Seenerstrasse 3 a–c wurden im Oktober 1960 umfangreiche Erdbewegungen durchgeführt. Sie wurden von Lehrer F. Hürlimann aus Seegräben überwacht. Es kam indes nicht der geringste römische Fund zum Vorschein.

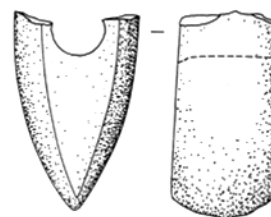
WÜLFLINGEN

BURGSTRASSE 109/OBERFELDSTRASSE 73

Fund einer jungsteinzeitlichen Lochaxt

Im Frühjahr 1960 entdeckte Bildhauer Karl Helfenstein, Oberfeldstrasse 73, beim Mähen in der Wiese zwischen Oberfeldstrasse 73 und Burgstrasse 109, wo einige Monate vorher ein Kanalisationsgraben gezogen worden war, das Fragment einer jungsteinzeitlichen Lochaxt aus Grünstein. Der Finder gab das Stück freundlicherweise in die kantonalen Sammlungen im Schweizerischen Landesmuseum.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

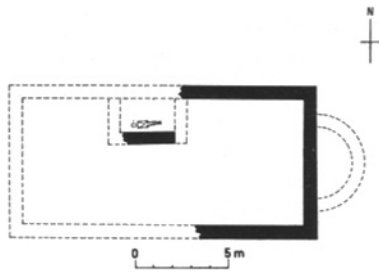


Winterthur – Wülflingen. Burgstrasse 109/Oberfeldstrasse 73. Lochaxtfragment aus Grünstein, um 1900 v.Chr. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

ZELL (Bez. Winterthur)

REFORMIERTE KIRCHE

Im 1. Bericht ZD 1958/59 konnten wir S. 72 und in Abb. 4 auf Beilage 8 unter anderem mit den Nummern 9 und 10 Skelettreste bezeichnen, über die wir uns im Text nicht näher äusserten. In der Zwischenzeit hat sich folgendes herausgestellt: Die Reste von Grab 9 waren zu spärlich, um sie näher beschreiben zu können. Dagegen konnten die Ober- und



Zell – Reformierte Kirche. Rekonstruktionsversuch der frühmittelalterlichen Kirche mit dem zugehörigen Grab.

Unterschenkelreste von Grab 10 – vom Oberkörper-Skelettteil war schon bei der Freilegung sozusagen kaum mehr etwas erhalten – durch das Physikalische Institut der Universität Bern einer C-14-Untersuchung unterzogen werden. Die Ergebnisse waren so ermunternd, dass wir uns nochmals kurz mit diesem Grab befassen müssen.

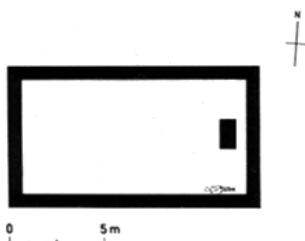
Wir schrieben am angezeigten Ort S. 72: «Hart nördlich eines Mauerstückes kamen unter einer kompakten horizontalen Tuffsteinlage die Überreste eines Skelettes zum Vorschein: Teile des Unterkörpers sowie wenige Arm- und Beinknochen. Offenbar war dieses Skelett bei Bauarbeiten arg in Mitleidenschaft gezogen, aus irgendwelchen Gründen darauf hin aber sogleich durch die (oben) erwähnte Tuffsteinplattenlage vor weiteren Eingriffen geschützt worden. Diese Sachlage rief der Vermutung, dass wir es hier mit besonderen Grabresten zu tun haben; und da alles darauf hindeutete, dass die Nordmauer der aus den erwähnten Mauerfragmenten zu rekonstruierenden Anlage offensichtlich nördlich dieses eigenartigen Grabes angelegt gewesen sein muss, schien es nicht abwegig, in den nachrömischen beziehungsweise vormittelalterlichen Mauerstücken die kärglichen Reste einer frühmittelalterlichen Kirche und in den spärlichen Skelettresten die Überbleibsel eines besonderen

Begräbnisses irgendeines geachteten Menschen zu erkennen. Es könnte sich entweder um den hier wohl einst in einer Zelle (Cella!) lebenden Einsiedler oder um den Stifter (?) der Kirche gehandelt haben. Die besondere Lage des Grabes und die ihm beim Bau der ersten sicher nachweisbaren mittelalterlichen Kirche erwiesene Aufmerksamkeit (Abdeckung der Knochenreste mittels kleiner Tuffsteinquadern) zwingen jedenfalls dazu, des Rätsels Lösung in dieser Richtung zu suchen.»

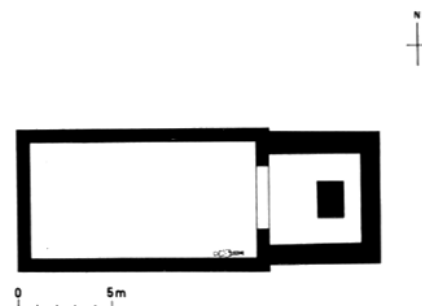
Aus diesen Gründen liessen wir diese Knochenreste unter Opferung der Substanz genauer untersuchen. Das konnte um so eher verantwortet werden, als von Skelett Nr. 9 nur noch wenige Teile vorhanden waren. Das Physikalische Institut der Universität Bern erstattete über die Untersuchungen mit Schreiben vom 18. Mai 1962 folgenden Bericht: Die Knochenreste sind um « 370 ± 240 Jahre n.Chr.» zu datieren. Der Physiker kam also auf einen unserem vermuteten Datum sehr nahen Termin. Das durch seine ganz besondere Anlage von allen andern Gräbern in Zell abstechende Grab Nr. 9 ist damit sozusagen zweifelsfrei ins Frühmittelalter, das heisst in das 6. bis 8. Jahrhundert zu datieren. Es ist daher nicht abwegig, diese Knochenreste als die sterblichen Überreste einer besonderen Persönlichkeit zu bezeichnen, wobei wir den Akzent doch eher auf Einsiedler oder Missionar als auf Stifter der ersten Kirche legen möchten.

Wie schon im 1. Bericht erwähnt, wurde dieses Grab durch alle Jahrhunderte bewahrt. Um dies eindrücklich zeigen zu können, liessen wir das Grab in alle Bauetappen der Kirche Zell einzeichnen. Die beigegebenen Abbildungen erübrigen weitere Darlegungen.

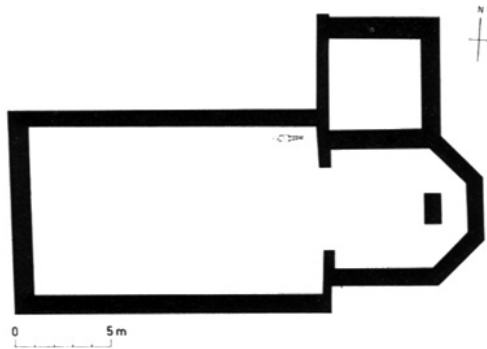
Im 1. Bericht ZD 1958/59 sind die archäologisch-bauanalytischen Untersuchungen des Jahres 1959 in der Kirche Zell auf S. 70 ff. eingehend beschrieben worden. Aus finanziellen Gründen wurde dabei auf die Reproduktion des sogenannten Steingerechten und des darauf basierenden Bauetappenplanes verzichtet, da einerseits der Steingerechte Plan eben-



Zell – Reformierte Kirche. Grundriss der Saalkirche des 9./10. Jahrhunderts mit dem frühmittelalterlichen Grab.



Zell – Reformierte Kirche. Grundriss der Kirche des 14. Jahrhunderts mit dem Turmchor beziehungsweise Chorturm und dem frühmittelalterlichen Grab.



Zell – Reformierte Kirche. Grundriss der heutigen, das heisst spätgotischen Kirche mit dem frühmittelalterlichen Grab.

falls wieder im Schnittplan und anderseits der Bauetappenplan im entsprechenden Bauetappen-Übersichtsplan S. 71 zur Darstellung kommen. Es hat sich nun aber in der Folge gezeigt, dass der auf S. 71 wiedergegebene Bauetappenplan nur eindeutig genug ist, wenn er mit dem Bauetappenplan verglichen werden kann, welcher unmittelbar über dem Steingerechten Plan gezeichnet wurde. Aus diesen Gründen fügen wir die aus Ersparnisgründen im 1. Bericht ZD 1958/59 nicht aufgeführten beiden Pläne auf Beilage II, 5 und 6, nachträglich noch ein.

LETTENBERG

HAUS ZUM «CHLOSCHTER»

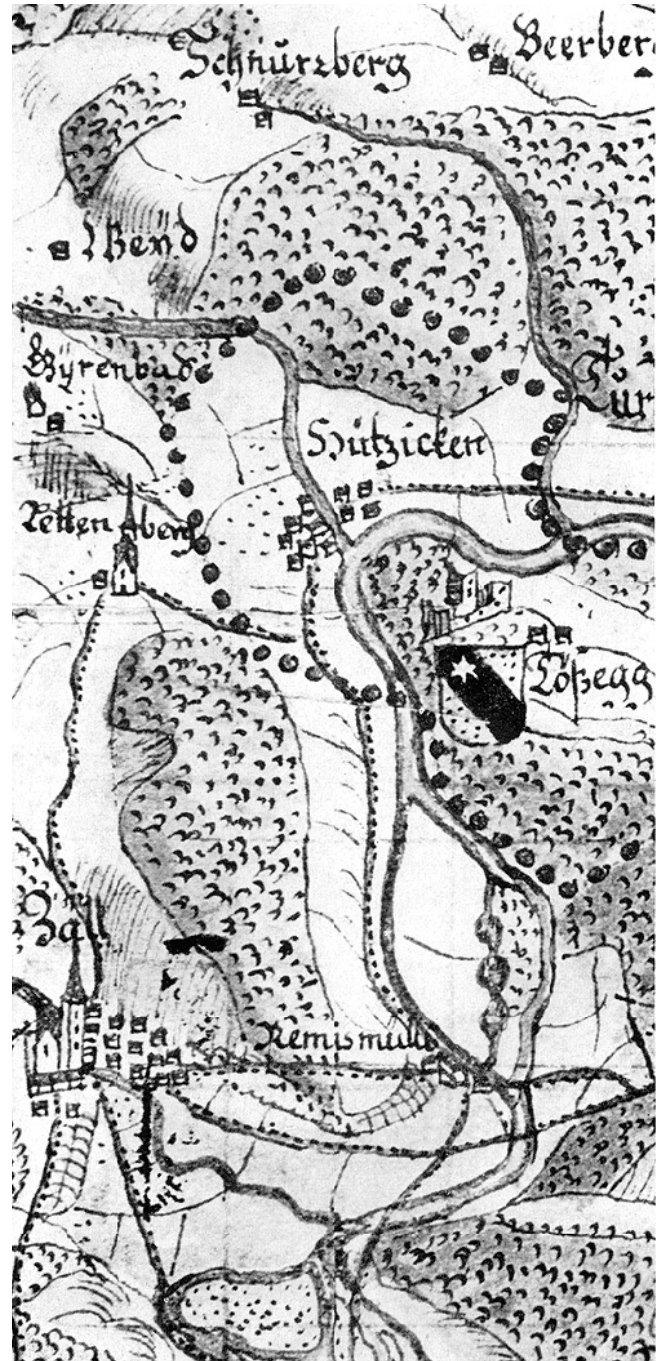
Ehemalige Filialkirche von Zell (vgl. Beilage 2, 3)

Anlässlich der Gesamtrestaurierung der Kirche Zell machte Pfarrer K. Schumacher von Zell auf das spätgotische Gewände mit Spitzbogen bei der Küchentüre im Haus zum «Chloschter» auf Lettenberg aufmerksam. Eine am 24. August 1959 durchgeführte Besichtigung führte zur Entdeckung einer völlig verbauten ehemaligen spätgotischen Kirche. Sie muss um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch bestanden haben, da sie Hans Conrad Gyger auf seiner Karte von 1667 noch aufführt. Aber weder im Staatsarchiv des Kantons Zürich noch im Stadtarchiv Winterthur sind urkundliche Berichte zu dieser Kirche vorhanden.

Das Haus zum «Chloschter», Assek.-Nr. 182 (Eigentümer Firma Boller, Winkler & Cie., Turbenthal), besteht aus einem Kernbau, dem Südflügel des heutigen Hauses, einem nördlichen Ausbau, der heutigen Strassenfront sowie aus einem Anbau im Osten, Assek.-Nr. 181 b (Eigentümer:

Zell – Lettenberg. Die ehemalige Filialkirche St. Oswald, eingezeichnet auf der Karte von Hans Konrad Gyger von 1667.

J. Menzi, Effretikon). Der älteste Teil dieses grossen Baukubus bildet zweifellos der südliche Kernbau. Er besteht aus einem Erdgeschoss aus massivem Mauerwerk und zwei Obergeschossen in Fachwerktechnik. Im Erdgeschoss sind untergebracht: Schlafzimmer, Stube und Küche. Westlich schliesst ein Schopfanbau an. Der Grundriss der beiden Wohnräume mit der Küche zusammen ist nichts anderes als die ehemalige Kirche. Es handelte sich um eine spätgotische





Zell – Lettenberg. Ehemalige Filiationkirche St. Oswald. Das heute als Küchentür verwendete ehemalige Westportal im Hause zum «Chloschter».

Anlage mit nicht eingezogenem Polygonalchor, deren Hauptportal in der Westfassade lag. Durch dieses ehemalige Hauptportal betritt man heute vom Schopf her die Küche, die zusammen mit der Stube die Grundfläche des Kirchenschiffes einnimmt, und das Schlafzimmer letzten Endes ist im ehemaligen Polygonalchor untergebracht. Hier vor allem sind die alten Mauern noch rund 3 Meter hoch erhalten, während dieselben sowohl in der Stuben- als auch in der Küchenregion offenbar nur noch bis zu den Fensterbänken reichen.

Von dieser bislang unbekannten Kirche wurden im Frühjahr 1960 Bauaufnahmen angefertigt, die ein deutlicheres Bild

vermitteln als jede Beschreibung (vgl. Beilage 2, 3). Wie eingangs erwähnt, wusste man bisher von dieser Kirche nur auf Grund der Abbildung auf der Gygerschen Karte. Nun entdeckte H. Kläui im Lexikon von J. J. Leu, XII. Teil, S. 85, folgende Angaben unter dem Stichwort Lettenberg:

«Ein Bauren-Hof auf der Höhe der Pfarr Zell in der Zürichischen Landvogtei Kyburg, daselbst vor diesem ein Capell gestanden seyn solle.» Dann fährt der Berichterstatter in seiner schriftlichen Mitteilung fort: «Diese Filiationkapelle der Pfarrkirche Zell wird tatsächlich 1360/70 im Liber Marcarum der Diözese Konstanz unter dem Dekanat Elgg-Frauenfeld erwähnt, indem es dort heisst: *Cella cum filia Lottenberg* (richtig: Lettenberg) «Zell mit der Tochter (kapelle) Lettenberg». – Am 5. Juni 1483 urkundete in Winterthur Hans Wipf, genannt Schuler, von Seuzach, Untervogt zu Kyburg, dass Heini Zugmann von Oberlangenhart (Zell) für sich und als Bevollmächtigter seiner Miteigentümer die Zehnten auf Garten (Zell) zwischen Schlatt und Lettenberg an den *Heiligen Oswald*, Patron der Kirche auf Lettenberg, um 11 rheinische Gulden verkauft habe. – Im Jahre 1543 erging ein Urteil des Kyburger Landvogtes, dass ein Teil der Einkünfte der (inzwischen profanierten) Kapelle auf dem Lettenberg der Pfarrkirche Zell gehören solle. Zeitlich tritt das Gotteshaus auf dem Lettenberg um die gleiche Epoche in Erscheinung wie zwei andere Sankt Oswald-Kapellen in der ehemaligen Grafschaft Kyburg: *Breite* bei Nürensdorf (Filiale von Kloten) und *Truttikon* (Filiale von St. Niklaus-Rheinau), die ebenfalls nach der Mitte des 14. Jahrhunderts bezeugt sind.»

Literatur: Liber Marcarum, Freiburger Diözesanarchiv, Bd. V, S. 75 ; Urkunden im Kirchenarchiv Zell (Freundliche Mitteilung von Dr. Hans Kläui, Winterthur).

RIKON

SOGENANNT «ZEHNTENSCHUNE»

(heute Fabrikantene Heinrich Kuhn AG)

Restaurierung

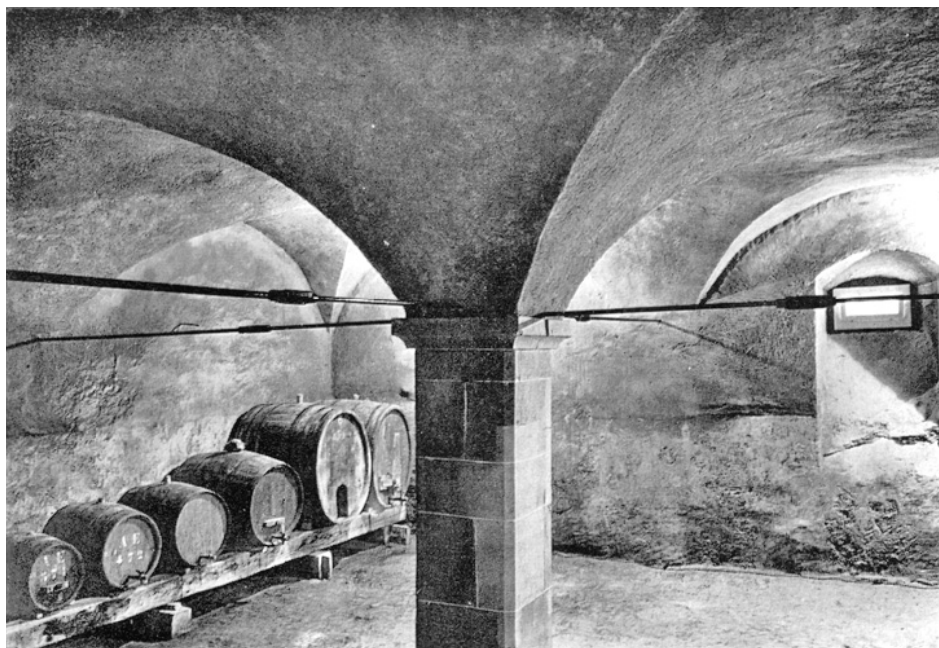
Projekt und Bauleitung: Zweifel und Strickler, dipl. Architekten SIA, Zürich.

Bauzeit: Juli 1960 bis September 1961.

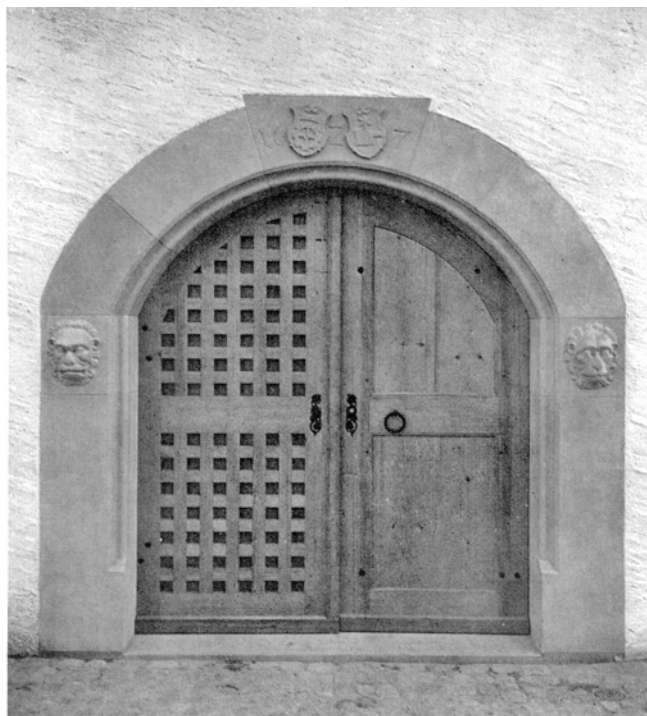
Die sogenannte «Zehntenscheune» in Rikon, die heutige Fabrikantene der Heinrich Kuhn Metallwarenfabrik AG, Rikon, diente einst als Keller- und Speichergebäude der ehemaligen Mühle Rikon.

Der Historiker Hans Kläui in Winterthur ging anlässlich der Restaurierung in den Jahren 1960/61 der interessanten Geschichte der Mühle Rikon und damit auch dieses Baues nach. Aus seiner einprägsamen Darstellung seien hier folgende

Zell – Rikon. Sogenannte «Zehntenscheune». Der Keller nach der Restaurierung 1960/61.



Daten auszugsweise festgehalten: Die sogenannte «Zehntenscheune» wurde 1627 von dem mit Elisabeth Diggelmann verheirateten und 1637 verstorbenen Lienhart Müller erbaut (Baujahr und Allianzwappen Müller und Diggelmann im Schlussstein des Kellerportals). – Ein weiteres Datum findet sich auf der Wetterfahne: 1762, daneben auf der einen



Seite der Fahne die Initialen HHE und auf der andern die Buchstaben HRE. Offensichtlich haben einerseits Hans Heinrich Egg, Müller, Hauptmann und Kirchenpfleger, und anderseits Hans Rudolf Egg, Landwirt und Untervogt, Söhne des Hans Heinrich Egg-Manz, des 1757 verstorbenen Alleinbesizers des Mühle- und Bauernbetriebes Rikon, mit dieser beschrifteten Wetterfahne der Nachwelt eine Reparaturarbeit am Gebäude überliefern wollen. – Endlich ist auch die Erweiterung nach Osten hin datiert. Am dortigen Türsturz finden sich eingeschnitzt die Initialen HI E und die Jahreszahl 1795. Nach diesen Angaben muss dieser Bauteil von Hans Jakob Egg (-Furrer), Hauptmann und Kirchenpfleger, im Jahre 1795 erstellt worden sein, dem gleichen Mann, der mit einem Teilverkauf des alten Mühlenbesitzes im Jahre 1817 an Rudolf Bleuler zwecks Gründung einer Spinnerei die Auflösung des alten zusammengehörigen Grundbesitzes um die Mühle Rikon überhaupt einleitete. Denn von da ab, das heisst genauer vom Jahre 1819 ab, wechselte die Mühle und dann auch die sogenannte «Zehntenscheune» mehrmals den Besitzer, bis auch letztere wieder 1954 dem gleichen Eigentümer wie die Mühle Jahre vorher zukam, der Firma Heinrich Kuhn, Metallwarenfabrik AG, Rikon.

Als die sogenannte «Zehntenscheune» 1954 gewissermassen wieder zur – inzwischen längst umgebauten – Mühle geschlagen wurde, sah sie sehr mitgenommen aus. Das gilt in erster Linie vom hölzernen Oberbau, während der grosse

Zell – Rikon. Sogenannte «Zehntenscheune». Das rekonstruierte Kellerportal.



Zell – Rikon. Sogenannte «Zehntenscheune». Zustand vor der Restaurierung von 1960/61.

Keller mit dem mächtigen zentralen Sandsteinpfeiler und den weiten Tonnengewölben wohl da und dort Risse aufwies, aber sonst geradezu zu einer Instandstellung einlud. Eigentlich zerstört war indes auch das Kellerportal, doch waren die wichtigsten Elemente, der Schlussstein und die beiden löwenkopfverzierten Kämpfer, noch vorhanden. Sie waren allerdings sehr stark verwittert und anlässlich der Konstruktion eines dauerhaften, daher betonierten Gewändes völlig sinnlos um das Kellerportal herum gruppiert worden.

Es ist darum nur zu gut verständlich, dass die Eigentümer 1959, als sie an die Planung einer Fabrikantenne herantraten, nicht in erster Linie überlegten, wie die damals wirklich verlotterte «Zehntenscheune» in ein modernes Mehrzweckgebäude umgeformt werden könnte. So wäre trotz Befürwortung einer Wiederinstandstellung durch Denkmalpflege und Heimatschutz aus finanziellen Gründen fast in letzter Minute die «Zehntenscheune» ihrem Schicksal überlassen worden, das heisst sie hätte in wenigen Jahren wegen Bau-fälligkeit unwiderruflich abgebrochen werden müssen. Glücklicherweise aber hatten die Herren Henri und Jacques Kuhn als Fachberater die Architekten Zweifel und Strickler aus Zürich zugezogen. In Zusammenarbeit einerseits mit den Bauherren und anderseits mit der Denkmalpflege gelang es diesen, ein Projekt zu entwerfen, nach welchem aus dem ehemaligen Vorratsgebäude der Mühle Rikon eine moderne Fabrikantenne geschaffen werden konnte:

Der grosse Keller wurde grundsätzlich beibehalten, doch bedurfte das Gewölbe besonderer Sicherungsvorkehren ge-

gen Senkungen und Bergdruck. So mussten Zugstangen eingebaut werden. Als weitere Massnahme wurde über dem Kellergewölbe eine armierte Betonplatte ausgegossen, welche auch zur Konsolidierung des Mauerwerkes beitrug. Ausserdem wurde das Bollenpflaster im Boden ausgebessert und der Verputz erneuert.

Der Wasserdruck des hintern Hanges, die aufsteigende Feuchtigkeit im alten Mauerwerk und die Dachschäden hatten dem Holzwerk so stark zugesetzt, dass der hölzerne Teil abgebrochen, neu abgebunden und wieder aufgerichtet werden musste. Die Holzkonstruktion wurde im inneren Aufbau der neuen Zweckbestimmung angepasst, doch die äusseren Gebäudepartien führte man im Sinne des alten Bestandes nach genauen Bauaufnahmen aus: So steht der alte Dachstock heute wieder in seiner alten Form da, und die Pfettenköpfe und Büge sind aufs genaueste kopiert. Der alte morsche Dachreiter lag ebenfalls auf dem Werkplatz, um die alten Zimmermannsverbindungen abmessen zu können, welche auf diese Weise wieder einmal zu Ehren kamen. Die kupferne, durchlöchernde Wetterfahne konnte in der Werkstätte der Bauherren nach dem alten Muster kopiert, nach den auf dem durchlöchernten Original vorhandenen Farbspuren neu bemalt und auf der handgeschmiedeten, alten Stange wieder montiert werden.

Eine kleine Änderung am Äusseren war leider nicht zu umgehen. Vor allem musste für die Belichtung der Kantine entsprechend den vorhandenen Fenstern eine Fensterreihe eingebaut werden. Für Grösse und Anordnung der neuen Fenster boten die alten Öffnungen gute Anhaltspunkte.

Zell – Rikon. Sogenannte «Zehntenscheune». Zustand nach der Restaurierung von 1960/61.



Der Eingang des Anbaues von 1795 wurde zum Haupteingang. Das alte eichene Türgericht mit der Inschrift konnte belassen werden. Die zweiflügelige äussere gestemmte Brettertüre wurde in Eichenholz kopiert, und die Beschläge mussten teilweise neu geschmiedet werden. Auf der Innenseite ist für den täglichen Gebrauch eine Glastüre angeschlagen, um so auch der dahinterliegenden Garderobe Licht zuzuführen.

Von hier erreicht man über eine breite, schieferbedeckte Treppe einen behaglichen Sitzplatz und anschliessend einen weiten, hellen und bis unter den sehr gut isolierten Dachstuhl hochreichenden Mehrzweckraum als Kantine, für Vortragsabende, Versammlungen und Festanlässe. Denn bergwärts anschliessend ist eine raffiniert durchdachte, zugleich

als Demonstrationsraum für die hauptsächlich Kochgeräte fabrizierende Eigentümerfirma eingerichtete weiträumige Küche untergebracht, von der aus zusätzlich noch ein kleiner Sitzungsraum bedient werden kann.

Bei der Finanzierung half der Kanton mit einer mehr moralischen Geste nach, was die Eigentümerfirma dann veranlasste, die aus der einstigen «abbruchreifen» sogenannten «Zehntenscheune» neu geschaffene Fabrikantene unter kantonalen Schutz stellen zu lassen.

Literatur: H. Kläui, Die Geschichte der Mühle Rikon, in: Die Mühle Rikon an der Töss und ihre Besitzer. Zur Restaurierung eines Nebengebäudes (Denkschrift zur Einweihung am 18. November 1961). Winterthur 1961.

STADT ZÜRICH

ALLGEMEINES

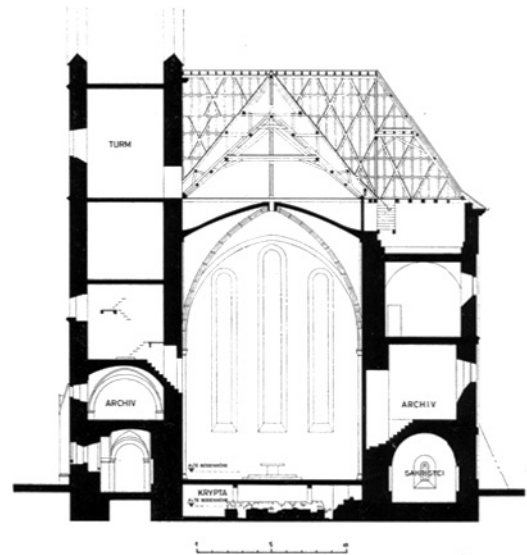
Die Liste der schützenswerten Bauten des Altstadtgebietes wurde in den Berichtsjahren durch die Eintragung der Baudenkmäler der Aussenquartiere ergänzt.

Eine Denkmalschutzverordnung für das ganze Stadtgebiet und Bauvorschriften für die Altstadt konnten von der Kommission für Denkmalpflege, von Stadt- und Gemeinderat verabschiedet und am 6. November 1962 durch Regierungsratsbeschluss in Kraft gesetzt werden.

ALTSTADT (Kreis I)

FRAUMÜNSTER

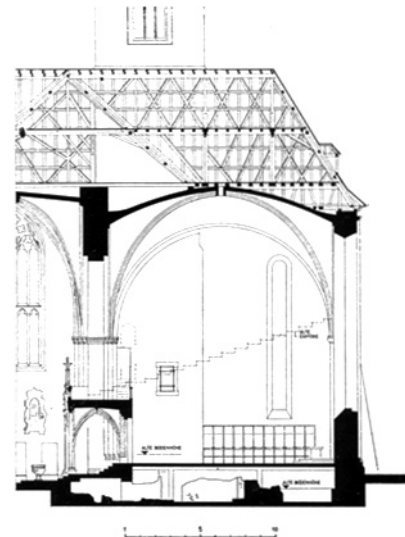
Die beiden Denkmalpfleger wirkten in der Baukommission (neben den Experten der Eidgenössischen Kommission) bei der Restaurierung und Gestaltung des Chores mit. Im Hinblick auf die Frage der Erhaltung des Lettners untersuchte P. Kläui den Bestand. Er kam zum Schluss, dass der Lettner zu 80 Prozent aus originalen Werkstücken besteht, wobei



Fraumünster. Querschnitt durch den Chor nach der Restaurierung, 1 : 500.



Fraumünster. Grundriss des Chores nach der Restaurierung 1 : 500.



Fraumünster. Längsschnitt durch den Chor nach der Restaurierung, 1 : 500.

die Gewölberippen zu einem grösseren Teil neu sind. Viele originale Stücke sind mit Steinmetzzeichen gekennzeichnet. Im Zusammenhang mit der Tieferlegung des Kryptaraumes konnte Platz für die Aufstellung der bisher in Krypta und Südturm aufbewahrten Steinfragmente geschaffen werden. Sie wurden für die geplante Aufstellung registriert. P. K.

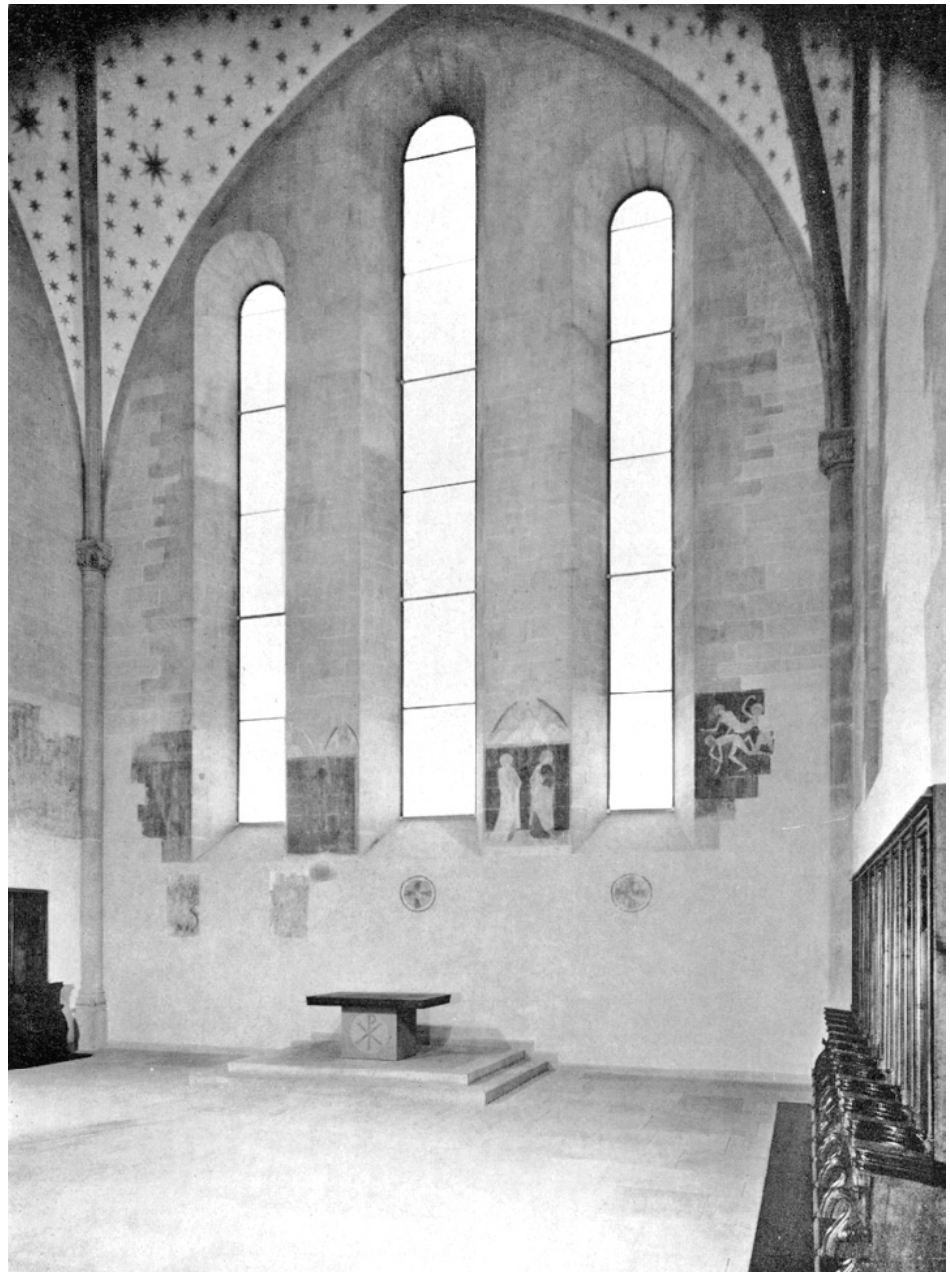
CHOR IM FRAUMÜNSTER

Restaurierung 1961/62

Das heute überlieferte Chorhaus wurde in den Jahren 1250 bis 1270 gebaut, der untere Teil unter der Äbtissin Judenta

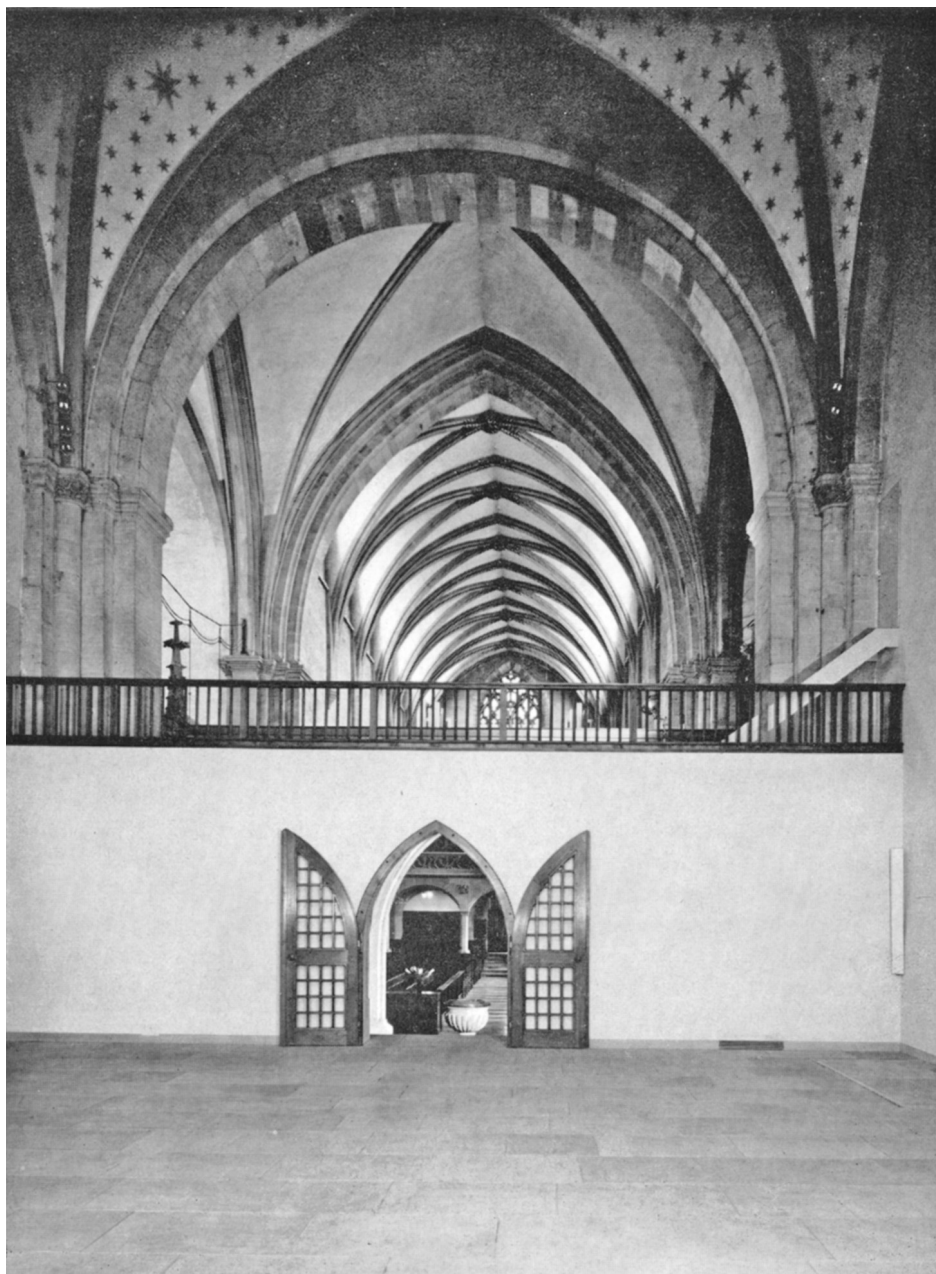
von Hagenbuch, während Mechtild von Wunnenberg den Bau zu Ende führte. Die Ausmalung dürfte unter Elisabeth von Wetzikon entstanden sein. Es war der Anfang einer Gesamterneuerung des Fraumünsters von Ost nach West, die mit grosser Gesinnung mit dem mächtigen Chor begonnen wurde.

Seit der Aufhebung des Klosters im Jahre 1524, als die letzte Äbtissin, Katharina von Zimmern, «alle Güter und Rechte, Freiheiten und Herrlichkeiten, Briefe und Gülden, welche die Abtei bisher besessen», dem Rate von Zürich übergeben hat, hat das Gebäude manche Benützungsart erlebt, die stets



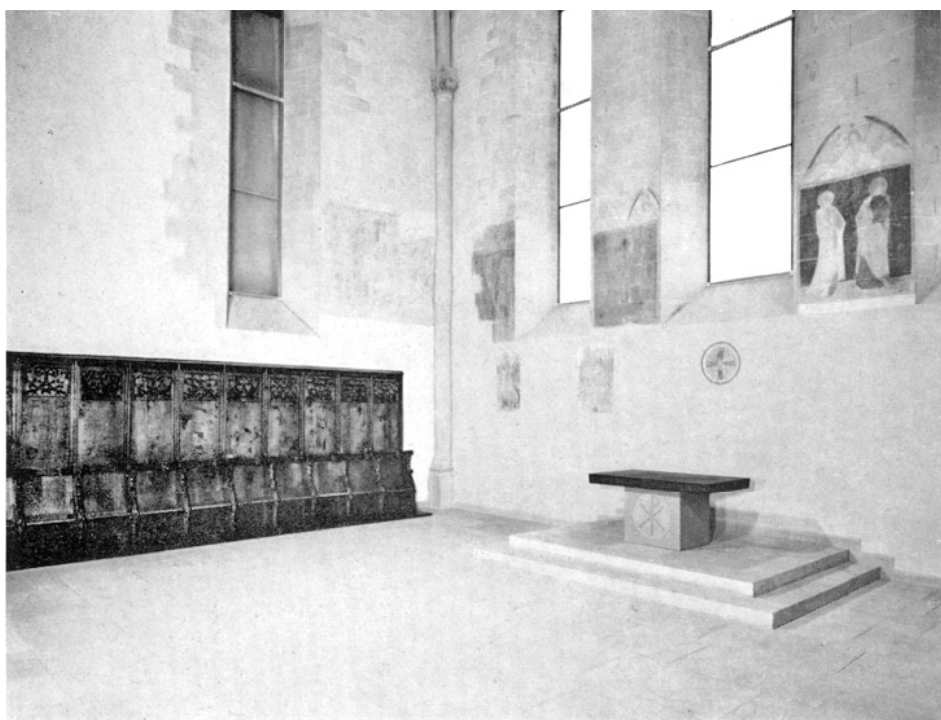
Fraumünster. Chor nach der Restaurierung 1961/62.

Fraumünster. Blick vom Chor gegen Lettnerrückwand und Schiff.



auch diverse Einbauten von Emporen und Bodenänderungen zur Folge hatten. Eine ganz schlimme Verunstaltung war der Einbau einer Sängereмпore in den Chor im Jahre 1835 für ein kantonales Sängerfest! Sie nahm deren ganze Grundrissfläche ein, vom Lettner schräg ansteigend bis über die Kapitelle der Eckdienste an der Ostwand. Eine für die Raumwirkung höchst bedauerliche Zutat, die sich aber der praktischen Vorteile wegen fast 130 Jahre zu behaupten vermochte. Unter diese Empore wurde im Jahre 1901 noch ein in spätgotischem Stil gehaltenes Unterrichtszimmer mit Garderobeumgang eingebaut.

Die umfassende Innenrenovation und der Ausbruch dieser Zweckbauten zeigte erst wieder die einfache und grossräumige Architektur des Chores. Das Rippengewölbe mit einer Scheitelhöhe von 18 Metern über dem rechteckigen Grundriss von 12 x 15 Metern ist wieder zur vollen Geltung gekommen, und die hinter den Garderobewänden versteckten Fresken sind ihrer Bedeutung entsprechend wieder freigelegt. Der viel zu hoch gelegene Fussboden aus Holzgebälk und Parkett wurde durch eine Betondecke und einen Belag mit grossen Sandsteinplatten ersetzt. Leider waren keine Anhaltspunkte der alten Bodenhöhe festzustellen, massge-



Fraumünster. Chorgestühl vom Ende des 15. Jahrhunderts und neuer Abendmahlstisch von Franz Fischer.

bend waren die Angaben von J. Zemp. Um die Höhe der Bodenabsenkung von 85 Zentimetern wurde auch der Boden unter dem Chor tiefer gesetzt. Die Baureste der früheren Chorbauten und der Krypta sind dadurch besser zugänglich, und der damit gewonnene Raum dient für die Ausstellung diverser Steinfragmente. Mit den Plänen von Prof. Dr. E. Vogt sollen auch die Resultate seiner Grabungen dargestellt werden.

Die teilweise für Wasserleitungen, elektrische Leitungen und Einbauschränke zerstörten Eckdienste und Eckquader wurden in Sandstein erneuert und das Sichtquadermauerwerk um die Fenster von Übertünchungen gereinigt. Die verputzten Wandflächen waren teilweise mit Quadrierung übermalt; in dieser Art ist die ganze Fenstergruppe zusammengefasst. Die Fenster sind vorläufig mit gewöhnlichem Glas verglast und gegen Blendung mattiert. Der Verputz am Gewölbe war zum grossen Teil gerissen und hohl, er drohte herunterzufallen; soweit nötig, wurde er erneuert. Das Gewölbe ist in Tuffstein gemauert und die Rippen daruntergelegt. Die auf weissem Grund gemalten kleinen roten und blauen sechszackigen und grösseren eingefassten achtzackigen Sterne wurden wieder ergänzt. Glücklicherweise waren die Rundmedaillen mit den Evangelistensymbolen in gutem Zustande. Diese sind eine ikonographische Seltenheit. Die Körper der Halbfiguren sind als Engel dargestellt, die ein Schriftband halten; nur die Köpfe zeigen Tiergestalt. Die Bemalung der Rundmedaillen, des Schlusssteines und der bereits früher entdeckten Wandbilder wurden von

Herrn P. Boissonnas auf die ursprüngliche Farbe gereinigt. Leider wurden keine weiteren Bilder gefunden. Nur einige klägliche Farbreste geben einen Hinweis von der ehemals umfassenden Ausmalung des Chores.

Das alte Chorgestühl erhielt wieder seinen ursprünglichen Platz, nachdem es über 60 Jahre im Seitenschiff eingebaut war. Die fehlenden Sitze wurden in gleicher Art ergänzt. Mit einer freien Bestuhlung und einem neuen Abendmahlstisch von Bildhauer Franz Fischer kann der Raum in einzigartiger Weise wieder dem Gottesdienst dienen. Es ist ein idealer sakraler Raum für Abendmahlsfeiern, kleinere Trauungen, Abdankungen und andere kirchliche Versammlungen.

R. Fässler

AUGUSTINERKIRCHE

Als Depositum der Stadt Zürich wurde im südlichen Seitenschiff der Augustinerkirche ein Fresko angebracht, das beim Abbruch des Hauses Rindermarkt 20 / Leuengasse 17 im Jahre 1953 abgenommen und seither im Kunsthaus eingelagert war.

Das Bild, Sankt Christophorus darstellend, wurde vorgängig der Wiederverwendung durch Karl Haaga, Rorschach, restauriert.

R.W.

Augustinerkirche. In die Kirche übertragenes Fresko aus dem Haus Rindermarkt 20/Leuengasse 17, St. Christophorus, 15. Jahrhundert.

→



BARFÜSSERKLOSTER (OBMANNANT); KREUZGANG

Bauleitung: Kantonales Hochbauamt.
Bauzeit: September – November 1960

In Weiterführung der im 1. Bericht ZD für 1959 gemeldeten Wiederinstandstellung des Kreuzganges des ehemaligen Barfüsserklosters im Obmannamt wurden im Frühjahr 1960 im Südflügel 8 Arkadenfenster kopiert und 4 weitere renoviert. Dabei wurde ganz besonderes Gewicht auf die Form der Profile am Sockel und an den Gewänden sowie auf die Oberflächenbearbeitung gelegt. W. D.

AUGUSTINERGASSE

In den Jahren 1956 bis 1962 sind die drei Häuser Augustinergasse Nr. 25 «zum untern Kürass» (Restaurant «Augustiner»), Nr. 19 «zum obern Kürass» und Nr. 17 «zur Harfe» vollständig erneuert worden. Mit Ausnahme einiger Änderungen an den Schaufensterfronten blieben Fassaden und Dächer der drei Häuser erhalten und wurden samt den charakteristischen Erkern sorgfältig restauriert. In der Farbgebung wurde die seinerzeitige Konzeption «Farbige Stadt 1928» beibehalten. Funde und erhaltenswerte Teile traten einzig im Hause «zum obern Kürass» zutage. Im ersten Stock (Nordzimmer) kamen an der westlichen Brandmauer Reste einer Inschrift in Fraktur, die mit Ranken umgeben war, zum Vorschein. Es handelte sich, wie aus dem noch lesbaren «Christ» zu schliessen war, um einen religiösen Spruch. Im zweiten Stock zeigte ein rückwärtiges Zimmer

eine mit Rautenmuster stuckierte Balkendecke, die vom Umbau von 1676 stammen dürfte. Darunter kam ornamentale Rankenmalerei mit einem Mittelmedaillon in vorwiegend hellblauer Farbe zum Vorschein. Die Kassettendecke des Erkerzimmers (das Wandgetäfer war schon vor dem Umbau nicht mehr vorhanden) wurde ergänzt und restauriert.

R.W. / P. K.

FROSCHAUGASSE 20, 22, 24

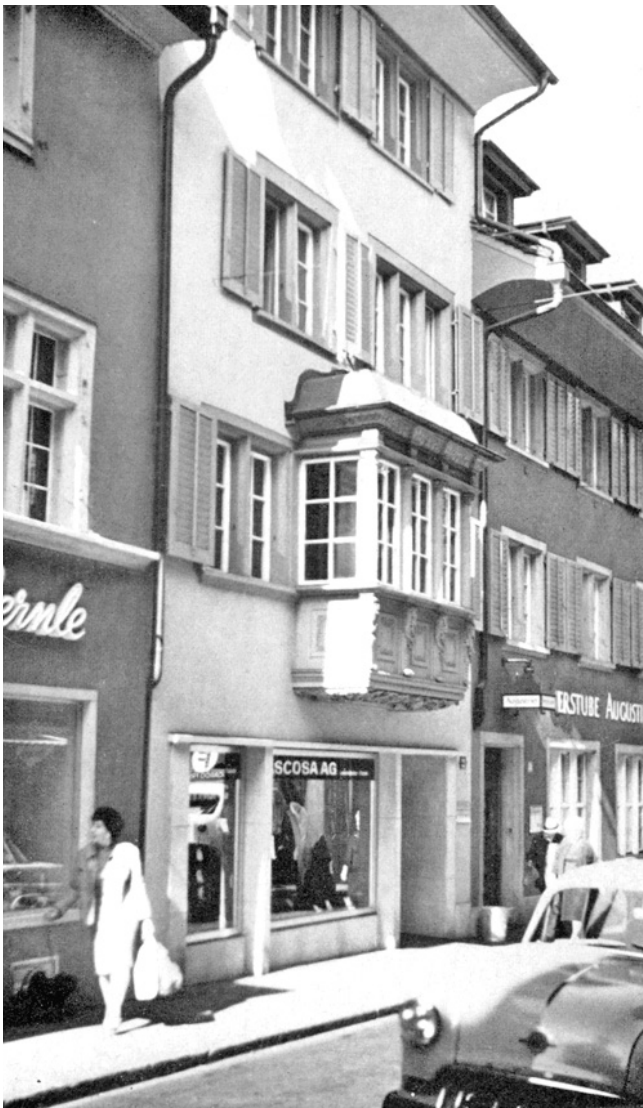
Projekt und Bauleitung: Hans Diener, Architekt, in Verbindung mit dem städtischen Büro für Altstadtsanierung und Denkmalpflege.

Die drei schmalen Häuser waren in einen baulich so schlechten Zustand geraten, dass sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Die Stadt hatte sie seinerzeit zur Sanierung erworben. Das Büro für Altstadtsanierung und Denkmalpflege arbeitete ein Vorprojekt aus, das die drei Fassaden bestehen lässt, aber einen völligen innern Umbau vorsieht. Ein Teil der Kleinwohnungen soll an Musiker vermietet werden.

Die Häuser enthielten im Innern keine wertvollen Einzelteile mehr. Haus Nr. 24 wies einige einfache Felderdecken auf. Ein Ofen im vierten Stock war aus verschiedenartigen Resten älterer Öfen aufgebaut (meergrüne Füllkacheln, Teile von manganviolett ornamentalen Kacheln). Kaminschoss im zweiten bis vierten Stockwerk erhalten (nicht mehr benützt); im fünften Stock einfache Stuckrahmen (18. Jahrhundert). Im Haus Nr. 22 kamen in einem Zimmer des ersten Stockes unter dem Getäfer in der Fensterleibung und den anschlies-



Augustinergasse 19, zum obern Kürass. Stuckierte Balkendecke von 1676 und Reste einer früheren Bemalung mit Ranken.

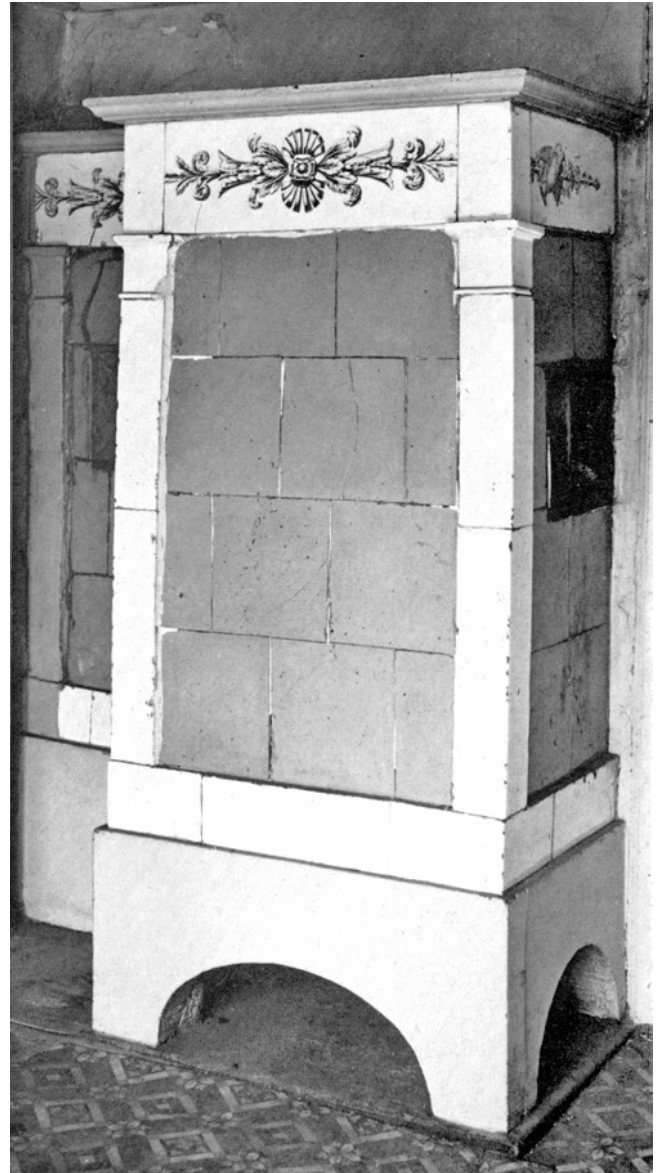


Augustinergasse 25, zum untern Kürass. Aussehen nach dem Umbau.

senden schmalen Wandpartien dekorative Malereien zum Vorschein, die dem 16. Jahrhundert angehören dürften. An der Leibung rechts: aus weisser Vase steigen dünne rote Ranken auf, die mit rostroten und grünen Trauben behangen sind, an denen Vögel picken. Eine schwarze Linie mit Knollen grenzt gegen die Wand ab, doch setzte sich das Rankenmotiv (nur geringe Reste erhalten) weiter fort. In der stärker zerstörten linken Leibung gleiches Motiv und Blume mit grossen weissen, roten und braungrünen Blättern und blauem Butzen. Die Malerei der rechten Leibung wurde abgelöst. Im Hause Nr. 24 kamen im zweiten Stock im Zimmer gegen die Gasse unter der Felderdecke Teile alter Decken in Wiederverwendung zum Vorschein, so vor allem halbrunde gotische Balken und Balkenteile mit kreisrunden

End- und Mittelzierstücken, ferner Bretter mit Spuren schwarzer Rankenmalerei.

Im Erdgeschoss dieses Hauses wurde eine Quermauer abgetragen, die das Haus auf halber Tiefe trennte und einen Rundbogendurchgang aufwies. Diese Mauer war nicht im Verband und reichte nur bis zum Boden des ersten Stockwerkes. Daraus kann geschlossen werden, dass dieses Grundstück ursprünglich nicht überbaut war und dann zuerst nur eingeschossig auf halbe Tiefe überbaut wurde (Stall, Schopf?). Auf dem Murerprospekt erscheint das Haus schon fünfgeschossig. Im Hause Nr. 20 kam im zweiten Stock Südseite eine einfache gotische Fenstersäule zum Vorschein, die wie-



Froschaugasse 24. Ofen, der aus verschiedenen Resten älterer Öfen zusammengestückt wurde.



Froschaugasse 22. Dekorative Malereien in den Fensternischen, 16. Jahrhundert.



Froschaugasse 24. Rundbogentüre.

der verwendet werden konnte. Der Erker an diesem Hause wird in seiner ursprünglichen Form wiederhergestellt. Das Fachwerk in den obersten Teilen der Häuser 20 und 24 wird ergänzt und sichtbar gelassen. Als neue Haustüre findet diejenige des abgebrochenen Hauses Gutenbergstrasse 1 Wiederverwendung.

R.W. / P. K.

HIRSCHENGRABEN 40, HAUS ZUM RECHBERG

Renovation des Hauptportals und der schmiedeisernen Flügel der Gartenportale

Die zweiflügelige Türe des Hauptportals des 1770 erbauten Hauses zum Rechberg, früher zur Krone, rief 1961 einer Erneuerung. Ihre reich geschnitzte Aussenseite war so stark verwittert, dass die Ornamente teilweise gar nicht mehr kenntlich waren, und ihre Oberfläche war schokoladebraun. Eine Instandsetzung war dringend notwendig. Deshalb entschloss sich das Kantonale Hochbauamt, die Türflügel reno-

vieren zu lassen. Recht einfach gestaltete sich die eigentliche Reinigung, eher schwierig dagegen die Oberflächenbehandlung. Einmal sauber, mussten die Rokoko-Ornamente von Bildhauer Johann Pacholsky in Zürich überarbeitet werden. Glücklicherweise war in der Kantonalen Photoabteilung das Negativ einer Photographie aus dem Jahre 1910 vorhanden. Anhand der davon angefertigten Vergrösserung war es möglich, auch die teils nicht mehr lesbaren, teils überhaupt nicht mehr erkennbaren Ornamente wieder genau zu rekonstruieren. Anschliessend an diese bildhauerische Arbeit wurden die Türflügel mit Nitroverdünnung abgewaschen, und neue Teile durch Beizen nachgedunkelt, damit sie anschliessend mittels Lacköl behandelt werden konnten. Schliesslich wurde die Oberfläche mit der Fibberbürste leicht gerieben.

Weitere Renovationsarbeiten galten den beiden doppelflügeligen Gartenportalen an der Künstler- beziehungsweise Florhofgasse. Wie eine Prüfung ergab, wurden die Portalflügel einmal bei einer gründlichen Reinigung zerlegt und sehr unhandwerklich wieder zusammengefügt. Bei gelegent-

lichen Renovationen wurde die neue Farbe auf die alte aufgerauht gesetzt, so dass sich an manchen Stellen feinere Zierelemente der dicken Farbschichten wegen nicht mehr erkennen liessen.

Aus diesen Gründen entschloss man sich, die Gittertorflügel einer ganz gründlichen Prozedur zu unterziehen. Sie wurden ausgehängt, soweit als möglich auseinandergeschraubt und in einem Laugenbad völlig von den alten Farbanstrichen befreit. Die so bis auf den Eisenkern gereinigten Portalflügel wurden alsdann von der Kunstschmiede Bracher & Pfyl in

Dietikon im alten Sinne – unter Ergänzung der fehlenden Motive – wieder zusammengebaut. Erst dann wurden die Gittertore mit Mennige grundiert, mit Eisenfarbe im Dunkelgrauton neu gestrichen und wieder an den mächtigen, freistehenden Sandsteinpfeilern verankert. W. D.

Literatur: Kdm. Kt. Zürich, Bd. V, Basel 1949, S. 267 ff. betr. Hauptportal s. S. 272, betr. die beiden Gitterportale s. S. 281 f. Zum Hauptportal vgl. auch NZZ Nr. 4595 vom 1. Dez. 1961 und Landbote (Winterthur) Nr. 274 vom 23. Nov. 1961. Zu den Gittertoren vgl. NZZ Nr. 2492 vom 22. Juni 1962.



Hirschengraben 40, zum Rechberg.
Hauptportal nach der Restaurierung.



Kirchgasse 22, zur Provisorci. Deckenbalken mit Inschrift.

HIRSCHENGABEN 15, OBMANNAMT

Stadtmauer der dritten Befestigung und weitere Mauerzüge
(vgl. Beilage 14, 3 bis 6)

Im Herbst 1958 wurde das Gelände zwischen Obmannamt und Hirschengraben neu terrassiert. Bei dieser Gelegenheit konnten an zwei Stellen kurze archäologische Untersuchungen durchgeführt werden: einerseits entlang der Grundstückfläche (a) und andererseits zwischen der ovalen Rasenfläche und dem Obmannamt (b).

a) Stadtmauerrest: Hier beschränkten wir uns darauf, den Verlauf der Stadtmauer an dieser Stelle festzuhalten. Die Mauer verläuft hier ziemlich genau unter der heutigen Grundstücksgrenze. Die Westwange der Mauer stimmt zudem genau mit der Westwange der Stützmauer östlich des Obmannamtes überein. Vom Aufgehenden war nur mehr die Ostwange 1,40 Meter hoch erhalten, während die Westseite der Mauer bis auf das Fundament abgebaut ist. Östlich der Mauerruine war, von der Oberkante des Fundamentes an abwärtsziehend, der Grabenansatz deutlich zu erkennen: Der Graben war ehemals bis auf den anstehenden kiesigen Schotter ausgehoben. Darauf folgt eine humose, graue, von wenig Ziegelbrocken und Bausteinsplittern durchsetzte Einfüllmasse, und auf dieser liegen verschiedene Auffüllschichten: eine lehmige, mit Bausteinen und rotem Ziegelschrott durchsetzte Schicht, dann eine humose, braune Schicht, in der sich ebenfalls grössere Steine vorfanden, und endlich über einer feinen Sandzone eine Bauschuttschicht aus der Zeit des Abbruchs der Stadtmauer und danach.

b) Die Sondierfläche vor dem Obmannamt: In der wegen Korrekturen an der Pflasterung geöffneten Fläche zwischen Obmannamt und ovaler Rasenfläche konnten Mauerreste von drei Bauperioden gefasst werden. Der älteste Mauerzug, anscheinend von einem gut von Westen nach Osten orientierten Gebäude, war in den anstehenden steinig-lehmigen Boden fundamementiert worden. Er ist 80 Zentimeter breit und aus ziemlich gleichmässig ausgewählten Kieselsteinen konstruiert. Das zugehörige Gebäude muss verbrannt sein. Zeuge davon ist die bis 40 Zentimeter tiefe, durch und durch mit vielen Fragmenten von Rundziegeln durchsetzte Brandschicht, die überall über dem anstehenden gelben Terrain lagert. Leider fand sich nirgends ein datierendes Objekt.

Die mittleren Mauerzüge waren nicht in den gewachsenen lehmigen Boden gestellt worden. Sie stehen vielmehr bloss auf oder nur wenig in der geschilderten Brandschicht. Dieser Umstand dürfte bezeugen, dass wir es bei diesen Mauerresten schwerlich um Überreste eines grossen Baues zu tun haben. Sie dürften viel eher als Stützmauer hochgeführt worden sein. In diese Richtung weist auch das Fehlen jeglichen Ziegelschuttes über der unteren Brandschicht. – Das jüngste Mauerchen ist zweifellos als Gartenstützmäuerchen zu deuten.

Wenngleich es sich bei diesen Mauerresten nicht um sehr wichtige Kulturdokumente handelt, so seien sie doch mit etwas Verspätung im Denkmalpflegebericht kurz erwähnt, damit, wenn später in der dortigen Gegend wieder einmal Erdarbeiten vorgenommen und Mauerreste gefunden werden, auf sie Bezug genommen werden kann. W. D.

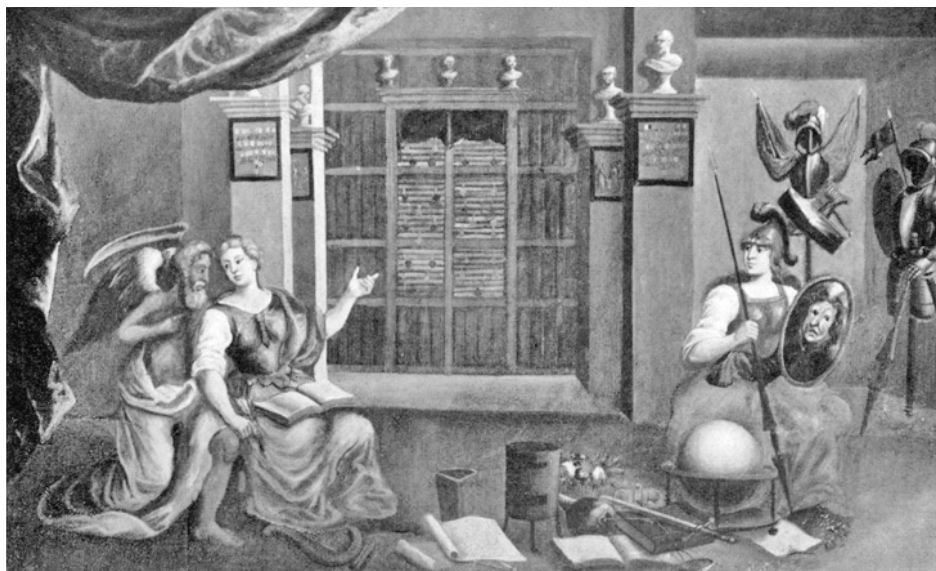
KIRCHGASSE 22, PROVISOREI

Bei Umbauten im zweiten Stock des östlichen, oberen Hausanteiles trat in 3,7 Meter von der Strassenfront entfernt an der Ostmauer eine Fuge zu Tage, die durch schön behauene Sandsteinquadern begrenzt war. Das Nachbarhaus Nr. 24 hatte also ursprünglich eine geringere Tiefe. Daraus und aus der Tatsache, dass die Strassenseite von Nr. 22 mit deutlicher Fuge an dieses anstösst, ist zu schliessen, dass die obere Provisorci erst nachträglich zwischen das Haus Konrad von Mures und das Haus zum «Engel» Nr. 24 gebaut wurde. Tatsächlich stand auf dessen Platz um 1315 bis 1320 nur eine Bude («zimberren»), ein Stall und ein Gaden (UB Zürich IX Nr. 3376 und X Nr. 3623 und 3679), wieder ein Beweis dafür, dass die Strassenfronten noch im 14. Jahrhundert nicht durchgehend mit Wohnbauten besetzt waren. Bald nach Mitte des 14. Jahrhunderts erscheint das Gebäude in den Steuerbüchern aber als Wohnhaus. Die Fassade springt hinter die der Nachbarhäuser zurück.

Auf einem Deckenbalken, unmittelbar hinter der Fuge, war in schwarzer Farbe die verblasste Inschrift aufgemalt: IONAS SVPER SAXO Vallesianus 1597. P. K.

Literatur: Vögelin, Altes Zürich I, 340.

Kirchgasse 48, zum roten Rad. Minerva mit Klio und Todesengel, 2. Hälfte 18. Jahrhundert.



KIRCHGASSE 48, ZUM ROTEN RAD

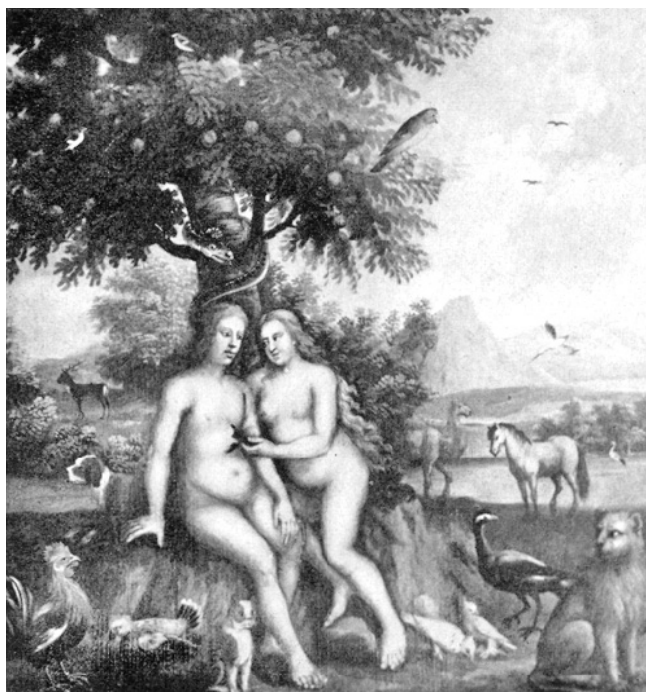
Anlässlich einer Renovation des Erkerzimmers im ersten Stock wurde der allegorische Gemäldezyklus, der über dem Getäfer friesartig durchläuft, gereinigt und restauriert. Die in Ölfarbe auf Holz gemalten Bilder sind durch flache Leisten voneinander abgegrenzt, wobei man deutlich zwei Maler aus verschiedenen Zeitabschnitten unterscheiden kann. Während die älteren hochrechteckigen Tafeln wohl

aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammen, sind die breit-rechteckigen Bilder kurze Zeit später gemalt worden. R.W.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 33, Farbdias und Photos im BAZ.

KUTTELGASSE 5-II

Die vier Häuser mussten 1960 einem Neubau weichen. Sie enthielten keine bemerkenswerten Einzelteile. Die Erhaltung einer dünnen, glatten Fenstersäule in Haus II lohnte sich nicht. P. K.



LINDENHOF

Die Hoffnung, dass beim Abbruch der südlich und östlich ans Logengebäude angelehnten Häuser römische Reste zum Vorschein kämen, erfüllte sich nicht. Die ausserhalb der Kastellmauer gelegenen Häuser standen unmittelbar auf Moränengrund. Die Südmauer des 1852 von G. A. Wegmann erbauten Logengebäudes steht ebenfalls unmittelbar auf mit mittelgrossen Blöcken (unter anderem roter Ackerstein) durchsetztem Moränenmaterial. Als Unterlage dienten zum Teil grosse Sandsteinplatten. Von der an der gleichen Stelle verlaufenden Mauer des früheren Gebäudes, die kaum so tief ging, waren keine Spuren mehr vorhanden. Die Baupläne Wegmanns halten die Situation vor dem Logenbau fest. Daraus ergibt sich, dass die starke, das alte Logengebäude in der Längsrichtung teilende Mauer der Umfassungsmauer des Kastells entspricht; sie setzte sich auch im Gebiet des neuen Logengebäudes fort.

Kirchgasse 48, zum roten Rad. Sündenfall, Ende 17. Jahrhundert.



Kirchgasse 48, zum roten Rad. Ruhmesgöttin, den Neid niedertretend, 2. Hälfte 18. Jahrhundert.

Die neuen Bauten an der Wohllebasse fügen sich in ihrer Unauffälligkeit gut in die Umgebung ein. Der Stichbogen des Kellereingangs von Wohllebasse 6 mit der Jahrzahl 1604 und einem Steinmetzzeichen wurde wieder eingebaut. Bei Renovationsarbeiten im Innern der Loge (1961) kam aussen an der ehemaligen Kastellmauer ein ausgemauerter, 3,15 Meter tiefer, 1,9 auf 1,6 Meter messender Raum zum Vorschein. An der Südseite, 50 Zentimeter unter dem heutigen Boden, befand sich eine Öffnung von 0,3/0,5 Meter. Es handelt sich wohl um eine Zisterne mit einem Einlauf von der Gartenseite her. In der Erdfüllung fanden sich einige Tierknochen. Die Knochen wurden von Herrn Dr. H. Hartmann- Frick bestimmt, wofür wir ihm an dieser Stelle herzlich danken. Es handelt sich um

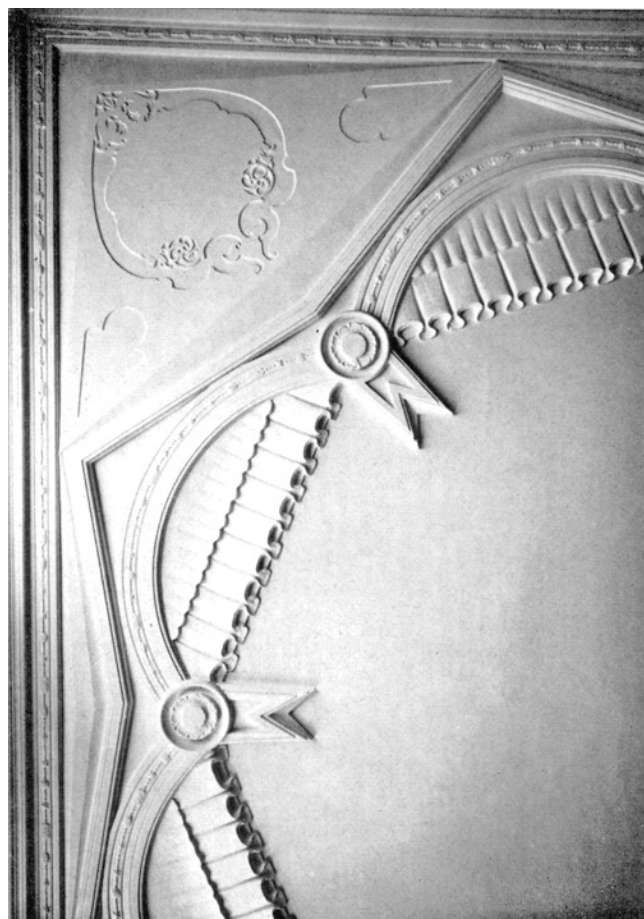
Edelhirsch :	2 Geweihstücke, eines davon Abwurfstange	
Hausschwein :	1 Unterkiefer eines einjährigen Weibchens	
	1 Oberschenkelknochen, ein- bis zweijährig	
Hausrind :	1 Elle	
	2 Oberarmknochen	P. K.

MÜNSTERHOF 17/ KÄMBELGASSE 6

Im ersten Stockwerk haben sich in zwei Zimmern gegen den Münsterhof zwei Stuckdecken erhalten: um einen grossen Spiegel bewegte Umrahmung. Sie stammen aus der Zeit der Erbauung des heutigen Hauses im Jahr 1857, als das Warenhaus Jelmoli hier seinen Sitz hatte. Obwohl es sich um eine grobe Arbeit aus gegossenen Elementen handelt, wurde der Eigentümerin mit Erfolg die Erhaltung und Restaurierung empfohlen, da in Zürich etwas Gleichartiges bis jetzt nicht bekannt ist. Im zweiten Stockwerk befindet sich ein spät-klassizistischer Ofen.

P. K.

Münsterhof 17. Detail einer Stuckdecke von 1857.





Neumarkt 5, Bilgeriturm. Zimmer aus dem 1948 abgebrochenen Haus zum Neuegg.

NEUMARKT 4, HAUS ZUM UNTERN RECH
SPIEGELGASSE 29, GRIMMENTURM UND
HAUS ZUM LANGEN KELLER

Diese historisch und baugeschichtlich wichtigen Gebäude konnten auf Anregung der städtischen Denkmalpflege in den Besitz der Stadt Zürich überführt werden. Eine Restaurierung steht bevor.
R. W.

Mit einem Teil dieser Einrichtungsstücke wurde die «Bilgeristube» im ersten Stock des Bilgeriturms neu ausgestattet, wobei allerdings an Decke und Wandgetäfer verschiedene Ergänzungen notwendig waren.

Die Arbeit wurde von Schreinermeister Jakob Heuberger unter der Leitung des städtischen Denkmalpflegers durchgeführt.
R.W.

NEUMARKT 5, BILGERITURM

Aus dem abgebrochenen Hause zum «Neuegg» am Talacker konnte die Stadt Getäfer, Kassettendecken, zwei Buffets und zwei buntbemalte Turmöfen erwerben (Zürcher Barock um 1725).

OBERDORFSTRASSE 28/30, ZUM STEINERNEN ERGCEL

Das Haus ist im Laufe des Jahres 1961 abgebrochen worden, um einem Neubau Platz zu machen. Der steinerne Erker wurde sorgfältig ausgebaut und ist im Neubau an gleicher Stelle wieder eingesetzt worden.

An bemerkenswerten Einzelteilen wurden festgestellt: Südlicher Hausteil (Nr. 28): im Erdgeschoss ein eingebauter

Tresor mit Sandsteingewände und aus kreuzweise gelegten eisernen Bändern bestehender Türe (vom Bauherrn sichergestellt); im zweiten Stock Kassettendecke, Ofen mit weissen Füllkacheln, Lisenen, Fries und Sockel mit Landschaftsvignetten in Blau, dreiteiliges Nussbaumbuffet; nördlicher Hausteil (Nr. 30): an der Rückseite rundbogige Haustüre, Türe mit altem Beschläg und Ausguckgitter, daneben schmale Haustüre mit Jahrzahl 1529 am Sturz (dieser sichergestellt); im ersten Stock ein (unterteilter) Saal mit hohen Fenstern und geschmiedeten Brüstungsgeländern, Stuckdecke um 1740/50.

Nach Wegnahme der Getäfer erwiesen sich die Innenmauern durchwegs als Riegelwerk, das zum Teil schwarz gerahmt war. Die Decke im Frontzimmer des zweiten Stocks von Nr. 28 war aus Balken, Brettern und Teilen von gotischen

Balken mit Kehlung zusammengestückt (Balken mit gleicher Eckkehlung im Rathaussaal Rapperswil). Im Saal von Nr. 30 kam am nördlichen Fenster eine barocke Grisailleumrahmung zum Vorschein. Da auch Rahmungen hinter den Wandschränken und um die Türe nach Nr. 28 sich erhalten hatten, die zum Teil bis zum Boden reichten, ist zu schliessen, dass die Stuckdecke erst später angebracht wurde und der Saal dem Umbau von 1664 angehört. Im zweiten Stock waren an der nördlichen Wand des Nordzimmers Spuren einer Inschrift in schwarzen gotischen Buchstaben von 4 Zeilen zu erkennen (Zeilenlänge 45 Zentimeter, Buchstabenhöhe 4 Zentimeter), doch liess sich nichts mehr entziffern. Ebenso unklar blieb ein figürlicher Rest.

Nach dem Abbruch erschienen an dem weiter oben an der Trittligasse stehenden und an den Ostflügel des steinernen



Neumarkt 5, Bilgeriturm. Neu aufgestellter Ofen aus dem Haus zum Neuegg.

Oberdorfstrasse 28/30, zum steinernen Erggel. Stuckdecke, um 1740 bis 1750.



Erggels anstossenden Hause vom ersten Stock an aufwärts Eckquader. Dies zeigt, dass ursprünglich an Stelle des Ostflügels des Erggels eine Lücke bestanden hat. Ein Spitzbogen einer Türe im Kellergeschoss, die den Hauptflügel mit dem Ostflügel verband, macht wahrscheinlich, dass die Lücke wohl bei einer Gesamterneuerung des steinernen Erggels geschlossen wurde. Der Murer-Plan zeigt schon die geschlossene Häuserreihe an der Trittligasse. P. K.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 96 und 144.

OBBAMMAMTSGASSE 7

Im Erdgeschoss des kleinen Hauses Obmannamtsgasse 7 kam unter einem Holzboden ein Tonplattenboden mit Relieffliesen zum Vorschein. Der Boden war stark verschmutzt und die Platten willkürlich verlegt. Nach der Reinigung zeigten sich gotische Blattornamente, wie wir sie ähnlich am Boden der Klosterkirche Königsfelden finden. Wir vermuten, dass die Bodenplatten aus der abgebrochenen, nahen Barfüsserkirche stammen. Herrn Dr. R. Schnyder, Konservator am Landesmuseum, verdanken wir folgende Mittei-



Oberdorfstrasse 28/30, zum steinernen Erggel. Alter Erker am neuerstellten Haus.

lung : «Die Fliesen sind wohl ins 15. Jahrhundert zu datieren. Stücke vom gleichen Modell existieren nicht in der Sammlung des Landesmuseums. Verwandte Fliesen fanden sich im Hause zur ‚Treu‘ in Schaffhausen.» (LM 8154.) R.W.

STAMPFENBACHSTRASSE 26

Im Zuge des Hausabbruches wurde auch die Treppe von der Stampfenbach- zur Leonhardsstrasse weggenommen. Darunter zeigte sich ein schmales, hohes, weitgehend zugeschüttetes Gewölbe, das mit der Stadtbefestigung des 17. Jahrhunderts in Verbindung gebracht werden muss. Nach den Plänen reichte der Leonhards-Ravelin bis hierher (BAZ C 255 d von 1837–1857) . P. K.

WEINGASSE 5, ALTE UNTERSCHREIBEREI

(*Nachtrag*)

Beim Abbruch des Hauses im Jahre 1956 sind an der östlichen Brandmauer des zweiten Stockwerks Fresken zum Vorschein gekommen, welche von Restaurator Alfred Baur abgenommen und in der Zwischenzeit gesichert und restauriert wurden.

Die wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert stammenden Fresken waren stark beschädigt. Dargestellt ist Christus als Weltenrichter inmitten eines Kreises, der gebildet ist aus Monatsbildern und Tierkreisfiguren. Begleitet war dieses Medaillon von lebensgrossen Figuren und Textbändern.

R.W.



Obmannamtsgasse 7. Bodenfliesen aus dem 15. Jahrhundert.



Weingasse 5, zur alten Unterschreiberei. Freskenfragment aus dem 15. Jahrhundert.

Weingasse 5, zur alten Unterschreiberei. Freskenfragment aus dem 15. Jahrhundert, Christus mit Monatsbildern und Tierkreisfiguren.





Altstetten, Loogarten, römischer Gutshof. Kuppe, auf welcher das Herrenhaus stand, von Westen.

ALTSTETTEN (KREIS 9)

LOOGARTEN

Ruine des Herrenhauses eines römischen Gutshofes.

1. Was vor 1960 bekannt war

In der Flur Loogarten – das heisst Waldgarten – liegt westlich des alten, von Altstetten nach Uitikon führenden sogenannten «Salzweges» eine auffällige Kuppe, früher mit Reben bepflanzt, heute als Garten- und Wiesland genutzt. Seit jeher war der Hügel durch römische Mauer-, Ziegel- und Keramikfunde bekannt und deshalb heisst er auch im Volksmund «Römerhügel». Schon Ferdinand Keller weiss deshalb in seiner «Statistik der römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz» (MAGZ Bd. XV/1864) S. 84 f. zu berichten: «Nachgrabungen haben zwar hier noch nicht stattgefunden, aber das Gemäuer, das sich in einer Länge von 120 bis 140 Fuss und in einer Breite von 40 bis 50 Fuss über den Boden verzweigt, nebst den Bruchstücken von Dachziegeln, von grossen Backsteinen, von Estrichen aus Ziegelmörtel, von Heizröhren, von bemalten Wänden, ferner Scherben von Fensterscheiben, von feinem rothem Geschirr usw., womit der Boden bestreut ist, beweisen deutlich genug, dass die Wohnung des römischen Herrn mit Hausgeräthe von der besseren Sorte wohl versehen war und in der rauhen Jahreszeit den Comfort gewärmter Zimmer darbot. Wir entheben uns der Aufzählung des Geräthes aus Erz und Eisen, das in früherer Zeit hier gesammelt wurde, und erlauben uns nur

für einen Gegenstand, den in jüngster Zeit der Karst des gegenwärtigen Besitzers ans Licht brachte, die Aufmerksamkeit des Alterthumsfreundes in Anspruch zu nehmen. Es ist ein ... Henkel eines aus Erz (d. i. Bronze) gegossenen Gefässes ...» Seit Ferdinand Keller wurde hier immer wieder gegraben, das heisst nach einem angeblich hier versteckten Schatzfund gesucht. Dabei wurde sozusagen alles Mauerwerk zerstört, und die noch vorhandenen baulichen und Hausgeräteüberreste gingen auf dem Weg über «Privatsammlungen» für immer verloren. Nicht zuletzt um diesem Raubbau ein Ende zu setzen und das letzte Fundgut für die Öffentlichkeit zu retten, unternahm die Ortsgeschichtliche Kommission des Quartiervereins Altstetten im Herbst 1955 eine Sondierung, für die sich auch Prof. Dr. E. Vogt vom Schweizerischen Landesmuseum interessiert hat. Trotzdem die der Erdarbeit ungewohnten Herren nicht über kleine Sondiergräben hinauskamen, und nur sporadisch Mauerreste angeschnitten wurden, kamen doch verschiedene interessante Funde ans Tageslicht, wie Nägel, diverse eiserne Gegenstände, bauliche und keramische Relikte sowie das Fragment einer sogenannten Schlangenfibel der Älteren Eisenzeit um rund 700 v. Chr. Alle diese Funde – ausgenommen die Fibel – werden im Ortsgeschichtlichen Museum Zürich-Altstetten aufbewahrt.

2. Die Ausgrabung von 1960 (vgl. Beilage 12)

Im Jahre 1960 wurde es um den «Römerhügel» im Loogarten erneut lebendig. Eine Baugenossenschaft liess in den

nahen Parzellen Baugespanne ausstecken, und auch der Parzelle mit dem «Römerhügel» drohte das Schicksal, eines Tages überbaut zu werden. So entschloss sich die Ortsgeschichtliche Kommission Altstetten auf Anregung ihres Mitglieds E. Lipp anfangs 1960, die noch vorhandenen römischen Ruinen und Funde durch die kantonale Denkmalpflege untersuchen beziehungsweise sicherstellen zu lassen. Für die örtliche Leitung liess sich stud. phil. I Ulrich Ruoff aus Zürich gewinnen. Die Arbeiten dauerten vom 1. bis 28. März 1960.

a) *Die Befunde:* Angesichts der eingangs geschilderten Situation entschloss man sich, das ganze Gelände mit einem langen diagonalen Suchschnitt abzutasten und dann, davon ausgehend, mit weiteren Suchschnitten und Suchflächen den mutmasslichen Verlauf der römischen Mauerreste zu klären (vgl. den Steingerechten Plan Beilage 12, 1). Auf diese Weise fanden wir die mächtigen Überbleibsel einer Ostmauer, die kärglichen Reste einer mittleren, von Ost nach West laufenden Trennmauer, die klare Südost- beziehungsweise Nordostecke sowie die spärlichen Spuren der Westmauer und die letzten Steine der Südwestecke eines grossen Gebäudes. Ausserdem zeigten sich in der Fläche 6 starke Mauertrümmer, von denen Steine nur zum Teil noch kompakt beisammen lagen. Immerhin war die Steinmasse sicher nicht zufällig mauerzugähnlich verteilt, und wiederum nicht zufällig bildete sie im Nordwesten eine Ecke. Diese Anhaltspunkte veranlassten uns, diesen Steinrest als letzte Spur eines kleinen Anbaues zu erklären. Die Gesteinsmasse hier im

Nordwestteil des Ausgrabungsfeldes war zugleich auch symptomatisch für die ganze Ruine: Bis auf die Mittelpartie der Ostmauer waren sämtliche Mauerzüge bis auf letzte Fundamentsteine herausgerissen, aber nicht nur die Mauerzüge waren fast völlig verschwunden, sondern überdies auch die an andern Orten noch da und dort erkennbaren Fundamentgräben. Nur der Mittelteil der Ostmauer war noch ein wahrhaftes kompaktes Mauergebilde. Und glücklicherweise blieb es nicht nur bei diesem Mauerrest! Vielmehr stellte sich östlich davon die grosse Überraschung ein.

Schon westlich der Ostmauer, in der Fläche 1, waren wir auf ein kleines Mäuerchen gestossen, das von der Ostmauer glatt durchschnitten war. In der Fläche 2 fand sich denn auch prompt des Rätsels Lösung: Die Ostmauer war in einen früheren Keller hineingestellt worden, wobei der alte Kellerhals – dazu gehörte der kleine Mauerrest in Fläche 1 – zerstört wurde. Vom Keller selbst standen noch die kurze Südmauer mit den Resten einer Nische, die verhältnismässig grosse Nordmauer sowie die eigenartige, zweimal gebrochene Ostmauer. Teile der Westmauer des Kellers waren als Kern in der Ostmauer der zweiten Bauetappe erhalten. Nord und Südmauer wie auch die Ostmauer waren nur einhäufig, das heisst sie waren rückseitig an das Terrain gestellt worden. Im übrigen handelte es sich besonders bei der Süd- und Nordmauer um ganz ausgezeichnetes Mauerwerk guter römischer Technik mit Fugeisenstrich. Aber nicht nur bautechnisch bot sich uns hier östlich der Ostmauer eine kleine Befriedigung. Auch in bezug auf Funde und ausserdem im Hinblick auf die Datierung des zweiten oder Steinbaues hier



Altstetten, Loogarten, römischer Gutshof. Der Keller des Herrenhauses, Mauerdetail mit Fugeisenstrich bei der Westecke.



Altstetten, Loogarten, römischer Gutshof. Einige der im Schweizerischen Landesmuseum konservierten Gefässe aus dem Auffüllschutt des Kellers, 2. und frühes 3. Jahrhundert.

auf dem «Römerbuck» kamen wir im Keller auf unsere Rechnung. Wie das Profil A – B zeigt, lag über dem – übrigens bloss aus dem anstehenden Lehm bestehenden – Kellerboden eine gut halbmeterdicke schwarze Brandschicht, dicht durchsetzt mit Ziegelfragmenten, Keramikscherben usw. Darüber fand sich Bauschutt und endlich eine fast 80 Zentimeter mächtige Humusschicht. Dieser Befund zeigte, dass der Keller zu einem Bau gehört hatte, der offensichtlich anfänglich aus Holz oder in Fachwerktechnik und erst später, wohl gegen Ende des 1. Jahrhunderts vollständig aus Stein konstruiert gewesen war. Damals baute man die Ostmauer, deren Mittelteil teilweise in den Keller zu stehen kam, sowie die übrigen Mauerzüge, von denen oben die Rede ist.

b) *Die Funde:* Für das Erbauungsdatum der ersten Anlage mit Keller dürfen wir allgemein die tiberisch-claudische Ära annehmen, das heisst die Zeit zwischen 14 und 54 n.Chr. Dies geht aus den von uns im Schweizerischen Landesmuseum abgelieferten Funden hervor, ob sie nun aus dem Keller stammen oder ob sie anderswo im Ausgrabungsgelände gefunden wurden. Für die Datierung des Neubaus dagegen liegen keine genügend fundierten Anhaltspunkte vor. Die aus dem Kellerschutt stammenden Funde bieten

nur die Möglichkeit, wie das Frau E. Ettlinger anschliessend darlegt, einen genaueren Zeitpunkt für die endgültige Zerstörung zu gewinnen. Frau Dr. E. Ettlinger schreibt:

«Die Funde aus der Ruine im Loogarten sind besonders interessant, weil sie das geschlossene Inventar aus einem Keller der Villa im Zeitpunkt ihrer Zerstörung bieten. 13 Gefässe der letzten Benutzungszeit liessen sich aus den zum Teil stark angebrannten Scherben zusammensetzen und ergänzen. Dabei handelt es sich um gut bekannte Formen des 2. und frühen 3. Jahrhunderts n.Chr. Es ist auch etwas ältere Keramik vorhanden, jedoch nur in kleineren, ebenfalls verbrannten Fragmenten. Es ist anzunehmen, dass diese Stücke zur Zeit der Endkatastrophe bereits als Scherben im Boden lagen. Dass die Villa schon seit dem 1. Jahrhundert bestand, wird zudem bezeugt durch einen Ziegelstempel der 21. Legion von Vindonissa, und zwar einen eher ungewöhnlichen Stempel mit erhabenen Lettern, wohl aus den sechziger Jahren des 1. Jahrhunderts. Die genannten älteren Scherben gehören zu 4 Sigillata-Reliefschüsseln vom Ende des 1. bis in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts. Sie stammen aus La Graufesenque, Banassac und aus dem Elsass. Das älteste der zusammensetzbaren, also bis zum Schluss benützten Gefässe, ist ein Teller der Form ‚Curle 15‘ der noch aus der ersten

Hälfte des 2. Jahrhunderts stammen dürfte, leider mit unleserlichem Stempel.

Ein Teller ‚Dragendorff 32‘ mit dem Stempel des Töpfers PERVINCUS von Rheinzabern ist ebenso wie eine Schüssel der Form ‚Dragendorff 38‘ ins späte 2. oder frühe 3. Jahrhundert zu datieren. Ein sehr schönes Importstück, wohl aus Trier, stellt ein feiner, schwarzer Becher aus dem 3. Jahrhundert dar (Form ‚Niederbieber 32‘). Äusserst ansprechend ist eine einheimische Schüssel von geschweifeter Form mit Glanztonüberzug und Blätterdekor en barbotine. Sehr typisch für die Nordostschweiz in dieser Zeit sind drei Kugelkrüge und konische Kochschalen, von denen eine ganz ungewöhnlich gross ist. Dazu kommt ein ebenfalls ansehnlicher Kochtopf aus Lavezstein. Ausgezeichnet in das Gesamtbild eines Haushaltes im 3. Jahrhundert fügt sich eine Kelle mit Sieb ein; sie ist aus Bronze, stark fragmentiert und verbrannt, vom Typ ‚Eggers 160/61‘. – Aus diesen Funden lässt sich für die Zeit, in der die Villa in Flammen aufging, kein genaueres Datum angeben als ‚etwa in der Mitte des 3. Jahrhunderts n.Chr.‘.»

c) *Der Gebäudeplan.* Nach diesem Exkurs über die Keramik und die übrigen Funde sei noch kurz auf den Grundriss der ausgegrabenen Gebäuderuine hingewiesen. Wir haben versucht, den Steingerechten Plan in einem teilweise ergänzten Grundriss- und Bauetappenplan einzufangen. Daraus lässt sich unschwer ablesen, dass wir für die erste Bauetappe bloss den Keller mit dem Kellerhals aussonderten und alles übrige zur zweiten Bauetappe schlugen. Das ist angesichts des weiter oben geschilderten Befundes in dem mehrfach rigolten Rebbau- und späteren Gartenbaugebiet nicht weiter verwunderlich. Zudem müssen ja von eventuellen einstigen Holzwänden schon bei Errichtung des Neubaus, dem sicher ein teilweises Abbauen und Planieren des Hügels voranging, so gut wie alle Spuren verschwunden sein. So blieb eben nur mehr der in Steinmauerwerk erstellte Keller von der ersten Bauetappe übrig. Der Grundriss der zweiten Bauetappe nun zeigt einen riesigen Raum (3) und nördlich, das heisst talwärts vorgelagert von rechts nach links einen kleinen Raum (2), einen langgezogenen Raum (4) und endlich den schon weiter oben erwähnten, etwas in der Luft hängenden Anbau (5). Raum 3 kann nur eine Halle gewesen sein, die wohl mittels Holzwänden in verschiedene kleinere Räume unterteilt war. Grösse und Verteilung der Räume 2 und 4 erinnern an die Küche und Porticus der römischen Villa rustica von Bellikon AG (vgl. ZAK 5/1943, S. 85 ff., bes. S. 93). Es handelte sich dort um eine Küche (2) und eine Porticus (Wandelhalle). Darüber hinaus lag bei der Bellikoner Villa, im Sinne unseres Planes gesprochen, ganz links ein Raum, der als Eckrisalit angesprochen wurde. So liegt es nahe, den etwas in der Luft hängenden Anbau (5) hier ebenfalls als Eckrisalit zu deuten. Damit erhalten wir auch für Altstetten-Loogarten den Grundriss einer sogenannten *Por-*

ticusvilla mit Halle und Eckrisalit (vgl. Repertorium der Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 4: Die Römer in der Schweiz, 1958, S. 14).
W.D.

Aufbewahrungsort: Schweiz. Landesmuseum, Zürich, und Orts- geschichtliche Sammlung Zürich-Altstetten.
Literatur: F. Keller, Statistik, S. 84 f. J. Heierli, Archäolog. Karte d. Kts. Zürich, 1894. E. Lipp, Auf römischen Spuren in Altstetten (Ortsgeschichtl. Kommission des Quartiervereins Altstetten), 1958.

AUSSERSIHL (Kreis 4)

HAUPTBAHNHOF-AREAL

2 Gräber unbekannten Alters

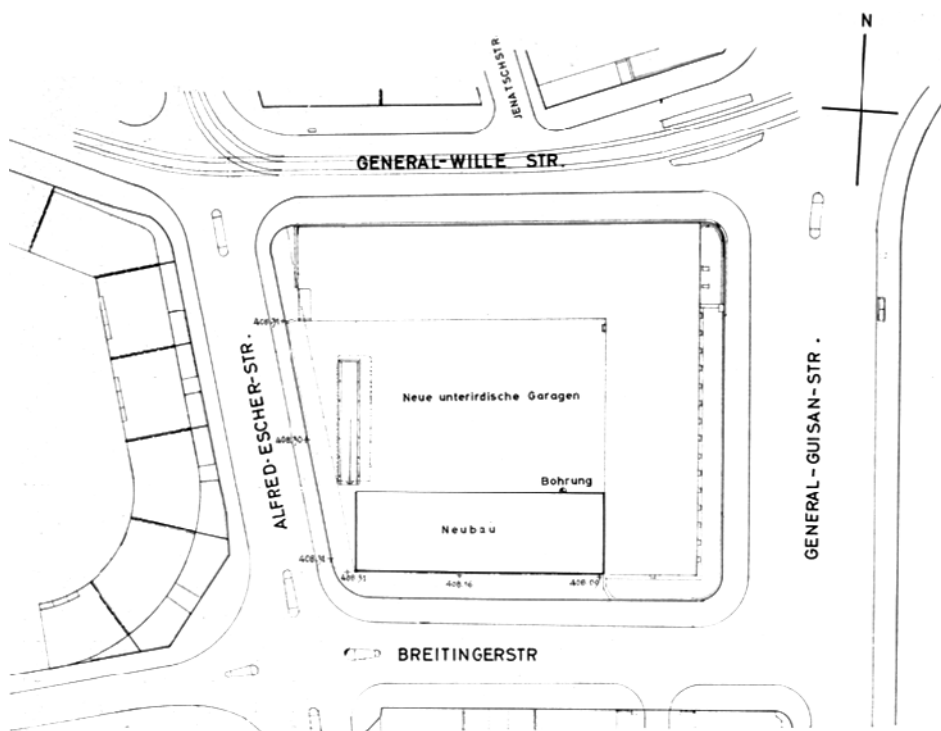
Während der Bauarbeiten eines Kabelstollens von der Sihlpost zur Eilguthalle stiessen Arbeiter am 20. Januar 1961 in 2 bis 2,5 Meter unter Schwellenniveau zwischen Gleis 8 und 9 auf zwei Skelette. Nach Angaben von Vorarbeiter Rupli, wohnhaft in Villnachern AG, waren die Leichen so beige- setzt worden, dass der Kopf im Westen lag, die Füsse sich aber im Osten befanden. Es wurden keinerlei Beigaben ent- deckt. Die Skelettreste lagen im etwa 2,5 Meter weiten Stollen etwa 3 Meter auseinander. Die Fundstelle liegt auf Koord. 682 825/248 150.
W.D.

ENGE (Kreis 2)

BREITINGERSTRASSE

Jungsteinzeitliche Strandsiedlungsreste (vgl. Beilage 13)

Bei Aushubarbeiten für die Erweiterungsbauten der Schwei- zerischen Lebensversicherungs- und Rentenanstalt im Nord- ostwinkel Breitinger-/Alfred-Escher-Strasse wurde der lei- tende Architekt H. P. Pfister vom Architekturbüro Gebr. Pfister in Zürich am 7. Juni 1961 in schwarzen Schichten prähistorische Keramikscherben gewahr. Er meldete seine Entdeckung anderntags der kantonalen Denkmalpflege. Nach einer ersten Besichtigung am 9. und einer zweiten, zusammen mit Prof. Dr. E. Vogt und Dr. René Wyss vom Schweizerischen Landesmuseum, am 12., konnte schon am 15. Juni eine Rettungsgrabung begonnen werden, die bis am 27. Juli 1961 dauerte. Die Aktion stand anfänglich unter der örtlichen Leitung von Frl. Dr. M. Sitterding, welche sich aber leider in der Folge Notgrabungen in Yverdon und Windisch widmen musste. Glücklicherweise opferten ausser einigen Hoch- und Mittelschülern vor allem Th. Spühler aus Kilchberg, Adolf Hürlimann aus Zürich und in der Zeit vom 10. bis 24. Juli Lehrer B. Piguet von Zürich einige Ferientage, um das durch warmes Wetter begünstigte Unter- nehmen zu einem guten Ende zu führen. Es muss hier auch noch gleich festgehalten werden, dass sowohl die Bauherr-



Enge, Breitingerstrasse, neolithische Strandsiedlungsreste. Gesamtsituation der Fundstelle.

schaft als auch die Leitung der Tiefbauunternehmung Locher & Co. AG in Zürich den archäologischen Belangen grosses Verständnis entgegenbrachten, ansonst in der weiten, rund 50×55 Meter grossen und oft tagelang von einem nervenzerreissenden Rattern von vier bis sechs Kompressoren erfüllten Baugrube nicht einmal die nun vorliegenden minimalen Resultate hätten gewonnen werden können.

Im Augenblick der Entdeckung der prähistorischen Keramikscherben durch Architekt H. P. Pfister war die Südhälfte der Baugrube sozusagen ausgebaggert, und alles war schon soweit vorbereitet, dass gleich mit dem Betonieren einer riesigen Betonwanne begonnen werden konnte, die sich von der östlichen zur westlichen Grubenwand zog. Ausserdem musste aus statischen Gründen der Aushub der nördlichen Hälfte von einem bestimmten Arbeitsstand an ausserordentlich schnell vorangetrieben werden.

Diesem systematischen Vorgehen des Tiefbaues mussten wir uns wohl oder übel unterordnen. Das führte unsererseits notgedrungenenerweise zu folgendem Arbeitsgang: Herausarbeiten eines klaren Schichtenprofils an der Südwand und in der Südwestecke der Baugrube; gleichzeitiges Anlegen der Sondiergräben S/1–5; auf Grund der Ergebnisse des grossen Schichtenprofils und der Sondiergräben langsames Abbauen der noch anstehenden natürlichen Schichten und Kulturschichten in den Feldern 6 bis 13 sowie Durcharbeiten der Kulturschichten in den Feldern 1 bis 5 und 15 bis 18. In Anbetracht des Baugrundes musste vor allem bei

der Herausarbeitung des Schichtenprofils sehr behutsam vorgegangen werden. Das führte dazu, dass wir das Profil stufenmässig herauspräparieren mussten, was sich besonders beim Photographieren ungünstig auswirkte.

Resultate

1. *Topographische Situation:* Bei den tief bautechnischen Sondierbohrungen, vor allem bei der Bohrung 1, ergab sich in bezug auf den Baugrund, dass unter 40 Zentimetern Humus 160 Zentimeter mächtige Auffüllschichten folgten. Dann liegt gemäss dem Sondierbericht 2 Meter «sandiger grauer Lehm mit Steinen» und wieder 2 Meter hoch «leicht sandiger grauer Lehm mit Steinen». Erst in der nächstfolgenden Spalte wird Seekreide erwähnt: «graugelber Lehm mit vereinzelt Steinen, mehr in Seekreide übergehend» (2,30 Meter mächtig). Die Trottoirs der Breitinger- beziehungsweise Alfred-Escher-Strasse liegen hier auf rund 409 Meter ü. M. Die Seekreide erscheint demnach nach diesem Bohrprofil bei rund 403 Meter ü. M. Unter 400,70 Meter ü. M. ist wiederum nur mehr die Rede von Lehm, und zwar bis zur Bohrsohle bei rund 378 Meter ü. M.

a) *Unser Schichtenprofil A–B* in der Südwand der Baugrube beschränkt sich selbstredend auf die Kulturschichten und die unmittelbar darüber- und darunterliegenden natürlichen Schichten. In grossen Zügen lässt sich daraus folgendes Bild ablesen: Unter modernen Auffüll- beziehungsweise Bau-

schuttschichten (vgl. Profil E–F) liegen bis 404 Meter ü. M. eine starke Lehm-, eine tonig-sandige, torfige und wieder eine starke torfige Schicht, die über einer bis 15 Zentimeter dicken Seekreideschicht liegt. Die Seekreideschicht gibt uns bei 5 bis 10 Zentimetern Höhendifferenzen das Niveau 404 Meter ü. M. Darunter folgen bis auf ein Tiefstniveau von 403,40 Metern ü. M. die beiden, durch eine mehr oder weniger starke Seekreideschicht getrennten Kulturschichten. Wiederum tiefer liegen, soweit wir selbst prüfen konnten, verschieden gefärbte Seekreideschichten, zuerst eine mehr gelbliche, dann eine mehr graue, wieder eine eher gelbliche usw., bis von etwa 403 Metern ü. M. ab mehr tonige Schichten – erst eine hellgraue, dann eine dunkelgraue usw. – den Seekreidehorizont ablösen. Diese konnten wir allerdings bloss bis 402,70 Meter ü. M. nach unten verfolgen.

b) *Flächengrabungen* im eigentlichen Sinne konnten angesichts der Schnelligkeit, mit welcher der Aushub vorangetrieben wurde, nur in den Feldern 7 bis 13 Schicht um Schicht durchgeführt werden. Aber leider zeigten diese Felder bei einer Gesamtlänge von rund 29 Metern nur eine durchschnittliche Breite von 2,60 Metern. In den Feldern

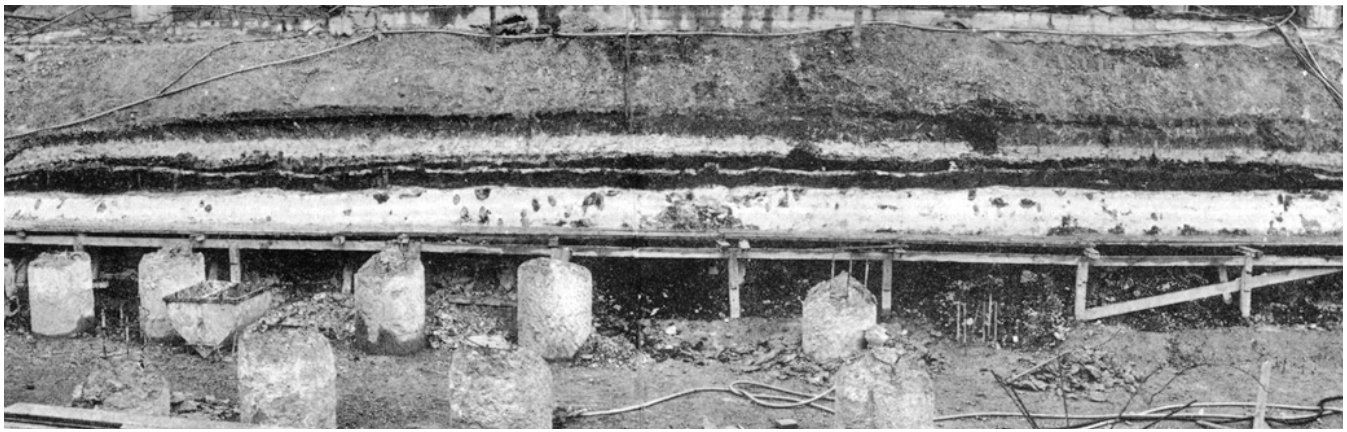


Enge, Breitingenstrasse, neolithische Strandsiedlungsreste. Ansicht des Feldes 6 aus Westen.



Enge, Breitingenstrasse, neolithische Strandsiedlungsreste. Gesamtansicht der Felder 1–3 aus Norden.

1 bis 5 mussten wir uns, wie oben erwähnt, auf eine Art Durchrigolen beschränken, um wenigstens des Grossteils der in den beiden Kulturschichten befindlichen Funde habhaft zu werden. Dieses Vorgehen konnte um so mehr verantwortet werden, als die Kulturschichten nach Norden hin langsam ausliefen, und sich in der Gegend der Felder 1 bis 5 gegenüber dem Bild der Felder 6, besonders aber 7 bis 13, weniger Rundhölzer, auf alle Fälle aber keine besonders auffallenden Konstruktionshölzer und -brettchen fanden. Immerhin war die Ausbeute an Steinbeilen, Knochen- und Horngeräten sowie an Keramikscherben auch in den Feldern 1 bis 5 nicht unerheblich. Wie im Übersichtsplan auf Beilage 13, 1 in den Feldern 1, 3, 4 und 5 zu sehen ist, versuchten wir trotzdem die Pfähle einzufangen. Wir mussten aber angesichts der notwendigerweise vorangetriebenen Tiefbauarbeiten (Weiterabbau, Eisenlegen, usw.) dieses Vorhaben bald aufgeben, und es blieb auch bei der Untersuchung der Pfahlholzarten bei einem recht unverbindlichen



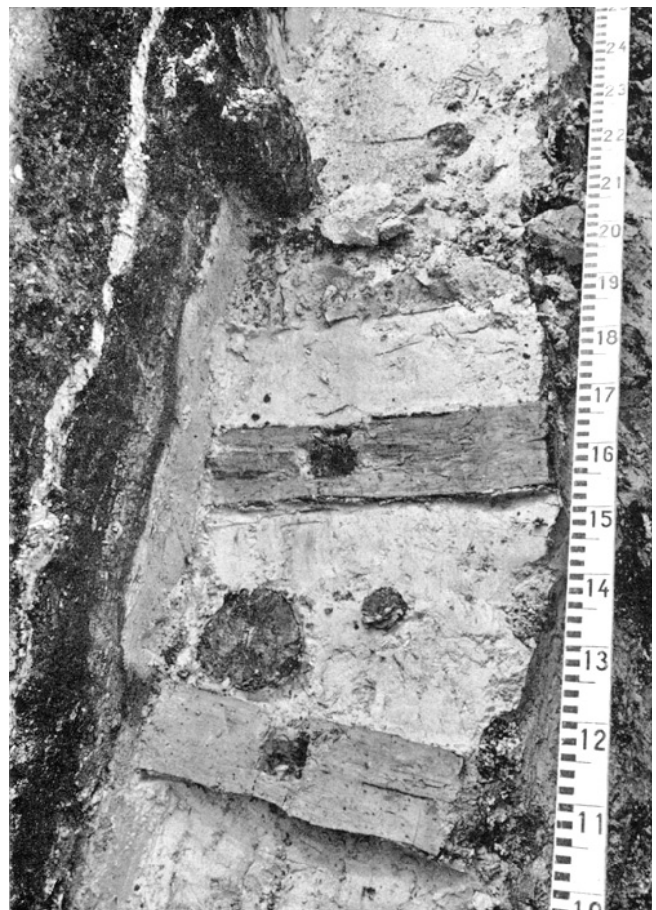
Enge, Breiteringerstrasse, neolithische Strandsiedlungsreste. Profil A – B am Südrand der Baugrube (vgl. auch Beilage 13, 4a und b).

Querschnitt (vgl. die Liste weiter unten). Die wichtigste Arbeit bestand in dieser Gegend darin, die beiden, manchmal nur durch eine bloss 2 bis 3 Zentimeter dicke Seekreideschicht getrennten Kulturschichten, eine nach der andern, abzubauen, um die Funde klar auseinanderhalten zu können. Leider spielten uns sowohl der starke Wechsel der Mitarbeiter aus Schülerkreisen als auch das ständige Verlegen der Arbeitsplätze der Tiefbauunternehmung sehr oft dazwischen, so dass sehr viele Funde als «Streufunde», das heisst nicht völlig eindeutig der oberen oder unteren Schicht zuzuweisende Objekte bezeichnet werden mussten.

Besser stand es beim Abbau der Felder 7 bis 13. Hier konnte das in den Profilen A–B, C–D und E–F gewonnene Bild irgendwie ins Planum übertragen werden, so dass sich Profil und Grundriss gut ergänzten: In der oberen Schicht kamen vor allem grössere und kleinere Topffragmente zum Vorschein, die eindeutig der sogenannten Horgener Kultur des Spätneolithikums zuzuweisen sind, in der unteren dagegen analoges Material, welches neuerdings etwa unter dem Begriff Michelsberg-Pfyn geht, benannt einerseits nach der Keramik, wie sie auf der Patenstation des Michelsberg beim badischen Untergrombach nördlich Freiburg i. Br., und andererseits nach Topftypen, wie sie in der bekannten Moorsiedlung Weiher bei Thayngen, besonders aber in der Moorsiedlung Breitenloo bei Pfyn zutage gefördert wurden.

Soweit wir die Horgener Kulturschicht studieren konnten, zeigte sich nicht das kompakte Bild wie bei der unteren. Die Horgener Kulturschicht präsentierte sich im Profil vor allem als ein reiches Konglomerat von lehmigen, torfigen, brandigen, steinigen Schichtchen und Schichten, als wären sie lange Zeit in seichem Wasser durcheinandergespült worden.

Gleich abwechslungsreich breiteten sich nach den Reinigungsarbeiten die freigelegten Holzüberreste aus. Verbrannte, nicht verbrannte, brettartige, rundliche, kleine und grosse Hölzer lagen grossenteils wirr durcheinander. Nur im Feld 7 scheinen diese liegenden Holzreste bestimmte



Enge, Breiteringerstrasse, neolithische Strandsiedlungsreste. Durchlochte Holzbrettchen in Feld 7, aus Osten.

Richtungen einzunehmen. Aber selbst das analoge Bild im benachbarten Feld 6, das wir allerdings nicht in der Umzeichnung vorlegen, vermochte nicht mehr als dies zu vermitteln. Selbstverständlich waren die Flächen auch zu wenig gross, um aus der Verteilung der Pfähle Anhaltspunkte für Konstruktionen erkennen zu können, zumal infolge Absenkung der Schicht viele Pfähle der unteren Schicht in und zum Teil durch die obere Kulturschicht durchstiessen.

Besser wären wohl die Verhältnisse bei der unteren oder Michelsberg-Pfyner Kultur gewesen, wenn wir ähnlich viele Hölzer vorgefunden hätten. Aber gegenüber der oberen Schicht war die untere eher arm an Rund- und Bretterhölzern. Dafür aber bildete diese Schicht manchenorts ein regelrechtes «Holzkohleflöz». Im Feld 10 häuften sich merkwürdig kleine, ein- oder zweimal vierkantig durchlochte Brettchen in einer auffallend rechteckigen Fläche, wenngleich zwei weitere derartige Brettchen nordwestwärts entfernt lagen. Wie wir sie hoben, erinnerten wir uns natürlich sogleich an die grösseren durchlochten Pfählschuhe vornehmlich aus Strandsiedlungen der frühen und späten Bronzezeit (zum Beispiel Baldegg im Kanton Luzern beziehungsweise Sumpf bei Zug). Jedoch dürften die geringen Ausmasse der vorliegenden Brettchen die Benützung als Pfählschuhe als nicht sehr wahrscheinlich erscheinen lassen. Aus derselben Schicht, und zwar aus Feld 6, stammt ein tönerner Kupferschmelztiegel. Seiner Wichtigkeit wegen sei derselbe hier besonders erwähnt. Da indes die Funde bis zum Augenblick der Niederschrift dieses Berichtes noch nicht vollständ-

dig aufgearbeitet werden konnten, möchten wir die Liste nicht weiterführen, sondern die Funde gesamthaft am Schluss erwähnen.

2. Funde und naturwissenschaftliche Ergebnisse

- a) Funde: Am 21. August 1961 konnten dem Schweizerischen Landesmuseum übergeben werden:
- Scherbenmassen von Tongefässen aller Art, Spinnwirtel beziehungsweise Netzsenker der Michelsberg-Pfyner beziehungsweise der Horgener Kultur, ein Schmelztiegel der Michelsberg-Pfyner Kultur (aus Feld 6),
 - 53 Steinbeile beziehungsweise Steinbeilfragmente, das Stück einer angebohrten Lochaxt der Michelsberg-Pfyner Kultur, 8 Webgewichte aus Ton beziehungsweise Fragmente solcher, Klopffsteine, Schmelzsteine für Birkenpech usw.,
 - an hölzernen Gegenständen: ein webmesserartiger Gegenstand, ein Schöpflöffel, ein Deckel (eines rechteckigen Büchschens), ein fragmentarischer Napf, ein Netzschwimmer,
 - an Silexwerkzeugen: 6 Pfeilspitzen, zahlreiche Messerchen, eines davon in Holzfassung, Klingen und Klingenfragmente verschiedenster Art.

b) Naturwissenschaftliche Ergebnisse:

Die Bestimmung der Pfähle aus den Feldern 4 und 5 ergab von den total 18 Proben: Eiche (4), Esche (1), Ahorn (1), Fichte oder Lärche (2), Erle (7), Pappel (3), davon waren behauen: Eiche (1), Erle (3), Pappel (1)*.

Die absolute Datierung auf Grund der Untersuchung des radioaktiven Kohlenstoffgehaltes (Atomuhr) durch das Physikalische Institut der Universität Bern (Dr. Chr. Gfeller) zeigt für die Holzproben aus Feld 6 folgende Zahlen:

Horgener Kultur	5280 ± 120 Jahre, das heisst um 3300 v.Chr.
-----------------	--

Michelsberg-Pfyner Kultur	5160 ± 120 Jahre, das heisst um 3200 v.Chr.**.
---------------------------	---

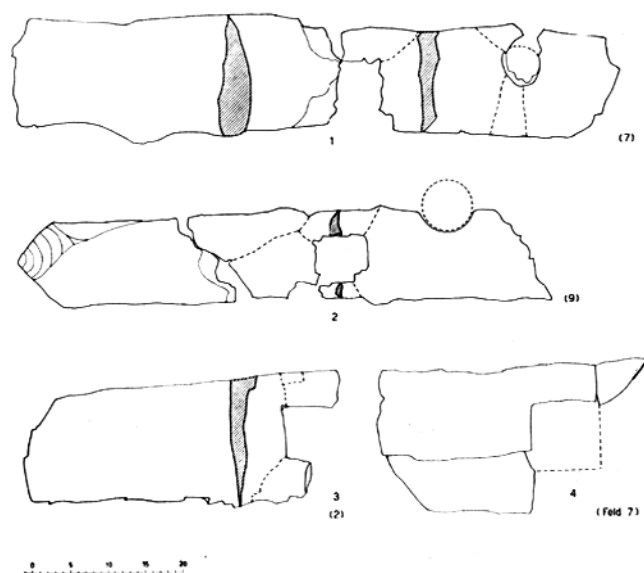
Diese Zahlen stimmen um rund 1000 Jahre nicht. Woraus die Differenz resultiert, konnte nicht ermittelt werden.

Das zeitliche Intervall zwischen der Michelsberg-Pfyner- und der Horgener Kulturschicht schätzte PD Dr. René Hantke, Geologe an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, auf 100 bis 200 Jahre.

In der vom 3. Juli 1961 datierten geologischen Interpretation unseres Profils A–B und der Bohrung (der Firma Stump,

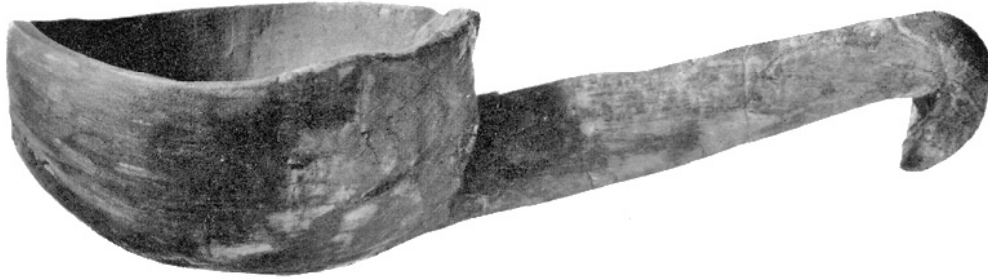
* Briefliche Mitteilung des Laboratoriums für Mikrotechnologische Holzforschung der Eidg. Techn. Hochschule (Prof. Dr. H. Bosshard vom 25. August 1961).

** Briefliche Mitteilung des Physikalischen Instituts der Universität Bern (Dr. Chr. Gfeller vom 26. März 1962).



Enge, Breiteringerstrasse, neolithische Strandsiedlungsreste. Durchlochte Holzbrettchen aus der untern Schicht in den Feldern 2, 7 und 9, $\frac{1}{10}$ natürlicher Grösse.

Enge, Breitingenstrasse, neolithische Strandsiedlungsreste. Holz-Schöpfelöffel nach der Konservierung im Schweizerischen Landesmuseum. $\frac{1}{2}$ natürlicher Grösse.



Bohr-AG) kommentiert PD Dr. Hantke die Schichten folgendermassen:

«Nach der Bohrung steht in einer Tiefe von 12 Metern, also in 396 Metern NN die Grundmoräne des Zürichsee-Stadiums an. Von dieser Kote bis auf das Niveau von 403,2 Meter, also über 7,2 Meter wurden nach dem Rückzug des würmeiszeitlichen Linth-/Rhein-Gletschers Seeletten und Seekreide abgelagert.

Seit dem Rückzug der Gletscher aus der Gegend von Zürich sind rund 14 000 Jahre verstrichen, wie wir heute auf Grund von durch C^{14} -datierten entsprechenden Moränenstadien Süddeutschlands wissen.

Für die limnischen Ablagerungen bis zum Niveau 403,2 Meter ergäbe sich bei überschlagsmässiger Annahme eines Zeitraumes von 10 000 Jahren ein mittlerer jährlicher Sedimentzuwachs von 0,8 Millimeter.»

Den Aufbau der Schichten im Profil A–B deutet R. Hantke folgendermassen (vgl. Abb. S. 131):

«Die basale Seekreide (unter 1) wurde noch unter ständiger Wasserbedeckung sedimentiert. Diese dürfte selbst bei Niederwasser noch mindestens 0,5 Meter betragen haben.

Mit 1 setzte die Verlandung ein. Damit fällt erstmals eine zeitweilige Trockenlegung bei Niederwasser in Betracht. Mit der Torfschicht (2) ist der Verlandungsprozess offenbar so weit gediehen, dass nur noch bei Hochwasser eine Überflutung erfolgte.

Mit 3, der zwischen den beiden Kulturschichten gelegenen Seekreide, stellt sich wieder eine Überflutung ein; eine Stauung des Seeabflusses, etwa durch eine kräftig Schotter liefernde Sihl?

Bedeutsam ist, dass die höhere Kulturschicht ohne vorgängige Vertorfung direkt auf Seekreide liegt.

Mit 4 setzte abermals eine offenbar wiederum ziemlich rasch einsetzende Überflutung ein. Gerölle und eingeschwemmte Holzstücke deuten auf fluviatile Einschwemmung (Sihl?). Diese geht in 5 und 6 in ruhigere Sedimentation von Seeablagerungen über.

Möglicherweise deutet 7 bereits wieder eine etwas geringere Seetiefe an. Dies könnte neben einer Auffüllung der Seewanne auch auf eine allmählich erosive Ausräumung am Seeausfluss zurückzuführen sein.



Enge, Breitingenstrasse, neolithische Strandsiedlungsreste. Silexmesser mit Holzgriff, natürliche Grösse.



Schmelztiegel der Michelsberg-Pfyner Kultur, aus Ton. $\frac{1}{2}$ natürlicher Grösse.

Zur Frage über den Zeitraum, der für die Sedimentation der zwischen den beiden Kulturschichten liegenden Seekreide benötigt wurde, eine geologisch sehr schwierig zu beantwortende Frage, ist zu bemerken:

Sedimentationsgeschwindigkeiten in stehenden Gewässern hängen von einer Reihe von Umständen ab: von der Materialzufuhr und – für die Kalkfällung – vor allem auch vom Klima, von der Seetiefe und vom Organismenreichtum der betreffenden Stelle.

Aus Vergleichen mit heutigen Seeschlammablagerungen im Bodensee und im Zürichsee ist auf Grund von Jahresschichten und anderwertig fixierbaren Daten mit einem jährlichen Sedimentzuwachs von 4 bis 10 Millimetern zu rechnen. Dabei sind jedoch die obersten Sedimente ausserordentlich wasserhaltig. Der Wassergehalt nimmt jedoch mit zunehmender Überlagerung durch jüngere Ablagerungen rasch ab.

Bei einer Kompaktion, wie sie bei der Rentenanstalt vorliegt, dürfte der jährliche Zuwachs etwa mit 2 bis 3 Millimetern einzusetzen sein.

Aus Jahresschichtungen fossiler Seekreiden und Mergelablagerungen lässt sich ermitteln, dass die Ablagerungsgeschwindigkeit von Seekreide etwa sechsmal geringer ist als diejenige von limnischen Mergeln mit einem sechsmal geringeren Karbonatgehalt.

Darnach dürfte die mittlere jährliche Ablagerung von Seekreide etwa mit $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ Millimeter in Rechnung zu stellen sein. Für die Ablagerung der 3 bis 6 Zentimeter mächtigen Seekreideschicht zwischen den beiden Kulturschichten würde somit auf Grund sedimentologischer Überlegungen ein Zeitraum von grössenordnungsmässig 100 bis 200 Jahren resultieren.

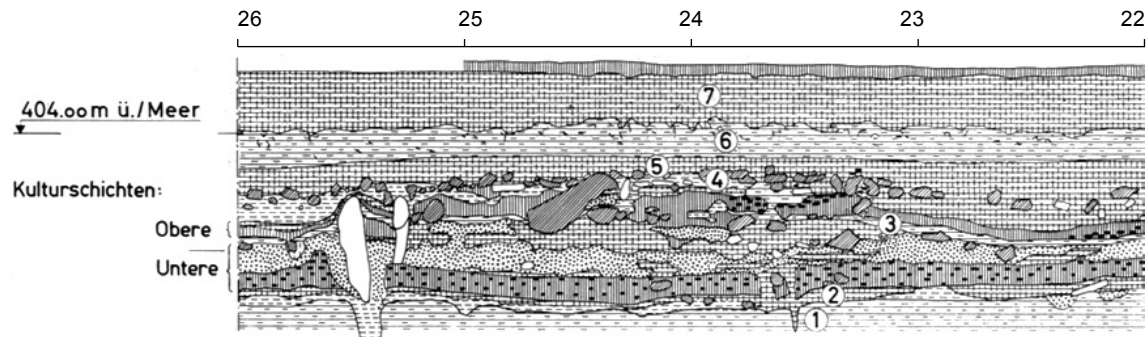
Dies scheint auch mit den aus dem Profil der Rentenanstalt sich ergebenden Werten übereinzustimmen, nehmen doch die Seekreiden beziehungsweise die Karbonatsedimentation, wie aus den Bohrprofilen zu entnehmen ist, knapp die Hälfte der Gesamtmächtigkeit ein.» W. D.



Enge. Die neu entdeckte Fundstelle Nr. 8 an der Breitingenstrasse im Rahmen der bisher auf dem Gebiet der Stadt bekannt gewordenen prähistorischen Strandsiedlungen.

Literatur: Zur Horgener Kultur vgl. bes. E. Vogt, Horgener Kultur, Seine-Oise-Marne-Kultur..., in ASA, Bd. 40/1938, S. 1 ff.; Zur Michelsberger Kultur (bzw. Michelsberg-Pfyn) vgl. A. Baer, Die Michelsberger Kultur in der Schweiz, Basel 1959. Aufbewahrungsort: Artefakte: Schweiz. Landesmuseum, Zürich. Tierknochen: Zoologisches Museum der Universität Zürich.

Enge, Breitingenstrasse, neolithische Strandsiedlungsreste. Ausschnitt aus Profil A–B zwischen Laufmeter 22 und 26, darin eingetragen die im Text S. 130 f. aufgeführten Hinweisnummern (vgl. auch Beilage 13, 4 a und b).





Seestrasse 125, Belvoirgut. Ansicht von Westen nach der Aussenrenovation.

SEESTRASSE 125, BELVOIRGUT, *Aussenrenovation*

Bauleitung: Architekt Otto Schwarz, in Verbindung mit dem städtischen Hochbauinspektorat.

Beratung und Farbgebung: R. A. Wagner, Denkmalpfleger.

An Hand alter Stiche und Photographien wurde das klassizistische Gesicht des Gebäudes, das durch frühere Umbauten

stark beeinträchtigt war, wieder hergestellt. So wurde der ausgesprochenen Differenzierung zwischen Sockelgeschoss und Obergeschoss grosse Beachtung geschenkt. Das Erdgeschoss erhielt wieder den ursprünglichen Fugenschnitt und der erste Stock seinen weissen Kalkanstrich. Mit besonderer Sorgfalt wurde auch die Farbgebung der Gesimse, Fenster und Klappläden festgelegt. R.W.



Seestrasse 125, Belvoirgut. Ansicht von Nordosten nach der Aussenrenovation.

FLUNTERN (Kreis 7)

LIEBA-KAPELLE

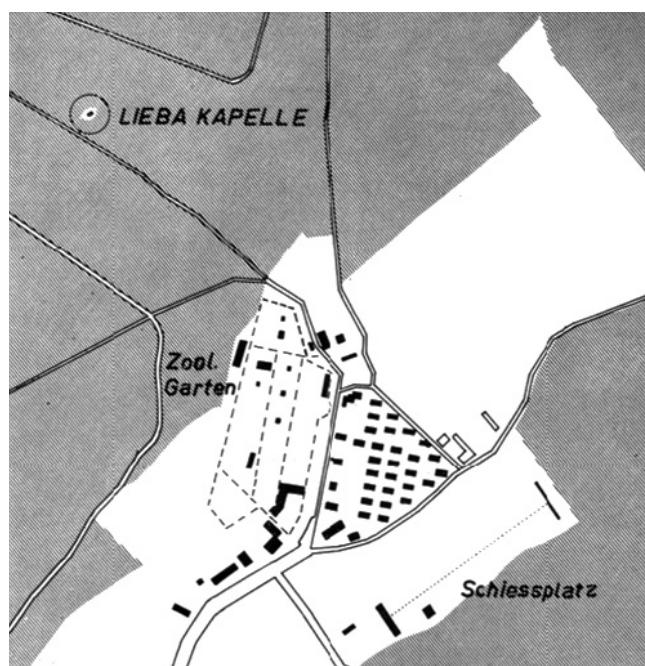
Die Lieba-Kapelle stand etwa 500 Meter nordwestlich des alten Klösterli, rechts unterhalb der Frauenbrünnelstrasse in einer Waldlichtung. Der ungefähre Standort ist im Flurnamen «Liebwies» noch festgehalten.

Die «capella sancte Liebe» wird erstmals im Statutenbuch des Grossmünsters 1346 erwähnt. Um diese Zeit fand am 23. April jeweils eine Prozession vom Grossmünster nach St. Lieba statt. Sonst ist über deren Geschichte nichts bekannt. Sie wird 1429 als Kirche erwähnt, als Anna Zierler von Diessenhofen das Altartuch gestohlen hatte und deswegen hingerichtet wurde. Etwas später wird die St.-Lieba-Kirche auch in der Öffnung von Fluntern genannt. Nach der Reformation kommt die Ortsbenennung St. Lieben noch vor, ohne dass gesagt werden könnte, ob noch ein Gebäude vorhanden war. In Urbaren und Plänen des 17. Jahrhunderts erscheint dann die Liebwies, doch ist kein Gebäude eingezeichnet. Nach S. Vögelin wurden 1828 die letzten Fundamente ausgegraben. Nach Nüscheler waren bis 1852 am gelb gefärbten Rasen die von Südwest nach Nordost gerichteten Grundmauern noch zu erkennen. Das Schiff wäre danach 46 Fuss lang und 32 Fuss breit gewesen, und der Chor hätte ein Quadrat von 18 Fuss gebildet. Offensichtlich nach diesen Angaben und nicht nach persönlichen Beobachtungen hat dann J. C. Haab 1860 seinen in den Zeichnungsbüchern der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich erhaltenen Grundriss gezeichnet. Seither ist der Platz aufgeforstet worden.

1. Ausgrabung 1951/52

In den drei Etappen vom 6. bis 15. August, vom 13. Oktober bis 1. November 1951 und vom 4. bis 19. April 1952 führten die damaligen Studenten Stefan Hafner und Paul Märki eine Ausgrabung durch, nachdem sie mit der Phosphatmethode den genauen Standort bestimmt hatten. Über die Ausgrabung besteht ein sorgfältiger Grabungsplan und Fundbericht.

Über dem Geländeabfall gegen Nordosten stiessen sie auf eine Mauer (vgl. Plan: A), die sie als Chorabschluss ansahen. An den Enden der Mauer, mit Blick nach Osten wurden drei Skelette in ungestörter Lage gefunden (S 1–S 3). Daneben, vor allem im Süden, lagen Knochenansammlungen. Mauerzüge wurden nicht freigelegt, sondern nur Mauergruben, die eine Rekonstruktion des Grundrisses nicht zulieszen. Unter den Gruben und vor allem auch innerhalb der genannten Mauer wurden in einer Tiefe von bis 1,7 Metern auf dem Lehmuntergrund Steinsetzungen festgestellt, deren Bedeutung unabgeklärt ist. Die ältesten gefundenen Keramikfunde gehören wahrscheinlich in die Zeit um 1400; solche aus dem 16. bis 18. Jahrhundert dürften kaum mehr mit der Kapelle in Zusammenhang zu bringen sein.



Fluntern, Lieba-Kapelle. Planskizze der Lage.

2. Ausgrabung vom 18. Juli bis 4. August 1960

Auf Anregung von Herrn Walter Baumann, damals Reallehrer in Schwamendingen, wurde in der genannten Zeit eine die früheren Untersuchungen ergänzende Ausgrabung durchgeführt. Es standen als Hilfskräfte zwei Arbeiter, ein Seminarist und einige Sekundarschüler zur Verfügung. Leider waren für die Vermessung und die Planaufnahmen keine geschulten Kräfte aufzutreiben.

Ausgangspunkt für die Anlage der ersten Suchgräben war der Kapellenplan von Haab, doch erwies es sich sehr bald, dass er in keiner Weise begründet war. Dort, wo die Westmauer hätte liegen müssen, fand sich nur eine ausgedehnte, aus Bollensteinen und Ziegelresten bestehende Steinsetzung (B und C). Es ist anzunehmen, dass diese den wegen Wasserdruks sumpfigen Zugang festigen sollte. Erst 9 Meter weiter östlich stiess man auf ein 50 bis 60 Zentimeter starkes Fundament (D). Da es aber nur noch in ein bis zwei Steinlagen, zum Teil ohne Mörtel, erhalten war, war seine Kante nur noch gegen Osten deutlich erkennbar. Im Norden brach es kurz vor der zu vermutenden Ecke ab, im Süden konnte die Ecke wegen eines Baumes nicht genauer untersucht werden, doch erscheint der nach Osten reichende Maueransatz, der allerdings unmittelbar nach der Ecke abbrach, hinreichend gesichert. Im nördlichen Drittel setzte gegen Westen eine 90 Zentimeter breite Steinlage (E) an, die ihr deutliches Ende nach einem Verlauf von 1,7 Metern hatte. Hierbei handelt es sich jedoch kaum um das Fundament aufgehenden Mauerwerks, sondern eher um die Auflage für eine Holz-

konstruktion. Darauf deutete auch eine im Westen noch erhaltene Mörtelabdeckung. Es war nicht zu entscheiden, ob eine Steinlage im südlichen Drittel des Fundaments (D) einer Entsprechung angehörte oder ob sie Teil der Steinsetzung war. Im Bereich dieser Westmauer traten zahlreiche, meist dicke Verputzstücke zutage. Die gut erhaltene Weisselung auf der glatten Seite erwies sie als Teile eines Innenputzes.

Das Ausmass der Westmauer führt zum Schluss, dass der Plan von Haab auch eine viel zu grosse Breite festhält und überhaupt keinerlei Glauben verdient. Da eine Fortsetzung der Südwand über die Südwestecke hinaus nicht festzustellen war, wurde erst in deren mutmasslicher östlicher Hälfte wieder ein Schnitt gezogen. Hier stiess man, wie schon die früheren Ausgräber, auf eine mit Mörtelschutt gefüllte Mauergrube (F), die bis auf die genannte Steinsetzung in 1,7 Meter Tiefe reichte. Man muss daher annehmen, dass 1828 tatsächlich die Fundamente vollständig ausgerissen worden sind, um deren Steine wieder verwenden zu können. Auffallend ist dabei allerdings, dass im Westen die wenigen, nahe der Oberfläche befindlichen Steine der Westmauer erhalten blieben. Nicht leicht zu erklären ist sodann die Tatsache, dass im Westen die Mauern unmittelbar auf dem Lehm Boden standen, im östlichen Abschnitt aber sehr stark eingetieft waren. Man muss das wohl mit dem gegen Osten zunehmenden Geländeabfall erklären.

Dieser erklärt auch erst die Bedeutung der Ostmauer (A), die nicht die östliche Chormauer gewesen sein kann. Es handelt sich bei ihr um eine ausserordentlich hart gemörtelte Mauer, die offenbar einem Abbruch zu starken Widerstand entgegenstellte oder als Stützmauer mit Absicht belassen wurde. Als solche ist sie offensichtlich erst später erstellt

worden, um ein Abgleiten der Ostmauer der Kapelle zu verhindern. Innerhalb der Mauer fand sich, wieder bis zur Steinsetzung reichend, der gleiche Mörtelschutt wie im Bereiche der Südmauer. Dass sie einer späteren Epoche angehört, erhärteten aber vor allem die folgenden Feststellungen. Anschliessend an die am Nordende bei der früheren Grabung gefundenen Skelette wurden in einer Reihe 5 weitere Gräber aufgedeckt (S 4–S 8). Bei allen war durch die Mauer der obere Skeletteil (und zwar nach Süden zunehmend) abgeschnitten. Nur bei Skelett S 6 (das über Skelett S 6a lag) war der Unterkiefer noch vorhanden, bei den andern fehlten der Schädel und Teile des Brustkorbes. Es ergab sich somit eindeutig, dass die vorhandene Mauer erst nach Aufgabe des Friedhofes errichtet worden ist. Dieser Umstand erklärt auch die früher festgestellten Knochendeponien südlich der Mauer. In Grab S 7 fanden sich Skelettreste von mindestens zwei Individuen, eines jugendlichen und eines alten. Skelett S 6 lag ungestört mit gefalteten Händen, darunter trat aber ein zweites Grab zu Tage, dessen südliche Längsseite und Fussende sorgfältig mit zwei Lagen Steinen eingefasst waren. Die Einfassung an der Nordseite ist wohl infolge der anschliessenden Bestattung beseitigt worden. Auf eine Störung des Grabes wies auch ein in Brusthöhe liegender, fremder Ulnarest hin. Am untern Ende des Beckens lag, fast vollständig in Rost aufgelöst, ein Eisenteil, der einzige Einzelfund, den die Gräber bargen. Möglicherweise handelt es sich um eine Schnalle. Grab S 8 war vollständig gestört und enthielt nur noch fragmentarische Knochen.

Für eine Datierung der Gräber fehlen sichere Anhaltspunkte; die Bestattungsart mit gefalteten Händen scheint allerdings erst im 12. Jahrhundert aufzukommen.



Fluntern, Lieba-Kapelle. Schematischer Plan der Ausgrabungen, 1 : 200.

3. Ergebnis

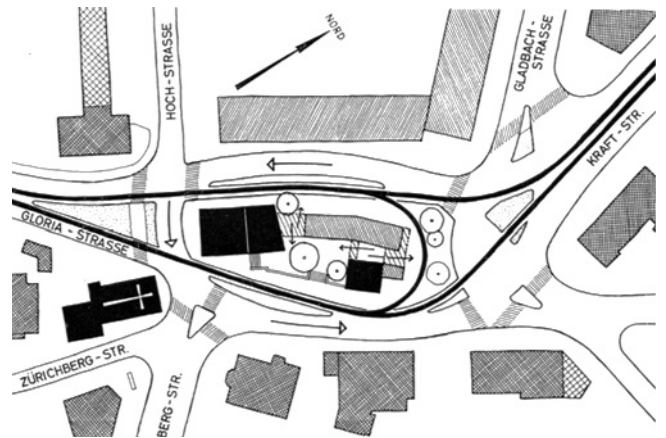
Abgesehen von dem negativen Ergebnis, dass die Planskizze der Kapelle von Haab keineswegs stimmt, bleiben wichtige Fragen offen. Zunächst ist es immer noch zweifelhaft, ob die tiefliegenden Steinsetzungen unmittelbar mit der Kapelle in Zusammenhang stehen. Es ist darauf hinzuweisen, dass das Kelleramtsurbar des Grossmünsters um 1335 den Flurnamen «Betbür» überliefert, den ein Hölzlein ob St. Lieben trug. Das könnte auf eine prähistorische Kultstätte hinweisen. Aber auch der Grundriss der Kapelle lässt sich nur sehr ungefähr rekonstruieren angesichts der geringen und stellenweise ganz beseitigten Reste. Immerhin kann mit einiger Wahrscheinlichkeit ein Kapellenraum von etwa 5 auf 9,5 Meter Innenraum angenommen werden. Dabei hat es den Anschein, dass man wegen des abfallenden Terrains gegen Osten tiefe Fundamente anlegte und später wegen Rutschungsgefahr eine Stützmauer vorsetzen musste. Unmittelbar entlang der Ostseite lag ein kleiner Friedhof. Anzeichen für eine zweite Gräberreihe bestehen nicht, auch wäre eine solche wegen des stark abfallenden Terrains kaum möglich gewesen.

Irgendwelche archäologische Anhaltspunkte für die Datierung ergaben sich – abgesehen allenfalls von der Bestattungsart mit gefalteten Händen – nicht. Zu einer Deutung der Anlage können aber folgende Überlegungen führen:

Es ist anzunehmen, dass die Kapelle in irgendeiner Beziehung zum St.-Martins-Kloster gestanden hat, denn die Liebwies gehörte nach der Reformation zum Zürichberghof, war also Klostersgut gewesen, obwohl sie am äussersten Rande des Güterkomplexes lag. Da in einer Urkunde von 1271 vom Konvent beiderlei Geschlechts die Rede ist, könnte man daran denken, dass bei St. Lieba ein Frauenkonvent bestanden hat. Dem widerspricht aber der Befund des Anthropologischen Instituts der Universität, der kein Skelett als weiblich, die meisten aber mit Bestimmtheit als männlich bezeichnet hat. (Dies gilt für beide Ausgrabungen.) Andererseits deutet die Tatsache, dass alle Individuen erwachsen, zum Teil alt waren, auf eine klösterliche Begräbnisstätte. In diesem Zusammenhang erhält die Erwähnung einer «antiqua cella» in einer Urkunde von 1225 Bedeutung. Unter dieser Zelle hat man sicher eine Vorläuferin des 1127 gegründeten St.-Martins-Klosters zu verstehen. Diese Zelle aber könnte sich bei St. Lieba befunden haben. Vor allem das Bestehen einer Begräbnisstätte bei einem Gotteshaus, das nicht Pfarrkirche war, spricht für eine klösterliche Niederlassung. Mangels eines archäologischen Anhaltspunktes für die Zeit der Entstehung von Kapelle und Zelle muss man der Tatsache Beachtung schenken, dass die Gattin des örtlichen Grundherren in Fluntern und Gründers von St. Martin, Rudolf von Fluntern, den Namen Lieba trug. Das dürfte doch ein Hinweis dafür sein, dass Lieba damals in Fluntern schon

verehrt wurde und die Zelle wirklich die Vorgängerin von St. Martin war. Offen bleibt indessen die Frage, wieweit zurück die Anfänge zu datieren sind. Nicht ausgeschlossen ist, dass der Name Lieba einer Hörigen des Grossmünsters schon 929 mit einer Lieba-Kapelle in Zusammenhang zu bringen ist, denn im Grossmünster besass die angelsächsische Heilige des 8. Jahrhunderts keinen Altar. P. K.

Literatur: Nüscher III, 433. – S. Vögelin, *Altes Zürich II*, 558. – Kdm. Stadt Zürich II, 423. – NZZ 1954, Nr. 1295.



Fluntern, Zürichbergstrasse 69, 71 und 75. Projekt für die Gestaltung des Dorfkerns bei Erhaltung der Häuser.

ZÜRICHBERGSTRASSE 69, 71 UND 75, VORDERBERG

Durch ein Verkehrssanierungsprojekt sind die drei alten Häuser am Vorderberg, «Gesellenhaus», «Weingarten» und «Forsterhaus», welche heute zusammen mit der alten Kirche das eigentliche Dorfzentrum von Fluntern bilden, vom Abbruch bedroht.

Mit der Absicht, die Häusergruppe zu erhalten, hat das Büro für Altstadtsanierung und Denkmalpflege zusammen mit dem Stadtplanungsamt und den Verkehrsbetrieben ein Gegenprojekt ausgearbeitet, das auch dem verkehrstechnischen Standpunkt genügen würde. R. W.



Fluntern, Dorfkern am Vorderberg. Projekt für eine Verkehrssanierung, bei der die Riegelhäuser und die Kirche erhalten bleiben könnten.

HIRSLANDEN (Kreis 7)

HELIOSSTRASSE 22

Im Garten zwischen den Häusern Nrn. 22 und 32 auf deren rückwärtiger Flucht wurde im Sommer 1961 ein mit Steinplatten abgedeckter Sodbrunnen festgestellt. Tiefe 8,7 Meter, Durchmesser 0,8 Meter, Wände: Bollensteine, oben mit magerem Mörtel verbunden. 1839 war das Areal noch nicht überbaut. Der Sodbrunnen entstand wohl erst mit dem Haus Minervastrasse 28 (Assek. 355), das um 1880 im Raume zwischen den beiden heutigen Häusern erbaut und zwischen 1907 und 1915 abgebrochen worden ist. Er wurde in neuester Zeit, wie drei einmündende Tonröhren beweisen, für Abwasser benutzt.

P. K.

HÖNGG (Kreis 10)

BOMBACHGUT, BRUNNEN

Der mit eigenwilligen Masken versehene Barockbrunnen beim Bombachgut wurde beim Abbruch des Gebäudes 1962 sorgfältig deponiert. Er wird auf dem Areal des neuen Krankenheimes wieder aufgerichtet werden.

R. W.

RIESBACH (Kreis 8)

DUFOURSTRASSE 43, «ALCAN-HAUS»

Dank dem Entgegenkommen der leitenden Architekten B. und E. Gerwer und des Bauunternehmens, der Veba AG, Zürich, konnten die Aushubarbeiten für das «Alcan-Haus» im Juni 1962 auf etwaige Bodenfunde hin überwacht werden. In den Auffüllschichten fanden sich 1 Ofenkachelfragment des 15./16. Jahrhunderts und Geschirrfragmente vom 15. bis 18. Jahrhundert. Vor Beginn der Tiefbaggerarbeiten wurden dann zwei tiefe, rechtwinklig sich schneidende Sondierschnitte angelegt. Es fanden sich indes bloss zwei Fragmente eines Unterkiefers von einem ausgewachsenen Hirsch (*Cervus elaphus* L.), dessen Masse «höher liegen als diejenigen an drei rezenten Schädeln» des Zoologischen Museums der Universität Zürich. (Briefliche Mitteilung vom 1. September 1962 des Zoologischen Museums der Universität Zürich; Dr. H. Hartmann.)

W. D.

Aufbewahrungsort: a) Keramische Funde: Schweiz. Landesmuseum, Zürich; b) Zoologische Funde: Zoologisches Museum der Universität Zürich.

Beim Abbruch des Hauses Höschgasse 77 wurde nahe der bergseitigen Grundstücksgrenze ein Sodbrunnen entdeckt. Tiefe 8 Meter, Durchmesser 0,9 bis 1,0 Meter. Die Wände bestanden zum weitaus grössten Teil aus nicht gemauerten Sandsteinblöcken, aus Abbruchmaterial und vereinzelt Bollensteinen. Der Brunnen ist in der Wildkarte und im Plan von Riesbach von 1868 (BAZ R 10) auf Kat.-Nr. 266 eingetragen. Er ist zweifellos beim Bau des Hauses Höschgasse 77 im Jahr 1842 angelegt worden. P. K.

OERLIKON (Kreis II)

STRICKHOF, «MUR»

Baureste eines römischen Gutshofes (vgl. Beilage 14, 1 bis 2)

Anfangs Februar 1961 meldete alt Sekundarlehrer Hch. Wydler in Oerlikon, es seien beim Aushub für die neue Veterinär-Medizinische Fakultät der Universität unter einer grossen Masse von neueren Ziegelbruchstücken einige Fragmente von typisch römischer Form zum Vorschein gekommen. Daraufhin wurde sogleich eine Rettungsgrabung eingeleitet, die mit Unterbrüchen bis 3. März 1961 dauerte.

Wie sich bald zeigte, waren nur mehr wenige Mauerzüge vorhanden. Am eindrücklichsten ist das Profil A bis B. Es läuft über 47 Laufmeter hin, beginnend bei einer alten Kanalisationsleitung und endigend beim «Markstein». (Diese beiden Markierungen sind ebenfalls sehr deutlich im Grundriss eingetragen.) Das Profil läuft von Nordosten nach Südwesten. (Der Einfachheit halber sei hier aber bloss von Ost und West die Rede.) Kurz nach der alten Kanalisation trafen wir unter moderner Auffüllschicht auf einen unförmigen Steinhau, unter dem vereinzelte römische Ziegel lagen. Bei Laufmeter 4 erhielt man den Eindruck von einem Mauerstumpf, jedoch lagen gerade dort, bodenartig ausgebreitet, eine Menge Ziegelfragmente. Die mit Ziegelstücken aufgefüllte Eintiefung könnte eine Mauergrube anzeigen, zumal das «römische Niveau» ab hier bis Laufmeter 8 noch relativ tief liegt. – Ab Laufmeter 8 betreten wir sozusagen festen Boden: bis zur Fundamentgrube bei Laufmeter 12 breitet sich hier ein guter grauer Terrazzoboden aus. – Zwischen Laufmeter 12 und 17 lagen die Ziegelfragmente über Mauer-schutt, alles jedoch auf einem ziemlich planen Niveau. Bei Laufmeter 17 setzt dann auch der anstehende Humus ein. Die römische Ziegelschicht lagert ab hier bis Laufmeter 33 wiederum ziemlich horizontal und überstreicht dann bei Laufmeter 33/34 eine tief fundamentierte Mauer, wo sie bis Laufmeter 37 durch eine Art Pflasterung abgelöst wird. Bei Laufmeter 37 war auch der weitere Rest eines Mörtelbodens zu fassen. Das Ziegelmateriel liegt dann wieder sehr massig

und mit Mauersteinen vermischt zwischen Laufmeter 37 und 44, von wo ab die Ziegelschicht langsam ausläuft, um nach Laufmeter 47 fast ganz zu verschwinden.

Im Grundriss sind praktisch nur der Steinhau am Ostende, der Terrazzobodenrest zwischen Laufmeter 8 und 12, die Mauer bei Laufmeter 33/34, die westlich davon liegende «Bsetzi»-artige Steinschicht mit kleinem Mörtelbodenrest sowie die Steinlage zwischen Laufmeter 39 und 43 fassbar gewesen.

Obgleich wir uns vorgenommen hatten, die Aufnahmen auf das eigentliche Baugebiet zu beschränken, legten wir ausserhalb der Aushubzone 4 kleine Sondierschnitte an. Leider brach im Schnitt 1 die gut fundamentierte Mauer ab. Immerhin setzte zugleich westwärts ein neuer Mauerzug an, der in Sondierschnitt 2 leider nicht mehr weiterverfolgt werden konnte. Wir trafen dort vielmehr östlich einer von Süden



Högg, Bombachgut. Brunnen, um 1730 bis 1740.

nach Norden verlaufenden Mauer auf eine Steinpflasterung. Eine solche stellte sich auch im Schnitt 1 und östlich davon im Schnitt 3 ein. Im Schnitt 4 dagegen war überhaupt nichts mehr an Römischem zu finden. Damit soll indes nicht etwa gesagt sein, daß die Ruinenzone nicht weiter südlich noch gefasst werden könnte.

Bei den angeschnittenen römischen Überresten handelt es sich zweifellos um Teile einer ausgedehnten, teilweise wohl nur noch spärlich vorhandenen Ruine des Herrenhauses eines römischen Gutshofes. Das Herrenhaus scheint der-
einst, von Westen nach Osten lang hingestreckt, am schwach fallenden Nordwestabhang des Zürichberges gestanden zu haben.

Die Funde beschränkten sich ausser den in grosser Menge gefundenen Ziegelfragmenten hauptsächlich auf Heizröhrenreste, das kleine Fragment einer Platte aus sogenanntem Juramarmor und Keramikscherben. Diese charakterisiert Frau Dr. E. Ettlinger im nachstehenden folgendermassen:

«Die Scherben sind stark korrodiert und deshalb zum grössten Teil nur in grösseren Zeitabschnitten datierbar. Für die bestimm-
baren Stücke liess sich folgende Liste aufstellen: Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr.: 5 Stück, 2. Jahrhundert: 18 Stück, frühes 3. Jahrhundert: 1 bis 3 Stück. Die Sigillata-Importe kamen aus Südfrankreich und je ein Stück wahrscheinlich aus Mittelfrankreich und aus dem Elsass. Sicher ins 3. Jahrhundert zu datieren ist eine Scherbe einheimischer Reliefsigillata. Die Hauptbenutzungszeit war ganz zweifellos das 2. Jahrhundert.» W. D.

SEEBACH (Kreis II)

ALTE KIRCHE

Die Ausgrabung vom November 1961

1. Voraussetzungen

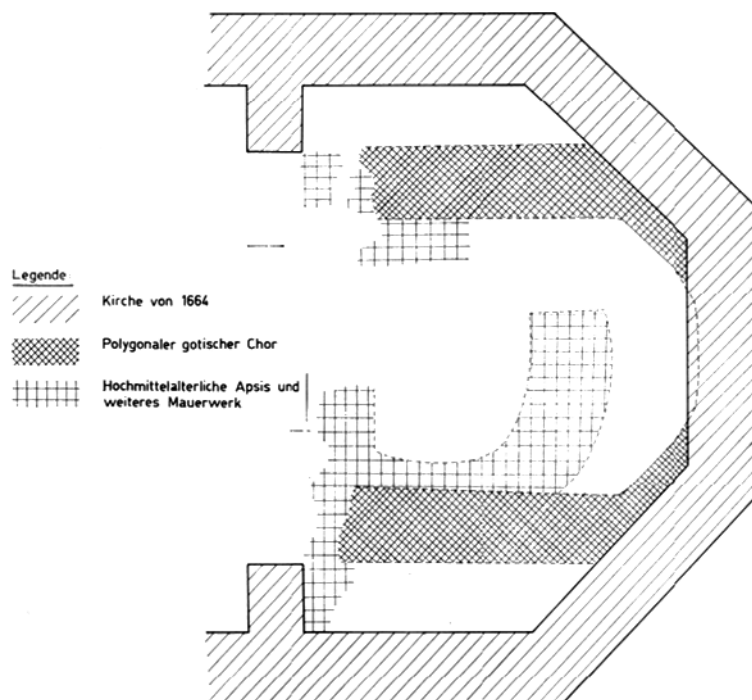
Das Dorf Seebach war im Mittelalter kirchlich auf die Pfar-
reien Kloten und Rümlang aufgeteilt, wobei der Katzenbach die Grenze bildete. Im südlichen Teil des Dorfes stand eine Filiakapelle der Pfarrkirche Rümlang. Sie wird in den Quel-
len erstmals 1353 erwähnt. In der Reformationszeit wurde sie profaniert und in ein Wohnhaus umgebaut. 1551 wird als Besitzer Andreas Bannwart genannt. Geführt von Unter-
vogt Heinrich Rümeli bemühte sich die Gemeinde 1663 um eine eigene Kirche. Nachdem die in der ehemaligen Kapelle wohnende Familie ausquartiert worden war, wurde «an statt der alten capellen ein neue kirchen» gebaut und im Juli 1664 eingeweiht. Bei der Ausgrabung des Chorbodens stiess man auf älteres starkes Gemäuer. Bauplan der Kirche im Staatsarchiv Zürich E 1 30, Nr. 112, aber ohne Chorbogen-
mauer und Kanzel an der rechten Seite. Es bleibt unbe-
stimmt, inwieweit die alten Bauteile im Wohnhaus noch vor-
handen waren. Die Tatsache, daß man beim Neubau auf alte Fundamente stiess, legt die Annahme nahe, dass der Chor nicht mehr gestanden hatte.

Es war auf alle Fälle anzunehmen, dass Fundamente der alten Kapelle noch im Boden vorhanden sein mussten und sich eine Grabung lohnte. Irgendwelche Anhaltspunkte für die Ausmasse der alten Kapelle bestanden nicht.



Oerlikon, Strickhof «Mur», römischer Gutshof. Einer der wenigen erhaltenen Mauerzüge mit Teilen einer Pflasterung, aus Nordwesten.

Seebach, alte Kirche. Schematischer Plan der Ausgrabungen im Chor, 1 : 100.



2. Finanzierung

Die Kosten der Ausgrabung konnten für den Fall, dass die gesamten alten Mauerfundamente innerhalb der Kirche freigelegt werden sollten, auf etwa Fr. 4000.– geschätzt werden. Erfreulicherweise beschloss die Zentralkirchenpflege, Kosten bis zum Betrage von Fr. 2000.– zu übernehmen, das städtische Hochbauamt sagte einen gleich hohen Beitrag zu. Der Kredit wurde nur zum Teil beansprucht.

3. Dauer

Die Ausgrabung konnte in verhältnismässig kurzer Zeit durchgeführt werden. Sie dauerte vom 20. bis 27. November.

4. Leitung, Unternehmer, Aufnahmen

Die Leitung hatte der wissenschaftliche Denkmalpfleger der Stadt Zürich. Die Grabarbeiten besorgte das Baugeschäft Huber in Seebach, und zwar durch Herrn Huber jun. und einen italienischen Arbeiter. Die Arbeiten wurden sachgemäss und speditiv durchgeführt. Der bauleitende Architekt, Herr Emil Rütli in Seebach, liess durch sein Büro die Grabungspläne aufnehmen. Die Photoaufnahmen besorgte Herr Willi Burkhardt, Photoatelier in Seebach.

5. Verlauf der Grabung

Die Grabung wurde im Chor begonnen, der wie die Kirche einen Betonboden von 1878 aufwies. Um auf Fundamente eines allfälligen kleineren Chores – es war an einen Rechteckchor zu denken – zu stossen, wurde zunächst in der Mitte des

Chors ein Quergraben gezogen. Schon nach einer halben Stunde wurden unmittelbar unter der Kiesauffüllung von 1878 beidseits der Achse West-Ost verlaufende Mauern festgestellt. Sie liessen den Schluss zu, dass die alte Kirche genau in der Achse der heutigen gestanden hatte. Die Freilegung dieser Mauern deckte dann aber nicht einen Rechteck-, sondern einen polygonal geschlossenen Chorgrundriss auf, dessen Ostabschluss unter der heutigen Ostmauer des Chores lag. Das Fundament war von aussergewöhnlich hartem Mörtel bedeckt, in dem sich noch die Umrisse grosser Steine abzeichneten. Innerhalb der südlichen Mauer und zum Teil unter dieser zeigte sich bald weiteres Mauerwerk, das älter sein musste. Die Verfolgung dieses nur in zwei Steinlagen erhaltenen Fundamentes ergab eine halbrunde, leicht hufeisenförmige Apsis. An der südlichen Seite war sie sehr gut erhalten, während die nördliche Rundung durch einen mit einer grossen Sandsteinplatte bedeckten Einbruch, der nur ein Grab sein konnte, unterbrochen war. Es wurde schliesslich der ganze Chorboden abgedeckt, mit Ausnahme eines kleinen Stückes in der Mitte des Chorbogens und in der linken Ecke. Nach der Reinigung hoben sich die beiden älteren Chorabschlüsse sehr deutlich voneinander ab.

Die grosse Grabplatte im Ausmass von 193/108 Zentimeter wurde erst abgehoben, nachdem der ganze Befund photographiert war. Darunter befanden sich ein Schädel und weitere Knochen in völliger Unordnung und nur wenig unter der Platte. Eine Inschrift war auf der abgewitterten Platte nicht mehr zu erkennen.

Da die nördlichen Chormauern beider Etappen vor der unter dem Chorbogen liegenden Chorstufe abbrechen, wurde westlich dieser nach einer allfälligen Fortsetzung gesucht, doch ohne Erfolg. Auch auf der Südseite brach die Mauer des jüngeren Baues kurz vor der Stufe ab, doch war an diese anschliessend noch ein kleines Stück Kalkmörtelboden vorhanden, der zum zweiten Bau gehört haben muss. Innerhalb der Stufe lief eine Steinsetzung bis zur heutigen Aussenmauer, möglicherweise die unterste Lage einer Mauer.

Um die Ausmasse eines vermutlich schmäleren Schiffes festzustellen, wurde 2 Meter westlich des Chorbogens von der südlichen Schiffmauer aus ein etwa 2 Meter langer Graben gezogen, der auf alle Fälle eine nach Westen laufende Schiff-

mauer des ersten oder zweiten Baues hätte anschneiden müssen. Von einer solchen war keine Spur zu finden, vielmehr geriet man unter dem Betonboden auf wenig Bauschutt (Reste von roten Ziegelplatten) und dann auf gewachsenen Boden. Das Fundament der heutigen Schiffmauer reicht nur etwa 40 Zentimeter in den Boden und hebt sich nicht vom aufgehenden Mauerwerk ab.

6. Ergebnis

Im Chor konnten völlig eindeutig zwei Bauetappen festgestellt werden, die der jetzigen Kirche vorangegangen sind und die beide kirchlichen Bauten angehören. Zur jüngeren gehört der gotische, polygonal geschlossene Chor mit einer

Seebach, alte Kirche, Senkrechtaufnahme von den ausgegrabenen Mauern im Chor.



Breite von 3,6 Metern (innen) und einer Länge von 5,2 Metern (sofern er an der heutigen Chorstufe abschloss). Die Mauerdicke war ± 1 Meter. Eine sichere Datierung ist nicht möglich, dies um so weniger, als das Verhältnis zum Schiff nicht bekannt ist. Schriftliche Quellen sind nicht vorhanden. Man wird höchstens in das 14. Jahrhundert zurückgehen dürfen, noch eher kommt erst das 15. Jahrhundert in Frage. Der Chor der ersten Kirche mit etwa gleich starkem Mauerwerk misst im Innern nur 2,5 bis 2,7 Meter in der Breite. Falls die wenigen im Westen festgestellten Steine wirklich den Übergang zum Schiff angeben, wäre der Chor nur 2,1 Meter tief gewesen. Deutlich war auf der Südseite der hufeisenförmige Einzug der Mauer am Choreingang. Wenn man einerseits die Apsis sicher spätestens ins 12. Jahrhundert datieren darf, so bleibt andererseits nach rückwärts ein sehr grosser Spielraum. Vor allem die Hufeisenform deutet auf ein höheres Alter; doch lässt sich vorderhand kein bestimmtes Jahrhundert mit einiger Wahrscheinlichkeit nennen. Ein Apsisabschluss ist für eine Kirche im Zürcher Gebiet eher eine Seltenheit. Eine solche wurde auch in Altstetten aufgedeckt und ins 11. Jahrhundert datiert.

Leider blieb die Frage der Schiffe der alten Kapellen offen. Immerhin darf man einerseits aus dem Fehlen von Resten in der Kirche und andererseits der den gotischen Chor mit der heutigen Südwand verbindenden Steinlage vermuten, dass die gotische Kirche schon die heutige Breite hatte. Man hätte die neuen Mauern unmittelbar in die alten Fundamentgruben, die sicher auch nicht tief waren, gesetzt. Das Gotteshaus hätte dann allerdings für eine Filialkapelle ansehnliche Ausmasse besessen.

Noch fraglicher bleibt die Sache für die Apsiskapelle, da diese sicher nicht die Breite der heutigen Kirche besessen haben kann. Es erhebt sich die Frage, ob das Schiff allenfalls eine Holzkonstruktion war und deshalb keine Spuren hinterlassen hat. Die Möglichkeit, dass beim Bau der Kirche 1663/64 alle älteren Mauerreste im Bereich des Schiffes beseitigt worden wären, fällt deshalb ausser Betracht, weil das Terrain gegenüber dem bisherigen Niveau nicht abgesenkt worden ist, liegen doch die Fundamentoberkanten der Apsismauern bis über 50 Zentimeter unter dem heutigen Niveau. Auch die Möglichkeit, dass durch Kellereinbauten in das

Wohnhaus nach der Reformation die Mauern beseitigt worden wären, scheidet mit ziemlicher Sicherheit aus, weil sonst Abbruchschutt im Boden gefunden worden wäre, mit dem man den Keller aufgefüllt hätte.

Das *Grab*. Die Überlieferung, dass das Grab im Chor das des um den Kirchenbau verdienten Untervogts und Hauptmanns Rümeli sei, der 1604 geboren wurde und am 23. Februar 1668 gestorben ist, darf als gesichert gelten. Zwar hätte die anthropologische Untersuchung des Schädels eher auf einen wesentlich jüngeren Mann schliessen lassen, doch werden solche Untersuchungsbefunde heute als sehr unsicher angesehen. Da schon in der Sammlung der zürcherischen Grabschriften von David von Moss aus dem Ende des 18. Jahrhunderts als einzige Grabschrift in der Kirche Seebach die Untervogt Rümelis erwähnt wird und auch eine Grabstätte eines Pfarrers nicht in Frage kommt, so sind keine Zweifel mehr angebracht.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich die Ausgrabung nicht nur im Hinblick auf die Kirchengeschichte von Seebach, sondern auch von allgemeinen Gesichtspunkten aus gelohnt hat. Es ist damit erwiesen worden, dass Filialkapellen nicht erst im 13. und 14. Jahrhundert bestanden haben, das heisst nicht erst im Zeitpunkt urkundlicher Nennung, sondern dass sie wesentlich älter sein können. Das gleiche Ergebnis hat seinerzeit auch die Grabung unter der Kirche Altstetten gebracht. Wir dürfen nun annehmen, dass die 1270 genannten Filialkapellen des Grossmünsters wesentlich älter waren als die erste Nennung. Zum zweiten ist für unsere Gegend ein weiteres Beispiel eines kleinen Apsidenbaues zutage gefördert worden. P. K.

WITIKON (Kreis 7)

WITIKONERSTRASSE 356

Beim Abbruch des 1861 erbauten Pfarrhauses wurde ein Sodbrunnen von etwa 80 Zentimeter Durchmesser festgestellt. Da auf dem Platz vorher kein Haus stand, dürfte er 1861 angelegt worden sein. P. K.

Beilage 1

- 1: Bülach. Solli, Grube mit Brandschicht (Text S. 15)
- 2 und 3: Fehraltorf. In der Speck, Römische Ruine (Text S. 33)
- 2 Übersichtsplan der Untersuchungen von 1961
- 3 Grundriss der Ruine, 1961
- 4: Grüningen. Itzikon, Hauptgrube (Text S. 37), Fundort einer alamannischen Spatha (Text S. 37)
- 5: Dällikon. Mühlrain/Chneblezen, römische Gebäuderuinen, Plan von 1961 (Text S. 15)
- 6: Dällikon. Lätten, alte Wasserfassungen, Plan von 1961 (Text S. 19)
- 7: Wetzikon. Medikon, Sandbühl, Plan der Sondierungen von 1961 (Text S. 90)

Beilage 2

- 1: Birmensdorf. Reformierte Kirche (Text S. 14)
 - Ansichten, Grundriss des Arkadengeschosses und Ansicht einer Arkadenstütze
- 2: Urdorf. Unterreppischtal, Haus Schulthess, ehemalige Sankt-Georgs-Kirche (Text S. 87)
 - 2a West- und Nordansichten, Erdgeschoss
 - 2b Südwall, Ostwall
- 3 und 3a: Zell. Lettenberg, Haus zum «Chloschter», ehemalige Filialkirche St. Oswald (Text S. 99)
 - Grundriss, Längs- und Querschnitte
- 4: Winterthur. Oberwinterthur, Übersichtspläne zu den römischen Untersuchungs-, beziehungsweise Sondierungsstellen (Texte S. 95)
 - Es bedeuten: 1 Römerstrasse 147/151
 - 2 Römerstrasse 162
 - 3 Seenerstrasse 3 a–c
 - 4 Römerstrasse 240/Schiltwiese
 - 5 Römertorstrasse 24a
- 5: Winterthur. Oberwinterthur, Römerstrasse 147/151, Römische Fundschichten und Gräber (Text S. 95)
- 6: Winterthur. Oberwinterthur, Römerstrasse 162, Römische Baureste (Text S. 96)

Beilage 3

- 1: Adliswil. Hofackerstrasse, Plan von 1961 (Text S. 13)
- 2 und 3: Marthalen. Steinacker. Überreste einer Siedlung der späten Latène-Zeit (Text S. 54)
- 2 Übersichtsplan von 1960/61
- 3 Profil A – B von 1961

- 4: Kyburg. Schloss, Innerer Schlossgraben (Text S. 51)
- 5 bis 8: Rafz. Im Fallentor, Reste eines Grabhügels der späten Bronzezeit (Text S. 76)
- 5 Übersichtsplan von 1961
- 6 Grundriss des Grabhügels mit Einzeichnung der Fundkomplexe A und B
- 7 Fundkomplex A
- 8 Fundkomplex B

Beilage 4

- Hettlingen. Hanfreibe (sogenannte «Haufribi») (Text S. 39)
- 1 Haupt- beziehungsweise bachseitige Fassade
- 2 Grundriss (Norden oben)
- 3 Südfassade mit Einzeichnung des ehemaligen Wasserrades
- 4 Längsschnitt
- 5 Querschnitt
- 6 Grundriss des Getriebes
- 7 Ansicht des Getriebes

Beilage 5

- Eglisau. Reformierte Kirche (Text S. 19)
- 1 Steingerechter Plan
- 2 Bauetappenplan, über dem Steingerechten Plan konstruiert
- 3 Plan mit den hier wiedergegebenen Profilen
- 4 Plan mit Sondierschnitten und -flächen
- 5 Gräberplan
- 6 Querprofil E bis F durch den Chor
- 7 Rekonstruiertes Längsprofil durch den Chor mit Einzeichnung des Stützpfilers aus Tuff und des gotischen Balkenbodens (vgl. Beilage 6, 1)
- 8 Rekonstruktion der gotischen Balkenboden-Konstruktion (abgebrochen 1613, bei Auffüllung des Hohlraumes unter dem Chor)

Beilage 6

- Eglisau. Reformierte Kirche (Fortsetzung) (Text S. 19)
- 1a und b Längsprofil A – B durch Chor und Kirchenschiff
- 2 Querprofil C – D durch den Ostteil des Kirchenschiffes mit den Nord- und Südmauern des romanisch-gotischen Turmes sowie den Landvogt-Gräbern westlich des Chores.

Beilage 7

- Knöna. Reformierte Kirche (Text S. 44)
- 1 Steingerechter Plan
- 2 Bauetappenplan, über dem Steingerechten Plan konstruiert
- 3 Plan mit den hier wiedergegebenen Profilen
- 4 Plan mit Sondierschnitten und -flächen
- 5 Gräberplan

- 6 Längsprofil A – B durch Chor und Kirchenschiff
- 7 Profil C – D durch die verschiedenen Bodenniveaux im Chor
- 8 Profil E – F durch die Fundamente unter dem ehemaligen Chorbogen
- 9 Querprofil G – H durch das Kirchenschiff

Beilage 8

- 1 bis 4: Mettmenstetten. Reformierte Kirche (Text S. 62)
- 1 Steingerechter Plan
- 2 Bauetappenplan, über dem Steingerechten Plan konstruiert
- 3 Plan mit den hier wiedergegebenen Profilen
- 4 Plan mit Sondierschnitten und –flächen
- 5: Eglisau. Kirchgasse 586, 1962 abgebrochener Altbau nordwestlich der Kirche (Text S. 30)

Beilage 9

- Mettmenstetten. Reformierte Kirche (Fortsetzung) (Text S. 62)
- 1 Gräberplan
- 2 a bis b Längsprofil A – B durch Kirchenschiff und Chor
- 3 Längsprofil C – D durch den Chor
- 4 Querprofil E – F durch den Chor
- 5 Querprofil G – H durch den Ostteil des Kirchenschiffes

Beilage 10

- 1: Meilen. Obermeilen, Appenhalde 27 und 29: Ruine eines römischen Landhauses (Text S. 59)
- 2 bis 5: Rheinau. Sogenannter Stadtgraben, Suche nach keltischen Funden anlässlich des Baues einer Kanalisationsleitung (Text S. 78)
- 2 Übersichtsplan mit Einzeichnung der Kalkgrube, des Profils A – B daselbst sowie des Profils C – D im Stadtgraben
- 3 Grundriss der Kalkgrube
- 4 Profil A – B durch die Kalkgrube
- 5 Profil C – D im Stadtgraben

Beilage 11

- 1 bis 6: Nachträge zu den Planbeilagen 2 (Elsau), 3 (Hombrechtikon) und 8 (Zell) im 1. Bericht ZD 1958/59
- 1 und 2 Elsau (vgl. 1. Bericht ZD 1958/59, S. 20 ff. und hier S. 33)
- 1 Steingerechter Plan
- 2 Bauetappenplan, über dem Steingerechten Plan konstruiert
- 3 und 4 Hombrechtikon (vgl. 1. Bericht ZD 1958/59, S. 28 ff. und hier S. 42)
- 5 Steingerechter Plan
- 4 Bauetappenplan, über dem Steingerechten Plan konstruiert

- 5 und 6 Zell. Reformierte Kirche (vgl. 1. Bericht ZD 1958/59, S. 70 ff. und hier S. 97)
- 5 Steingerechter Plan
- 6 Bauetappenplan, über dem Steingerechten Plan konstruiert
- 7 und 8: Kappel a. A. Amtshausareal: Alter Abwasserkanal (Text S. 43)
- 7 Grundriss des alten Abwasserkanals
- 8 Profil A – B durch den alten Abwasserkanal
- 9: Neftenbach. Wolfzangen: Römische Wasserleitung (Text S. 73)

Beilage 12

- Zürich. Altstetten, Loogarten: Überreste eines römischen Landhauses (Text S. 122)
- 1 Steingerechter Plan
- 2 Bauetappenplan mit Einzeichnung der hier wiedergegebenen Profile
- 3 Allgemeine Situation mit ergänztem Grundriss
- 4 Profil A – B
- 5 Profil C – D
- 6 Profil E – F (mit Schnitt durch den Keller)

Beilage 13

- Zürich. Enge, Breitingenstrasse: Jungsteinzeitliche Strandsiedlungsreste (Text S. 125)
- 1 Übersichtsplan mit Einzeichnung der Ausgrabungsfelder, Profile usw.
- 2 Ausschnitt aus dem Übersichtsplan: Die in den Feldern 1 und 3 gefassten Pfähle
- 3 Grundrisse der oberen und unteren Schichten in den Ausgrabungsfeldern 7 bis 13 am Südrand der Aushubfläche
- 4a und b Profil A – B Westteil/Ostteil
- 5 Profil C – D
- 6 Profil E – F

Beilage 14

- 1 bis 2: Zürich. Oerlikon, Strickhof/«Mur»: Reste eines römischen Landhauses (Text S. 137)
- 1 Übersichtsplan mit Einzeichnung des ehemaligen Spitalbaches
- 2a und b Profil der freigelegten Baureste (schwarzer Strich im Übersichtsplan 1)
- 3 bis 6: Zürich 1. Hirschengraben, Obmannamt: Mittelalterliche Baureste (Text S. 114)
- 3 Übersichtsplan mit Einzeichnung der Profile
- 4 Profil A – B durch das angeschnittene Stadtmauerfundament
- 5 Profil C – D
- 6 Profil E – F

ABBILDUNGSNACHWEIS

KANTON

a) Photographien: Kantonales Hochbauamt, Photoabteilung, ausgenommen die folgenden:

Abb. S. 42, 77, 82, 90 Schweizerisches Landesmuseum, Zürich; S. 34, 55, 92 und 93 Militärflugdienst; S. 86 T. Sägesser, Uetikon ZH.

b) Zeichnungen im Textteil: Kantonale Denkmalpflege, Zürich, ausgenommen die folgenden:

S. 24, 25 Architekturbüro J. Schenkel, Eglisau (Gehring); S. 52 ehemaliger Technischer Arbeitsdienst, Zürich; S. 62 F. Hürlimann, Lehrer, Seegräben ZH

c) Zeichnungen auf den Beilagen: Kantonale Denkmalpflege, Zürich, ausgenommen die folgenden:

Beilage 1:

- 1: H. Pfenninger, Bülach (Bleistiftvorlage)
- 2 und 3: M. Müller, Winterthur (Bleistiftvorlagen)
- 4: U. Ruoff, Zürich (Bleistiftvorlage)
- 7: F. Hürlimann, Seegräben (Bleistiftvorlage)

Beilage 2:

- 1: R. Constam, Architekt SIA, Zürich
- 2: Technikum Winterthur (Prof. H. Suter, Zürich)
- 3: H. Weiss, Architekt, Uster

Beilage 3

- 2: U. Ruoff, Zürich (Bleistiftvorlage)
- 6–8: G. Elmer, Hegnau (Bleistiftvorlagen)

Beilage 4

- 1–7: Technikum Winterthur (Prof. H. Suter, Zürich)

Beilage 8

- 5: J. Schenkel, Architekt, Eglisau

Beilage 11

- 7 und 8: U. Ruoff, Zürich (Bleistiftvorlage)

STADT

a) Photographien: Baugeschichtliches Archiv, ausgenommen die folgenden:

S. 106, 107, 108 Wolf-Bender, Zürich; S. 109, 117, 118 M. Hellstern, Regensberg; S. 111 (links), Hochbauamt der Stadt Zürich; S. 113, 122, 123, 127, 128, 138 Kantonales Hochbauamt, Zürich; S. 124, 130 Schweizerisches Landesmuseum; S. 140 W. Burkhardt, Zürich.

b) Zeichnungen im Text:

S. 105 R. Fässler, Architekt SIA, Zürich; S. 126, 129, 131 Kantonale Denkmalpflege, Zürich; S. 133, 134 L. Christof, Zürich; S. 135, 136 Hochbauamt der Stadt Zürich; S. 139 E. Rütli, Architekt, Zürich.

c) Zeichnungen auf den Beilagen: Kantonale Denkmalpflege, Zürich, ausgenommen die folgenden:

Beilage 12

- 1: U. Ruoff, Zürich (Bleistiftvorlage)

Beilage 13

- 2: Frl. Dr. M. Sitterding, Zürich (Bleistiftvorlage)